

Ein Kurheim mit Alpenblick



Burkhardt Huck

Hohenpeißenberg in Oberbayern 1947- 1960

Inhalt

Geschichte des Kurheims am Hohenpeißenberg	7 - 19
Kindheitserinnerungen	20 - 27
Der verschwundene Vater	28 - 32
Vater unser, der Du bist im Himmel	34 - 60
Abschied von Dillingen an der Donau	61 - 116
Die kurze Zeit im großen Kloster	117 - 165
Frühlingserwachen	165 - 190
Maikäfer flieg!	190 - 228
München leuchtet	255 - 271

Vorwort des Autors

Es war im Herbst 2020 als das Covid-Virus auch Ostfriesland erreicht hatte und die damit verbundenen Beschränkungen mich an eine Zeit erinnerten, in der Stubenarrest und Ausgangssperre als Mittel der Pädagogik eingesetzt wurden. Ich war manchmal froh, wenn mein Tatendrang an Grenzen stieß und ich Zeit zum Nachdenken hatte. Aber ich brauchte etwas, um Isolation und Einsamkeit zu ertragen. Etwas, was den Tag erfüllte, Disziplin und Kontinuität erforderte. In meinem Berufsleben dauerte es oft drei oder vier Jahre bis die Ergebnisse von Forschungsprojekten druckreif beim Verlag abgeliefert wurden. Das waren wissenschaftliche Bücher für ein kleines Publikum in kleinen Auflagen aber hunderten von Seiten. Gebunden für ein langes Leben auf Bücherregalen. Die meisten verloren rasch an Aktualität und Leser.

In meinem Archiv fand ich ein Manuskript, das ich nach dem Tod meiner Mutter in einem der kalten südafrikanischen Winter in Klein Karoo vor über zehn Jahren begonnen, aber nie weiter verfolgt hatte, weil es mehr Spaß machte einen englischsprachigen YouTube Kanal und eine facebook community aufzubauen, als über meine Kindheit und Jugend in Westdeutschland in der Vergangenheitsform zu erzählen. Außerdem sollte das Buch nicht gedruckt, sondern digital lesbar sein. Es gab auch damals schon Blogger und entsprechende Software, aber die Programme waren noch schwerfällig und teuer, Text- und Bildbearbeitung sperrig. Das war 2020 anders. Mit Windows 10 wurde alles, was mit Smart Phones möglich geworden war auch ohne Wischen am PC möglich. Das betraf vor allem das Einfügen von Bildmaterial. Ich könnte also einen klassischen Bildband herstellen, dessen Klischees noch vor fünfzig Jahren den Verlag ruiniert hätten.

Nun war ich im Besitz der Produktionsmittel, die früher den Druckereien und großen Verlagen gehörten. In meiner Dachstube konnte ich am PC mit großem Monitor und dem Internet verbunden den Avatar meiner Vergangenheit entwickeln, der mir dabei helfen konnte, meine Geschichte mit Leben zu füllen. Aus Materialien wie Fotos, Postkarten, Briefen, Kalendern oder Lehrmaterialien aus meinem Archiv, die ich bereits digitalisieren hatte, kannte ich die Plätze der Handlung und der beteiligten Personen in ihrer Zeit des Kurheims von 1936 bis 1963. Die meisten Bilder waren schwarz weiß. Aber es gab nicht genug eigenes Bildmaterial aber in den endlosen audio-visuellen Datenvorräten des Internets konnte ich authentisches Bildmaterial, Landkarten und lexikalisches Wissen finden.

Das Hauptproblem war, dass mein Avatar kein ausgereifter, weißhäutiger und -haariger mitteleuropäischer Intellektueller war, sondern ein oberbayerischer Lausbub in einem Bergdorf. Ich habe versucht mich an die Schlichtheit dieser Zeit zu erinnern und ich habe außerdem jede Erinnerung auf ihren faktischen Gehalt geprüft. Das Wetter war mir immer wichtig und ich musste es genau beobachten, denn ich war ihm täglich ausgesetzt. Bei Kachelmann, dem Wettergott, konnte ich im Internet sämtliche Wetterdaten der letzten hundert Jahre finden. Je mehr ich recherchierte, desto klarer wurden meine Erinnerungen. Wenn die Fakten sie bestätigten, verwandelte sich der Avatar von selbst zu der Figur, die ich damals war.

Burkhardt Huck

**Berumbur,
Ostfriesland Februar 2023**

Die Geschichte des Kurheims am Hohenpeißenberg

wie sie mir meine Mutter und Großmutter vermittelt haben, begann damit, dass die Nazis zwei Jahre nach der Machtübernahme von Dr. med. Engelhard Wychgram den Beitritt zur Reichsärztekammer forderten. Der war jedoch eher bereit seine staatliche Stelle als Kreisarzt zu verlieren, als mit den Nazis zu kooperieren und den Eid des Hippokrates durch den Eid auf den Führer zu ersetzen. Dadurch verlor er 1935 seine Stelle als Kreisarzt der Stadt Luckenwalde, einem Industriezentrum mit 25.000 Einwohnern 50 Km südlich von Berlin und seine kassenärztliche Zulassung. Er konnte jedoch weiterhin Privatpatienten behandeln. Er eröffnete eine wenig erfolgreiche Privatpraxis in Berlin, deren Aktivität unter dauernder Beobachtung stand und nutzte deshalb das Olympiajahr 1936, um der Überwachung durch die Gestapo zu entkommen.



Im Sommer 1936 erwarb er das Kurheim auf etwa 850 m Höhe am Südhang des Hohenpeißenberg im fernen Oberbayern. Es war von dem Kurarzt Dr.med. Unger eingerichtet und betrieben worden. Dr. Unger verkaufte das Haus mit Mobiliar an Enno und Edel Wychgram und konnte noch rechtzeitig nach Amerika auswandern. Nach der Ankunft der Amerikaner Mai 1945 wurde der Grundstückerwerb auf Nachfrage seiner Söhne, die als Soldaten der US Army nach Deutschland kamen, geprüft und als von Dr. Enno und Edel Wychgram rechtmäßig erworben bestätigt.

Laut meiner Mutter wurde der Großvater auch nach Dienstende in Luckenwalde weiter von den Nazis belästigt und sogar einmal für ein paar Tage eingesperrt. Bei der Entlassung soll man ihm gedroht haben, dass er beim nächsten Mal in ein Lager käme. War es das, was zwei Menschen wie meine Großeltern, damals 53 und 54 Jahren alt, die niemals im Süden oder gar auf einem Berg gelebt haben, dazu brachte die Reichshauptstadt zu verlassen und sich nahe München, der Hauptstadt der Bewegung, anzusiedeln? War es eine Vorahnung? Enno Wychgram hatte den ersten Weltkrieg als Medizinstudent in Lazaretten an der

Westfront erlebt. Er war zudem ein technisch begabter Mann und Fachmann für Optik. Die Vorstellung eines Krieges aus der Luft war ihm sicher nicht unbekannt. Zudem hatte eben die Legion Condor in Guernica gezeigt, dass die deutsche Luftwaffe einen totalen Luftkrieg vorbereitete. Als die Wychgrams das Kurheim eröffneten, machte ihre Tochter Almuth im Sommer im Internat an der Reinhardtwaldschule bei Kassel Abitur und auch gleich den Führerschein für Automobile. Sie ist wohl auch gefahren, bis mit Kriegsbeginn die meisten privaten Kraftfahrzeuge gleich mit eingezogen wurden. Nach dem Krieg gab es bis 1962 kein eigenes Auto am Kurheim bzw. dem späteren Gästehaus Dr. Wychgram ab 1954. Sie erledigte einen Teil der Einkäufe im Dorf mit einem Damenfahrrad mit Gepäckträger und einem Korb, der an der Lenkstange eingehängt werden konnte. Das schob sie dann voll bepackt von der Bergstraße den Wiesenweg der über eine Treppe zum Vorplatz der Küche. Dort erwarteten sie ihre Gänse, die ihr mit großem Geschnatter entgegenflogen,



um sie dann watschelnd zu begleiten. Ihr Vater Enno Wychgram hatte sie, nachdem er in Berlin Schwierigkeiten mit den NS-Behörden bekam, in der Reinhardtwaldschule ‚versteckt‘. Weil sein Vater Prof. Dr. Jakob Wychgram Mentor des Internats zur Fortbildung höherer Töchter war, wurde sie von dieser Oberschule für Mädchen aufgenommen und erhielt einen Freiplatz. Das ist jedenfalls die Geschichte, die ich von meiner Mutter erfahren habe. Sie war sehr glücklich dort unter den wohlbehüteten Mädchen, die sich in der Abgeschlossenheit des 1899 von Dr. Johannes Gottlieb Schaumlöffel gegründeten Kur- und

Pensionshauses Schocketal, das 1912 zur Mädchenschule für höhere Töchter wurde, auf das Abitur vorbereiteten. Sie beendete ihre Schulzeit im Sommer 1936 mit dem Abitur und lebte ab 1937 in Berlin bei ihrer Tante Dr. phil. Marianne Wychgram-Hofmann, der jüngeren Schwester ihres Vaters, in der Normannenstraße 9 in Nikolassee, einem Villenvorort im Südwesten der Stadt. Im Folgejahr diente sie als Blitzmädel, jedoch nicht an der Front, sondern mitten in Berlin als Telefonvermittlerin in der Schaltzentrale des Auslandsnachrichtendienstes unter Admiral Canaris. Meine Mutter beschrieb ihn als einen eleganten Herrn, der, wenn er im Amt war, öfter in Admiralsuniform und weißen Handschuhen, aber auch in Anzug und Krawatte seinen Stöpselmädels an ihren Schaltkästen „Guten Morgen!“ wünschte und nicht stiefelknallend „Heil Hitler!“ einforderte. Ein Jahr später begann sie eine Ausbildung zur Gutsekretärin. Ihr Bruder Hayo Wychgram hat zur selben Zeit in Ostfriesland eine zweijährige Ausbildung als Landwirt abgeschlossen. Ihr Großonkel Nikolaus Wychgram, Landesökonomierat und Eigentümer eines Gutes in Wybelsum nahe Emden war kinderlos geblieben. Der Erbe, in diesem Fall sein Neffe Hayo Wychgram konnte das Gut nur übernehmen, wenn er eine Ausbildung zum Landwirt nachweisen konnte. Die Entscheidung meiner Mutter für eine Ausbildung als Gutsekretärin erklärt sich möglicherweise vor diesem Hintergrund. In dieser Zeit in Berlin muss Almuth Frauke ihren späteren Ehemann und künftigen Vater von fünf Söhnen, Friedrich-Wilhelm Huck kennen gelernt haben, den sein Vater, der Landwirt und Major a.D. Max Huck zum Landwirt ausbilden ließ, um das Familiengut in Jästersheim bei Guhrau nahe Breslau in Niederschlesien zu übernehmen. Danach fand er Anstellung bei der Reichswehr und hat ab September 1939 als Offizier der Kavallerie am Feldzug gegen Polen teilgenommen. Dabei wurde er schwer verwundet, war fortan von Kampfeinsätzen entbunden und kam in der Etappe als Pferdeexperte für die Musterung von Zugtieren in den besetzten Gebieten zum Einsatz.



Meine Mutter erzählte, dass er darin so gut war, dass er innerhalb von fünf Minuten feststellen konnte, ob ein Pferd gesund und fronttauglich war. Er war außerdem sehr gut aussehend und hatte vier Brüder. Der zweitälteste Bruder von Friedrich Wilhelm, Max Huck, ein erfolgreicher Springreiter, erregte damals die Aufmerksamkeit des Publikums im eben ans Reich angeschlossenen Rest der K.u.K. -Monarchie, der Republik Österreich, die nach dem Anschluss an das Deutsche Reich von 1938 bis 1942 zur Ostmark wurde. „Der

fesche Rittmeister der Kavallerieschule, damals im Springstall, war zuerst im Vielseitigkeitsstall, gewann da viele Militarys, 2x Insterburg, die Vormilitary für die Olympiade mit ‚gelber Kater‘. Im Jahre 1938 kam er zu einem Turnier nach Wien und gewann auch mit ‚Fasan‘. Dort lernte ich Max Huck kennen und dort entsprang



in meinem Herzen ein kleiner Funke, der aber noch nicht übergriff!“ So schildert die Reichsgräfin der Habsburger Monarchie, Leopoldine Khevenhüller-Metsch, die erste Begegnung mit ihrem späteren Ehegatten in ihren Erinnerungen, die sie im Januar 1989 im Alter von 76 Jahren selbst mit Schreibmaschine zu Papier brachte auf Seite Zehn.

FÜRST von KHEVENHÜLLER - METSCH.



Es lag nicht nur am Krieg, der am 1.9.1939 begann, dass es dauerte bis Verlobung wie Ehe möglich wurden: Der Vater wollte seine jüngste Tochter, die für ihn als Kanzleileiterin arbeitete nicht entlassen: „Obwohl der Siegeszug der deutschen Truppen wirklich einmalig war, war ich wirklich keine Kriegsanhängerin, denn ich sollte ja im Krieg nicht heiraten und nach einem baldigen Ende sah es wahrhaftig nicht aus. Jedenfalls teilte ich dann meinen Eltern mit, dass wir heiraten würden. Max war mit seinem Regiment zu Pferde bis nach Bordeaux durchmarschiert, und hat nach Beendigung eine sehr schöne Zeit in Frankreich verlebt. Wir heirateten schließlich am 10.2.1941 in Berlin. Unser alter Religionslehrer Pf. Hope hat uns getraut. Zuerst hätte Mama kommen sollen, aber als damals schon die Tieffliegerangriffe über Berlin losgingen, wurde ihr das auch untersagt. Es waren da aber Ida, Josl (kam zufällig und unerwartet mit gebrochener Hand), Gotthard Marianne konnte nicht kommen, weil sie ein Kind erwartete, Didi und Dodo mit Tochter Leo, Tante Ida Solberg mit beiden Töchtern, alle Brüder von Max Huck bis auf Friedrich Wilhelm, der lag in Wels im Spital mit gebrochenem Bein.“ Seite 16.

Die Hochzeit meines Vaters Friedrich Wilhelm Huck und meiner Mutter Almuth Frauke Wychgram fand in Berlin statt. Am 24. August 1940. Tante Leopoldine, genannt Tante Podone, erwähnt dieses Ereignis nicht. Sie hatte andere Sorgen: Nach einem kurzen Hochzeitsurlaub in Garmisch muss Max wieder an die Front, ihr Vater will sie nicht mehr sehen. „Erst im Sommer 1944 durfte ich wieder nach Schloß Riegersburg

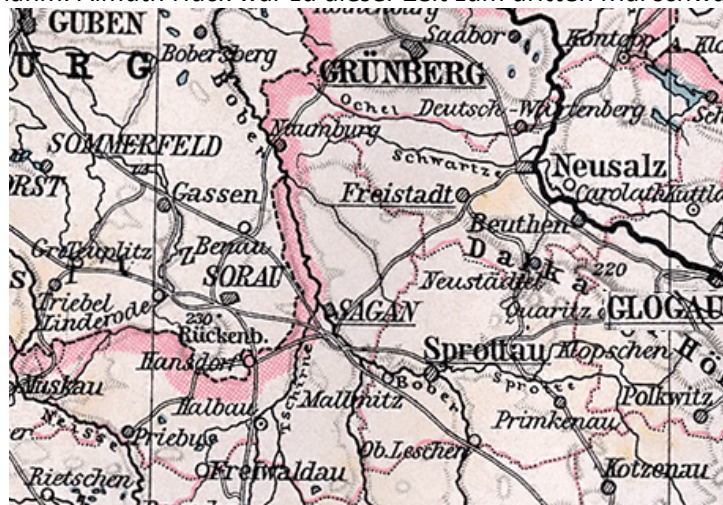
(Niederösterreich), als der totale Zusammenbruch vor der Tür stand. Ich wohnte also wieder in Jästersheim, half meiner Schwiegermutter wo ich konnte. Max kam selten auf Urlaub. An eine Episode erinnere ich mich noch genau, als ich aus dem Spital aus Breslau zurückkam. In der Frühe brachte mir meine Schwiegermutter Frühstück ans Bett, weil ich noch recht schlapp war und traf mich da heulend im Bett. Durchs Radio war der Einmarsch in Russland bekannt gegeben worden und das, dachte ich, wäre das Ende. Max machte den



Riegersburg

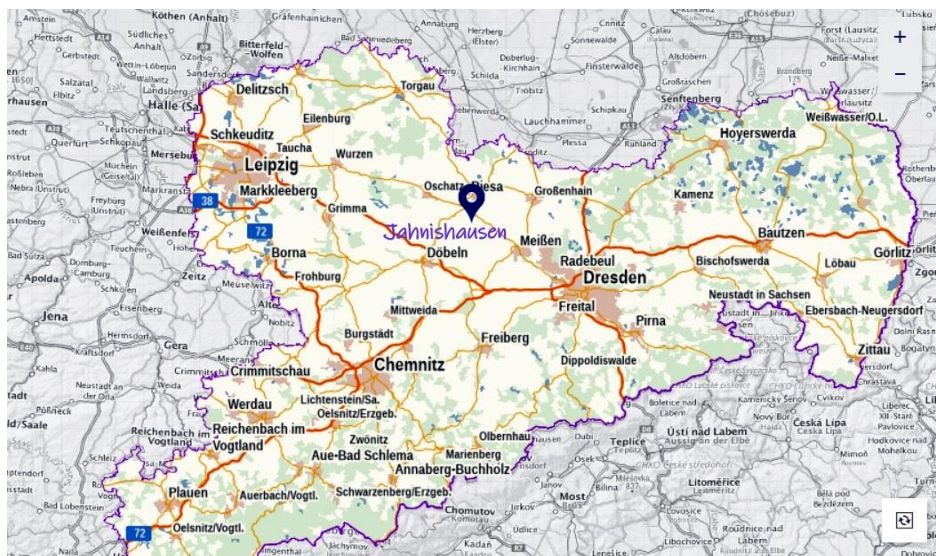
ganzen grausamen Feldzug mit bis Stalingrad, wo er dann schon eingekesselt heraus geflogen wurde, weil er Gelbsucht hatte, kam dann in ein Lazarett in Russland. Im Jahre 1943 wurde Max zur Umschulung auf Panzer nach Holstein versetzt. Wir konnten drei glückliche Wochen zusammen verbringen. Danach kam ich in die Hoffnung, wir waren voller Seligkeit....Schon das Jahr vorher hatten Almuth Huck und ich uns von Know-Maier in Reichen Birkendorf ein Haus gemietet, ein hübsches Biedermeierhaus: Wir wohnten da zusammen. Am 28.1.1944 fuhr ich dann mit der Bahn nach Breslau Die Wehen setzen kurz nach der Ankunft ein und im Spital in der Sprudelstraße 4 bring ich einen Buben zur Welt: 3,2 kg schwer und 52cm lang mit einer großen Nase und vielen schwarzen Haaren.“ (Seite 17)

Am 27. Januar 1944 ist der nächst jüngere Bruder von Friedrich-Wilhelm Huck, Joachim Huck als Kommandeur einer Panzerabteilung der 24. Panzerdivision im Alter von 26 Jahren bei Heiligenbeil in Ostpreußen gefallen. Meine Eltern haben bei der Wahl meiner Vornamen entschieden, Joachim als zweiten in meiner Geburtsurkunde einzutragen. Meinen ersten Vornamen, den mit zwei Vokalen und sieben Konsonanten hat meine Mutter beigetragen. Vielleicht war der damals in Mode wie Eckehard, Richard oder Gerhard. „Am 19. Mai fand eine nachträgliche Feier der Taufe von Podones erstem Sohn Mäxi statt, an der auch meine Mutter teilnahm. Almuth Huck war zu dieser Zeit zum dritten Mal schwanger.“



Nach Jörg Christian, der am 6. August 1941 im Kreiskrankenhaus Weilheim nahe dem Kurheim ihres Vaters geboren wurde, folgte am 23. Februar 1943 ein weiterer Sohn: Wolfgang ohne zweiten Vornamen. Er kam

wie ihr dritter Sohn Friedrich Christoph Huck in Guhrau am 3. August 1944 zur Welt. Am 12. Januar 1945 begann der erwartete Großangriff der Roten Armee an der Weichsel. Die Ziele waren Breslau, Frankfurt (Oder) und Königsberg. Am 19. Januar verlässt Podone mit Sohn Mäxi Jästersheim und erreicht im ungeheizten Viehwagen Glogau, wo sie in einem Saal mit neunzehn anderen Kindern übernachten. Am 21.1. geht es weiter bis Sagan, wo sie nachts um Eins ankommen. Zweieinhalb Stunden später geht es in einem Packwagen weiter, in dem sie schließlich Jahnishausen erreichen. Am 29.1. kommen die Eltern, Almuth mit drei Kindern und der jüngste der Gebrüder Huck, Dieter, im Auto einer Hebamme. Am 1.2. verlassen Podone mit Mäxi und ihr Schwager, der jüngste der fünf Gebrüder Huck, Dieter Huck Jahnishausen, um über Leipzig, Halle nach Goslar zu fahren, wo sie am 3.2. eintreffen und in der Nähe in Kirchbrak im Kreis Holzminden unterkommen. Am 25. Juni trifft Max Huck dort ein, der in Steiermark von den Engländern interniert, schon zwei Tage später auf freien Fuß entlassen wurde. Am 27. Juli trifft auch mein Vater Friedrich-Wilhelm mit Pferd und Wagen dort ein und alle fahren nach Verden zu den Eltern der Gebrüder Huck.



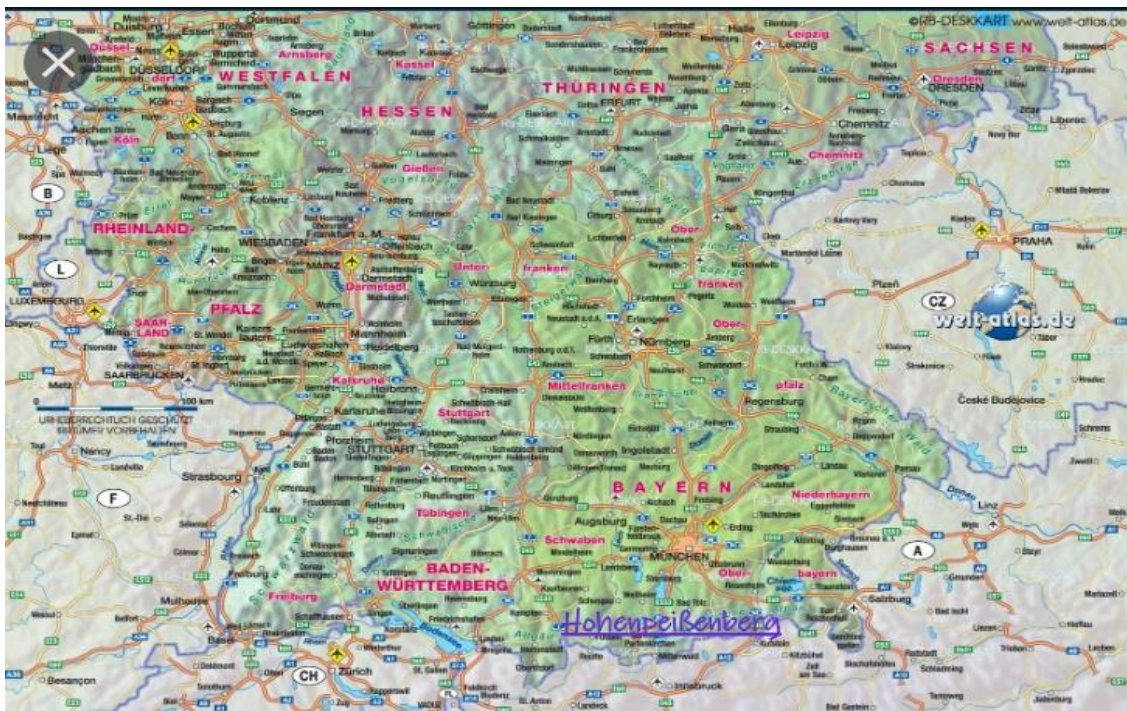
Im Jahr 1949 finden Max, Podone, ihre Söhne Mäxi und Sigismund, der im Herbst 1946 geboren wurde sowie die am 7. Februar 1948 geborene Tochter Marie Antoinette eine eigene Wohnung auf einem Hof in Bingartis. Dort gab es auch schon Pferde für Max zum Reiten und da er schon eine Stelle beim Pferdestammbuch in Kassel bekommen hatte, begann auch wieder an Reit- und Springturnieren teilzunehmen, die ab Mitte 1949 wieder stattfanden. 1953 zog die Familie nach Osterrode, Max setzte unterstützt von seiner Frau seine Karriere als Turnierreiter fort.



Als Leopoldines Mutter durch den Staatsvertrag zwischen Österreich und den sowjetischen Besatzern von 1955 die Besitzungen in Österreich zurück erhielt, zog die Familie von Max Huck erst nach Wien und später,

nachdem das Amtsgebäude des verwaahlsten Schlossguts bewohnbar gemacht wurde, nach Ladendorf im Bezirk Mistelbach.

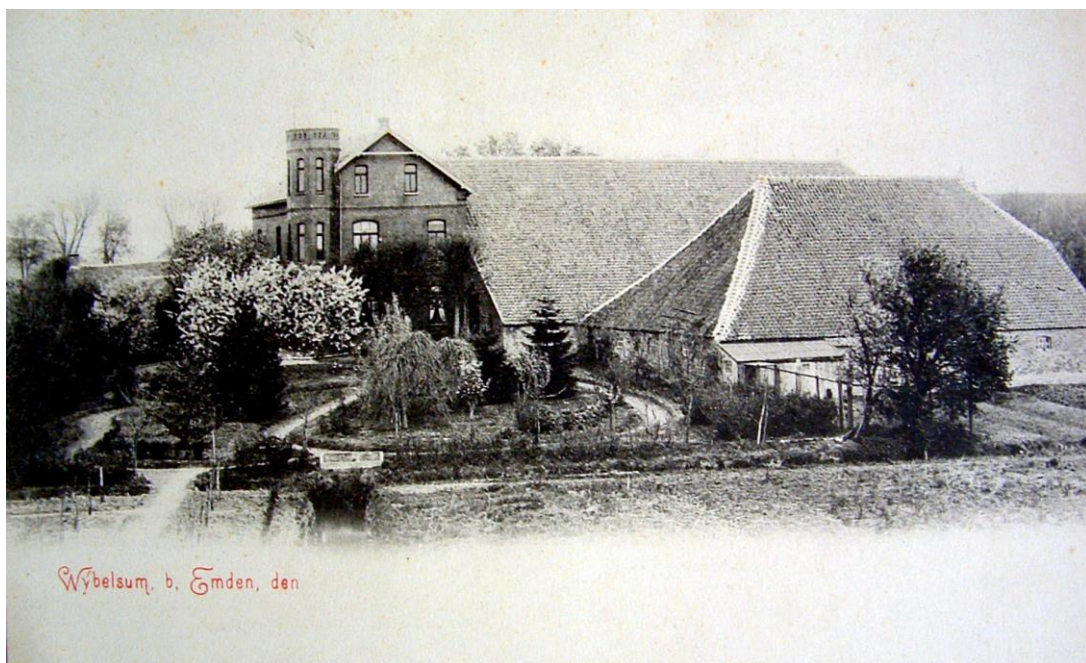
Warum meine Mutter am 1. Februar 1945 nach dem Treffen in Jahnishausen westlich von Dresden nicht mit ihrem Gatten Friedrich-Wilhelm Huck und ihrer Schwägerin Podone nach Norddeutschland in die Nähe ihrer Schwiegereltern zog, sondern sich entschied mit den drei Söhnen Richtung Oberbayern zu ihren Eltern zu ziehen, ist nicht bekannt. Sie scheint in Jahnishausen noch geblieben zu sein, denn sie berichtete mündlich, dass sie am Tag vor dem Luftangriff auf Dresden von ihrer Freundin Irene Neuber am 12. Februar zur Feier ihres Geburtstag eingeladen wurde in die Stadt zu kommen. Sie lehnte ab, weil sie ihre drei Kleinkinder im Alter von dreieinhalb, zwei und einem halben Jahr alt nicht hätte mitbringen können. Sie fuhr also nicht nach Dresden, das in den Folgetagen von alliierten Bombern zerstört wurde, sondern am Tag darauf von Jahnishausen Richtung Chemnitz und Plauen und hat wohl zehn Tage später das Haus ihrer Eltern, das Kurheim Dr. Wychgram in Hohenpeißenberg in Oberbayern erschöpft und mit allen drei Söhnen unbeschadet erreicht.



Die Flucht aus Jästersheim und Breslau muss jedoch schrecklich gewesen sein. Sie erzählte, dass die Ränder der Fluchtwege übersät waren von Menschen, auch Kindern und Alten, die durch Kälte oder Hunger unterwegs gestorben seien. Es sei auch extrem schwierig gewesen Milch für ihre Kinder zu besorgen. Wenn der Treck gelegentlich zu einem Halt kam, hätten die Öfen in manchen bereits verlassenem Dörfern noch gebrannt, so dass sie dort die mitgeführte erfrorrene Milch auftauen konnte. Unterwegs hätte sie dann auch Nachricht von dem verheerenden Luftangriff auf Dresden vom 13.-15. Februar erreicht, die sie sehr besorgten, weil sie nicht wusste, ob ihre Freundin überlebt hat. Sie hat erst Wochen später erfahren, dass Irene in einem Keller überleben konnte. Die Geschichte, die sie über ihre Zeit in Schlesien erzählte war voller guter und schöner Erinnerungen. Aber sie hatte bereits zuvor ein Leben, das sie bereits an viele Orte gebracht hat: von Kopenhagen nach Kiel, von da nach Ammerland in Ostfriesland, zehn Jahre später nach Luckenwalde, südlich von Berlin, aber immer wieder nach Berlin-Nikolassee, zu ihrer Tante, die als eine der ersten Frauen, in Preußen einen Doktor der Philosophie erwarben. An all diese Zeiten erinnerte sich meine Mutter gerne und erzählte von ihnen so lebhaft und anschaulich, dass ich sie noch immer wie Bilder vor mir sehe wie etwa die alten kolorierten Kupferstiche mit Ansichten von Kopenhagen, Emden oder Kiel, die sie in den Räumen des Kurheims umgaben.

Almuths Tante Marianne Wychgram promovierte mit einer Dissertation an der Georg August Universität zu Göttingen. Die Doktorarbeit ist ihren Eltern gewidmet. Das Datum der mündlichen Prüfung war der 12. März

1919. Die „Studien zur Geltung Quintilians in der deutschen und französischen Literatur des Barocks und der Aufklärung“ füllen nur 150 dicht bedruckte Seiten, aber nicht in Fraktur, sondern einer Type, die heute noch modern wirkt. So ist es auch mit dem Inhalt. Ausgehend vom Hauptwerk des Advokaten und Gerichtsredners Quintilian, gesucht und heute noch gefeiert als Lehrer der Rhetorik. Die „Institutio oratoria“, aus dem Jahr 88 nach Christus, behandelt, mit der elementaren Ausbildung beginnend, systematisch das gesamte Gebiet der Rhetorik. Quintilian war geprägt von der Redekunst und dem Stil Ciceros. Er sah in Cicero das Vorbild des Redners und Stilisten und die Verkörperung seines Bildungsideals. Wie kam es, dass ein solch altes Buch durch die Aufklärung so einflussreich auf unsere Kultur einwirkt, dass noch heute in einer Google Abfrage nach Quintilian einige tausende Ergebnisse aufgelistet werden? Marianne Wychgram sucht Zugang indem sie Zeugen befragt: 22 vom Mittelalter bis zum Barock und 30 Zeugen aus der Literatur der Aufklärung in Frankreich wie Deutschland. Das war vor hundert Jahren ein kecker Versuch, den man hundert Jahre später nochmal vor dem Hintergrund der anthropogenen Umweltkatastrophe durchführen sollte. Sie heiratete später den Berliner Philosophen Paul Hofmann und hieß seitdem Hofmann-Wychgram. Paul Hofmann bezeichnete seine Philosophie als ‚Sinnerforschung‘. Die erscheint heutzutage ziemlich abgehoben, aber ist nicht wesentlich radikaler als die von Husserl, Heidegger,



Karl Jaspers oder anderer zeitgenössischer Zunftgenossen. Die akademische Welt, die ihre Vorfahren durchlebten, war nicht die Welt nach der sich Almuth, die 1938 zwanzig Jahre alt wurde, sehnte. Sie wollte Land, einen Gutshof, Pferde, Felder und Äcker, die es zu bewirtschaften galt. Nicht einen kleinen Bauernhof wie am Kurheim, der von einem Pächter betrieben wurde. Sie wollte eine eigene Wirtschaft mit einem treuen Gatten, vielen Kindern im Gutshaus und ein paar dutzend Beschäftigten um etwa 300 ha zu bewirtschaften. Das Gut ihres Onkels in Wybelsum an der Nordseeküste bei Emden in Ostfriesland war wesentlich kleiner und ihr Onkel, Ökonomierat Nikolaus Wychgram noch gesund und munter.

Sein Bruder Prof. Dr. Jacob Anton Wychgram war bereits im November 1927 verstorben, kurz vor seinem siebzigsten Geburtstag. Seine Enkelin Almuth war damals neun Jahre alt. Almuths Onkel Nikolaus starb am 20. April 1941 in Emden, als sie bereits nach Gut Jästersheim bei Guhrau, heute Gora, gezogen war. Ihr Bruder Hayo, der von 1936 bis 1938 eine landwirtschaftliche Ausbildung durchlief, um als Hoferbe anerkannt zu werden, erbte den Hof nach dem Tode seines Onkels. Er setzte einen Pächter ein, der den Hof bewirtschaftete. Hayo wurde am 5.10.1939 zum Wehrdienst eingezogen und begann das medizinische Studium als Angehöriger der Luftwaffen-Sanitätstruppen mit dem Wintersemester 1941/42 München; die nächsten zwei Semester studierte er an der Universität Strassburg. 1944 wurde er als Sanitäter nach Italien

versetzt. Im Herbst setzte er sein Studium in Tübingen fort und bestand am 13.3.1945 das Physikum. Danach kehrte er zurück zur Truppe nach Tirol, geriet in Österreich in Gefangenschaft, wurde am 27.5. 1945 entlassen und lebte die nächsten Monate im Haus seiner Eltern am Hohenpeißenberg. Zu Beginn des Wintersemesters 1945 reist er nach Tübingen um das Studium der Medizin zu bringen: Promotion 16.11.1948, Approbation 31.3.1950. Anerkennung als Facharzt für Augenkrankheiten am 27.12.1954.



Hayo und Enno Wychgram 1940

Im Sommer darauf findet er eine Facharztstelle und eröffnet eine Praxis als Augenarzt in Murnau am Staffelsee in Oberbayern etwa dreißig Kilometer vom Hohenpeißenberg entfernt, wo seine Mutter wie auch seine Schwester und ihre inzwischen fünf Söhne lebten. Hayo hatte kurz nach seiner Rückkehr nach Tübingen Traudi Jerschke geheiratet und wenig später wurden Renate am 25. April 1948 und Sybille am 8. Januar 1950 in Tübingen geboren.

Am wohlsten fühlte Almuth Wychgram sich in der Hauptstadt Berlin. Sie mochte auch die gepflegten Verhältnisse, in denen ihre Tante und ihr Onkel im Villenviertel Nikolassee residierten. Es war immer Platz für die Familienmitglieder bei Tante Manna in der Normannenstraße, in Laufnähe zum S-Bahnhof Nikolassee. Auch ich sollte später allein oder zu Familienanlässen dort unterkommen und von ihr etwas lernen, was sie „gutes Benehmen“ nannte oder „Umgangsformen“, nicht nur im Sinne von Knigge, sondern auch von intellektueller Redlichkeit in der Rhetorik. Das setzt voraus, dass man sich bemüht, in Zusammenhängen zu denken, die den anderen nicht überfordern. Was Tante Manna nicht mochte war Phantasielosigkeit oder geistige Trägheit. Sie war eine Salondame der alten Zeit, man sagte auch Grand Dame dazu und dachte an den Salon von Gertrude Stein und die Leute, die sich dort begegneten. Bei Tante Manna gab es eine große Bibliothek mit Arbeitsraum mit mässivem Schreibtisch aus dunkler Eiche, an dem ihr Vater ab 1880 sein Opus Magnum „Schiller – Dem deutschen Volke dargestellt“ geschrieben hat. Der mit vielen Bildern und Faksimiles versehene Prachtband mit 542 Seiten wurde 1922 in siebter Auflage gedruckt. In einer Ecke der Tischplatte befand sich handgroßer Tintenleck. Ein Vergleich mit Martin Luthers Wurf mit dem Tintenfass nach dem Teufel liegt nahe, ist aber unbegründet. Mein Uropa war wohl wegen einer optischen Parallaxe gegen das Tintenfass gestoßen, das daraufhin umkippte. Der Schreibtisch war umgeben von verglasten Büchervitrinen und hohen offenen Regalen voller Bücher, tausende, wohl geordnet. An einer Wand stand ein mächtiges, mit moosgrünem Brokat bezogenes Sofa vor einem großen ovalen Tisch aus Mahagoni mit spiegelnder Tischplatte und drei gepolsterte und ebenso mit Brokat bezogene Sessel. Über dem Sofa hing ein fast zwei Meter hohes Portrait von Johann W. Goethe in einem eleganten Biedermeierrahmen. Darunter befand sich der Lieblingsplatz meiner Großtante Dr.phil. Marianne Hofmann-Wychgram. Rechts vom Sofa

fürte eine französische Tür auf eine Balkonterrasse mit Ausblick auf hohe Laubbäume und Gartenanlage. Von ihrem Platz aus hatte sie alles unter Kontrolle: Den großen Bibliotheksraum und seinem hohen Fenster zur Südseite, den Balkon zur Rechten und zur Linken in den Hauptraum, in dem ein schwarzer Bechstein



Almuth und Edel Wychgram auf dem Balkon in Berlin-Nikolassee

Flügel stand und ein weiterer runder Tisch für sechs Personen. Über der Tischmitte hing ein zwölfarmiger Kronleuchter aus venezianischem Buntglas mit vielen Verzierungen. „Alles mundgeblasen in Murano. Venedig ist so wunderschön. Diesem Leuchter konnte ich nicht widerstehen. Er wurde mir hier her zugeschickt.“ Dort hing er dann, seit Tante Manna ihn im Juni 1927 aufhängen ließ. Das Ding hatte fast 2m Durchmesser und hing dort bis zum Tode von Tante Manna im März 1983. Ich denke jedoch, dass es ein Höllenjob war, das Ding und seine Hundert Einzelteile zu putzen.

Almuth blieb Berlin treu, auch während der vielen Jahrzehnte, die sie später unter Oberbayern verbrachte. Es blieb die Stadt in der sie sich am meisten aufhielt, vor allem in den siebziger Jahren, als sie häufig von München nach Berlin flog, um ihrer Tante den Haushalt zu führen und später auch bis zu ihrem Tod zu pflegen. Auf dem Foto sieht man in der Mitte stehend Almuth Wychgram ihrer Mutter Edel zugewandt auf dem Balkon des Hauses von Marianne Wychgram-Hofmann in Berlin-Nikolassee 1939.

Nun war Almuth im Februar 1945 jedoch im Haus ihrer Eltern am Hohenpeißenberg gelandet, in dem sie bisher meist nur auf Durchreise war. Abseits vom gesellschaftlichen Leben der schlesischen Gutshöfe, die nun unter polnischer Verwaltung standen. Selbst das Reisen innerhalb Deutschlands war durch die Grenzen der Besatzungszonen vorerst nicht möglich. Wahrscheinlich war ihr Mann Friedrich Wilhelm Huck in Norddeutschland in der britischen Zone bei der Huck Familie untergekommen. Auch seine Zukunft war ungewiss. Was sollte der Landwirt und Hauptmann a.D. in Hohenpeißenberg anfangen? Ein 200 Hektar Gut pachten? War in dieser Landschaft weder möglich noch sinnvoll. In der Ukraine wäre das gegangen. Mit Anschluss an die Reichsautobahn von Kiew nach Berlin. Irgendwann ist aber auch mein Vater am Berg angekommen, in der von den USA besetzten Zonen Deutschlands. Dort versuchten alle an Zigaretten, Seidenstrümpfe, Kaffee und Dollars aus Amerika zu kommen. Der Schwarzmarkt boomte in München wie überall in Nachkriegsdeutschland. Der Roman "Off Limits" von Hans Habe erschien 1955 bei Kurt Desch. Die Handlung des populären Buches ist während der US-Besatzungszeit in München angesiedelt und basiert auf autobiographischen Erfahrungen des Autors, der als leitender US-Presseoffizier in München tätig war. Er beschreibt die Situation zwischen der Kapitulation 1945 und der Währungsreform 1948. Die Amis waren überall in Oberbayern: In Garmisch, Bad Tölz, am Tegern-, Starnberger-, Murnauer- oder Chiemsee. Die

ehemaligen Gebirgsjäger- oder SS-Kasernen der Alpenfestung wurden von ihnen übernommen. Die Nachfrage nach deutschen Zivilbeschäftigten stieg im Rahmen der Entnazifizierung ab 1947. Ein Persilschein, wie die Bestätigung der Nichtbelastung durch die Verbrechen der Nazi Herrschaft genannt wurde, machte es auch möglich die offenen Stellen in Verwaltung und Justiz der amerikanischen Besatzungszone zu besetzen. 1946 muss Friedrich Wilhelm jedenfalls am Hohenpeißenberg gewesen sein, denn am 4. April 1947 wurde ich nach dem kältesten Winter seit Stalingrad geboren. Nach Weihnachten war es wochenlang so kalt, dass die Wasserleitungen einfroren und der Schnee lag so hoch, dass die Versorgung auch trotz Hilfe der Besatzungsmächte in vielen Gebieten zusammenbrach.

Es ist nicht bekannt an welchem Ort meine Mutter Almuth Huck den Eintritt der Wehen, die meine Geburt ankündigten, bemerkte und darauf reagiert hat. Ebenso ist unbekannt ob mein Großvater, selbst Arzt, entschieden hat, sie vom Hohenpeißenberg in das sechzehn Kilometer entfernte Weilheim zu fahren oder ob er sich überhaupt im Kurheim, das er damals noch leitete, aufhielt, oder ob er noch als Kreisarzt des Landkreis Schongau aktiv war. Oder ob er sich vielleicht in Dießen am Ammersee bei einer Freundin aufhielt, wohin er laut meiner Mutter öfter floh, wenn ihm der Lärm zu viel wurde, den die Großfamilie, besonders aber meine drei älteren Brüder und deren Spielgesellen verursachten.



Vielleicht hat sie das einzige Taxi vor Ort, das der Schuhmacher Pröbstl an der Hauptstraße betrieb, und auch eines der wenigen Telefone der kleinen Gemeinde besaß, angerufen. Das Kurheim und seine Gäste waren gute Kunden von Herrn Pröbstl und konnten ihn selbst nachts aus dem Bett zum Dienst rufen. Auch der Hubertushof des Herrn van Scherpenberg nebenan an der Bergstraße und sein Pächter Pascha konnten das. Aber wieso musste sie ein Taxi rufen? Als der Kreis Schongau im Mai 1945 von den Amerikanern besetzt war, wurde ihr Vater Dr. Engelhard Wychgram auf Vorschlag des von den Amerikanern eingesetzten Landrats Franz-Josef Strauß zum Kreisarzt des Landkreis Schongau bestellt. Enno Wychgram war der einzige unbelastete Arzt im Landkreis, der kein Mitglied der Reichsärztekammer oder irgendeiner Naziorganisation war und dadurch als Kreisarzt wirken konnte. Er bekam einen Dienstwagen der Marke Opel, den er wegen seiner Unzuverlässigkeit nicht sehr schätzte und dessen ovales Markenzeichen er deshalb um die Achse drehte. Er hieß von da an Lepo. Das Kurheim hatte schon seit 1928 eines der wenigen Telefone in Hohenpeißenberg, die erst mit Kriegsende verstummt und jetzt wieder auf Leitung geschaltet wurden. Almuths Vater wie ihre Mutter Edel waren Arzt. Dr. Engelhard Wychgram, geboren am 26. Juni 1882 muss meine Großmutter Dr. Edel Wychgram, am 23.10. 1881 geborene Secher aus Kopenhagen getroffen haben, als Edel, eine der ersten Däninnen, die sich entschieden hatten, Zahnmedizin zu studieren und an der

schleswig-holsteinischen deutschen Christian-Albrechts-Universität in Kiel zum Studium zugelassen wurde.



In ihrer Heimat war Frauen der Zugang zur Universität noch verwehrt, obwohl die Sechers angesehene Mediziner in Kopenhagen waren und die Dänen sich nicht gerne an die „Dybbøl skanser“ und den verlorenen Krieg gegen das Königreich Preußen von 1864 erinnerten. Enno und Edel vermählten sich am 24. 7. 1910 in Kopenhagen. Engelhard, genannt Enno, Sohn meines Urgroßvaters Prof. Jacob Wychgram, hat nach dem Abitur Medizin in Kiel studiert und war in Weiterbildung zum Facharzt für Psychiatrie, als 1914 der Weltkrieg begann und er als praktischer Arzt an die Westfront gerufen wurde, um in den Lazaretten in der Etappe denen zu helfen, die dem Inferno körperlich oder seelisch verstümmelt entkommen sind. Am 6. September 1916 wurde in Kiel mein Onkel Hayo Lenard Wychgram geboren. Am 12. Februar 1918 folgte meine Mutter, diesmal in Kopenhagen geboren, wohin ihre Mutter Edel vor den Wirren des Kaiserreichs gegen Kriegsende zu ihrer Familie Secher geflohen war.

Wenn meine Mutter nicht schon vor Einsetzen der Wehen das Krankenhaus aufgesucht hat, wird sie das mit ihrer Mutter besprochen haben. Edel war zwar Zahnärztin und zusammen mit Enno unterhielten sie ein Laboratorium und eine große Hausapotheke, die dem Bedarf des Kurheims, seiner Gäste wie seiner Familie und Angestellten entsprach. Wieso also hat keine Hausgeburt sattgefunden? Wurde mein ältester Bruder Jörg, der einzige, der bisher im August 1941 in Weilheim zur Welt kam, dazu ins dortige Kreiskrankenhaus gebracht? Wurden meine zwei nächstälteren Brüder Wolfgang und Friedrich, im Gut der Familie in Jästersheim im Februar 1941 bzw. im August 1944 Oberschlesien geboren oder im Krankenhaus der nahen Kreisstadt Guhrau? Hatte eine Hebamme im Gutshaus Geburtshilfe geleistet? War unser Vater Friedrich-Wilhelm Huck, bei der Geburt auf Fronturlaub anwesend? Wo war er als Jörg 1941 in Weilheim geboren wurde? Im Hause seines Schwiegervaters auf dem Hohenpeißenberg? Zurück aus dem Frankreich Feldzug bei dessen Tochter? Wie war das Verhältnis zwischen dem Humanisten Enno Wychgram und dem Offizier der Kavallerie? Warum war meine Mutter damals – nur ein Jahr nach ihrer Hochzeit am 24. August 1940 in Berlin, wo sie bei ihrer Tante Dr. Marianne Hofmann-Wychgram, die eine geräumige Villa in der Normannenstraße im feinen Vorort Nikolassee ihr eigen nennen konnte – nicht einfach bis zur Niederkunft ihres ersten Sohnes dort geblieben? Warum fand die Geburt von Jörg nicht im Gut Jästersheim unseres Vaters statt? Wie auch immer, diesmal geht es um meine Geburt, die erste Geburt, die sie unter friedlichen Bedingungen austragen konnte. Ich bin ihr erstes Nachkriegskind und obwohl die Besatzer noch Reparationen durch direkte Beschlagnahme vor Ort requirierten, funktionierte der Bahnverkehr und die Leitungen für Elektrizität und Telefon waren intakt. Damit ließ sich die Beute der Sieger auch besser verfrachten. Das geschah auch mit dem großen Küchenherd des Kurheims. Er wurde unter Klagen des

Personals auf Rollen durch die große Doppeltür der Küche mit einem Kran auf einen Armeelaster der US Army gehievt. Allerdings kam der große Herd bald darauf durch die Intervention des damals für den Landkreis Schongau durch die Amerikaner eingesetzten Landrats Franz-Josef Strauß zurück, nachdem sich herausgestellt hatte, dass der Herd aus dem Kurheim des von Strauß bestellten Kreisarztes Dr. Wychgram stammte. Meine Geburt erfolgte nachts um drei am 4. April 1947, einem Karfreitag im katholischen Oberbayern.

Deshalb stellt sich die Frage, ob im Kreiskrankenhaus Weilheim noch ein Generator stand, denn dass Leitungen intakt sind heißt ja noch lange nicht, dass damit Strom übertragen wird und wenn, ob er auch Zivilisten zugeführt wird. Wie stand es also um die Stromversorgung? Gab es nachts um halb drei Strom? Wurde ich umgeben von flackernden Kerzen geboren oder dem funzeligen Licht von Grubenlampen des nahen Bergwerks in Peißenberg, die als Notbeleuchtung dienten? Oder haben die Amerikaner auch die mitgenommen? Warum fand die Niederkunft nicht im Kreissaal des Kreiskrankenhauses Schongau statt, für das mein Großvater als Kreisarzt zuständig war? War er das nicht mehr? Ist er mit vierundsechzig Jahren und fünf Monate vor seiner Pensionierung bereits in den Ruhestand versetzt worden? War er Generator dort vielleicht schon abmontiert? Wurde in dieser Nacht vielleicht nur dem Weilheimer Krankenhaus Strom zugeteilt? Möglicherweise war im Schongauer Krankenhaus kein Bett frei, oder es fehlte an Personal oder die Straße dorthin war gesperrt, was Anfang April bei einsetzender Schneeschmelze passieren kann. In meiner Erinnerung war die Stromversorgung gut, es war sehr hell, als ob die helle Mittagssonne den Äquator beleuchtet oder tausende Neonröhren im Kreissaal des Weilheimer Kreiskrankenhauses installiert waren. An die Zeit die darauf folgte fehlt mir die Erinnerung. Als mein Großvater mich zum ersten Mal nach meiner Geburt 1947 sah, soll er gesagt haben: „Das ist ja ein Utz.“ Das blieb! Ich wurde fortan so gerufen. Meine Mutter jedoch rief mich Putzel mit einem gedehnten ‚u‘.



Ich selbst habe keine visuelle persönliche Erinnerung an meinen Großvater und als ich laufen konnte, war er bereits in die Heimat seiner Ahnen nach Ostfriesland zurückgekehrt, um dort seinen Lebensabend zu verbringen. Enno's Frau, meine geliebte dänische Großmutter hatte sich scheinbar entschieden bei ihrer Tochter und den vier Enkeln weiter im Kurheim am Hohenpeißenberg mit Alpenblick zu leben. Vielleicht war Enno aber zu meiner Taufe anwesend und hat die Fotos gemacht auf denen ich auf dem Schoß seiner blinden Mutter liege, die 1950 in Berlin gestorben ist. Zu diesem Tag waren auch mein Taufpate Günther Mack, ein Freund meines Vaters und meine Taufpatinnen Tante Traudi und eine Freundin meiner Mutter, Gräfin von der Recke angereist. Das ist in meiner Taufurkunde eingetragen.

Ich habe auch keine Erinnerung an meinen Großvater, auch nicht an seinen Todestag an Heiligabend 1951 im fernen Ostfriesland auf der Insel Norderney. Erst später erfuhr ich von meiner Mutter, dass er dort von Fischern beigelegt wurde. Im Juli 1952 wäre Großvater siebzig Jahre alt geworden, vielleicht wäre er noch einmal nach Hohenpeißenberg gekommen. Dann hätte ich ihn noch erleben können. So blieb mir nur ein

großes schwarz-weiß Foto auf dem ein gütiger, nachdenklich blickender Mann mit weißen Haaren aus hellen und wachsamen Augen sein Gegenüber durch zwei rundgefasste Gläser einer Nickelbrille mustert.



Kindheitserinnerungen

An meine ersten drei Lebensjahre kann ich mich auch sonst kaum erinnern. Eins war aber sicher: Ich verbrachte diese Jahre vor allem in dem kleinen Schlafzimmer meiner Mutter in direkter Nähe zu dem großen Schlafzimmer mit dem verlassenem Ehebett, in dem meine drei älteren Brüder schliefen. Nachdem unsere Mutter sich ab Herbst 1950 auf die Geburt ihres fünften Kindes vorbereitete, wechselte ich in das große Schlafzimmer zu meinen Brüdern. Die waren alle bereits schulpflichtig und machten sich morgens um halb acht auf den Weg zur Schule auf dem Berg, während ich als einziger zu Hause blieb. Dort war ich zwar nicht allein, es war noch meine Mutter wie meine Großmutter im Haus und am großen Herd in der Küche konnte ich der dicken Berta zusehen, wie sie das Mittagessen zubereitete.

Der Herd war etwa zweieinhalb Meter lang und stand, mit der kurzen Seite an der Wand zwischen Heizungsraum und Schwingtür zum Treppenaufgang zur Diele des Hauptgebäudes, in der Mitte der Küche. Er hatte vier Kochplatten, ein Heißwasserbecken auf der einen Seite des Kochfeldes und ein großes Backrohr mit einer Abstellfläche darüber auf der anderen. In der Mitte davon, unter den Kochplatten glänzte eine weiß emaillierte Ofentür, so groß und weiß wie auch die Tür zum Backrohr nebenan. Hinter der Ofentür brannte das große Feuer, das ich durch einen Türspalt aus meiner damaligen Augenhöhe flackern sah. Im aufrecht gehen war ich damals ein Anfänger. Als ich mich dem Spalt näherte und die Hitze spürte, die mir entgegenschlug, wankte ich, suchte Halt und patschte mit meinen Händen auf die heiße, weiße Emaille. Mein Geschrei erschreckte die dicke Berta so, dass sie den Kochlöffel auf die heiße Herdplatte warf, einen Schritt zurück vom Ofen trat und mich am Boden entdeckte, hochhob und mich mit ihren kräftigen Arm gegen ihren enormen Busen drückte, um sich meine Hände anzusehen. „Hör auf zu weinen! Das werden wir gleich behandeln.“ Sie ging mit mir zur Anrichte, hob die Haube von der Butterschale und strich mit dem Zeigefinger einmal über die Butter, um damit meine Hände zu bestreichen. Danach holte sie einen Esslöffel aus der Schublade, fuhr einmal mit ihm durch das Mehlglass und bestäubte meine Butterhände. Es sah aus als ob es schneite. Berta sah mein Erstaunen, setzte mich ab und sagte: „So kleiner Utz. Das war's.“ Sie setzte mich auf einen Küchenstuhl: „Hier bleibst du jetzt und halte deine Hände gefaltet. Wenn die Sauerkrautroulade im Rohr ist, kannst du sie wieder öffnen.“

Was eine Sauerkrautroulade ist wusste ich damals noch nicht. Aber eines wusste ich: Wenn Berta die vollen Backbleche ins Rohr schob und die Tür mit einem energischen Griff zuriegelte, legte sie danach eine Pause ein. So geschah es. Sie kam zu mir, hob mich vom Stuhl, besah meine Hände, warf mir einen aufmunternden Blick zu, drückte mich gegen ihre Brust und ging mit mir zum Aufzug, der von der Küche in das darüber liegende Esszimmer führte. Sie zog mit einer Hand die Klappe hoch und setzte mich in den Kasten, der sonst voll mit Geschirr oder Speisen von der Küche an zwei Schiffstauen über eine Seilwinde von der Küche in das Hauptgeschoß gezogen werden kann. „So kleiner Utz, ich muss jetzt nach oben ins Esszimmer. Gleich wird es dunkel. Sei brav, wir sehen uns oben wieder.“ Dann zog sie mit beiden Armen an den Tauen an den Seiten des Kastens und begann zu ziehen bis es dunkel wurde und wenig später das Einrasten eines Zahnrades zu hören war. Kurz darauf knarzten die Dielen des Esszimmers unter Bertas Gewicht bis sie vor der Schiebetür des Aufzugs Halt machte, um sie nach oben zu schieben und mir ihre geöffneten kräftigen Arme entgegen zu strecken, mich herauszuheben und mich mit einem Klaps auf den Po auf dem Holzboden des Esszimmers

abzusetzen. An der Treppe, die vom Erdgeschoß zur Küche führte, gab es eine Tür. Auf der Tür stand *Laboratorium*. Dort wohnte noch ein Paar mit Baby, das zwangseinquartiert worden war und auf die Zuteilung einer eigenen Wohnung wartete. Als ich meine Mutter fragte, was das bedeutet, erklärte sie mir was dort geschrieben stand und dass in diesem Raum ihre Mutter vorher ihre Zahnarztpraxis betrieb. Hinter der Tür war davon nichts mehr zu sehen. Es war ein spärlich möblierter Raum, der der Familie Bleichert als Wohn- und Schlafzimmer diente und wo sie sich zumeist aufhielten. Auf Grund der Hanglage befanden sich Küche und Wirtschaftsräume einen Stock unter dem Haupthaus. Der rechte Flügel des Haupthauses, war nicht unterkellert, der linke Flügel war unterkellert. Im Erdgeschoß des Anbaus nahe der Küche befanden sich Speisekammern, eine Werkstatt, Kohlenkeller und eine Toilette. Der Platz vor der Küche war über eine Zufahrt vom oberen Haupthaus am Anbau vorbei bergab zu erreichen. Die Küche selbst hatte eine zweiflügelige verglaste Tür und eine überdachte Terrasse. Der Platz davor wurde auch als Holzplatz genutzt und es gab dort immer einen Haufen von Holzrundlingen, die darauf warteten auf dem großen Hackklotz gespalten zu werden. In einem Schuppen auf der Westseite gab es einen Stall für einen Hahn und etwa dreißig Hühner sowie Raum für Futter und Stroh für die Hühner sowie trockene Lagerung des gespaltenen Brennholzes. Hinter dem Hühnerstall gab es einen Misthaufen, der auch den Dünger für den großen Obst- und Gemüsegarten lieferte, den meine Mutter mit großer Sorgfalt bearbeitete, denn von dort kam fast alles, was die dicke Berta zum Kochen brauchte.

Ein schmaler Pfad führte am Berg entlang zu einer Schlucht, in die der Abfall des Hauses entsorgt wurde. Das geschah mit einem hölzernen Schubkarren mit einem eisenbeschlagenen Rad, der auf dem Platz vor der Küche stand. Es war nicht einfach diesen Schubkarren den schmalen Pfad entlang zu schieben und den Unrat abzuladen. Ich habe es erst viel später gelernt. Aber ab vier Jahren begann ich das Haus und seine Umgebung zu erkunden und auch die Schlucht, so wurde der Ort am Bergbach genannt, an dem der Schubkarren ausgekippt wurde. Es war eine Müllhalde direkt an einem Bächlein voller frischem Berg Wasser. Das Kurheim bezog sein eigenes Wasser aus einem zweiten Bergbach nur wenige hundert Meter Richtung Osten. Das Land zwischen diesen Bächen gehörte zum Kurheim. Vier Hektar, davon eineinhalb Hektar Wald.

Nach dem Zwölfuhrläuten von der Kirche auf dem Berg kamen meine Brüder von der Schule zum Mittagessen nach Hause. Inzwischen war Ende 1950 auch unser jüngster Bruder Klaus zur Welt gekommen und ich war nicht mehr das Baby, sondern er. Meine älteren Brüder hatten das noch nicht verstanden. Wenn sie nachmittags loszogen, um sich im Dorf mit Freunden zu treffen, wollten sie mich nicht dabei haben. Zum einen befürchteten sie vielleicht, dass ich sie bei der Mutter verpetze, zum anderen war ich ihnen nicht schnell genug, wenn es darum ging vor wütenden Erwachsenen davon zu laufen. Deshalb wehrten sie sich, wenn ich mich aufdrängte. Dann nannten sie mich „dickes Baby“ oder „Mädchen“, was mich empörte und in mir etwas wachsen ließ, was ich vorher nicht kannte: meinen Willen durchzusetzen. Ein Jahr später hatte ich es mit Unterstützung unserer Mutter geschafft. Ich habe sie einfach gefragt, ob sie etwas dagegen hätte, wenn ich mit meinen Brüdern losziehen würde. Sie hatte nichts dagegen und übertrug die Verantwortung für mich an Jörg, den Ältesten, der selbst erst elf Jahre alt, zwar knurrte, aber nun ertragen musste, dass ich bei den Streifzügen durch das Dorf und seine vielen kleinen Krämerläden dabei war.

Da ich noch zu klein war die verlockenden Waren wie Süßigkeiten oder Spielzeuge in den Regalen zu erreichen, konnte ich nur das sehen, was meine Brüder mir zeigten was sie ergattert hatten. Ob sie das bezahlt hatten oder nicht wusste ich nicht. Es war zumeist Spielzeug wie kleine Flugzeuge, Panzer, Schiffe oder Autos aus Plastik, die mit Liebesperlen gefüllt waren. Die bunten Globuli aus Zucker, die sie enthielten, wurden brüderlich geteilt, aber die Spielzeuge blieben im Besitz des Bruders, der sie erbeutet hatte. Wenn ich damit spielen wollte, musste ich um Erlaubnis fragen, denn sie gehörten nun ihnen. Ich beschwerte mich darüber bei der Mutter und trat damit eine Lawine los, die ich nicht vorhersehen konnte, aber aus der ich lernte, das man nicht in Besitz nehmen konnte, was einem nicht gehörte, es sei denn der Besitz wurde rechtmäßig erworben oder geschenkt. Sie fand schnell heraus, dass meine Brüder die Spielzeuge nicht bezahlt hatten und sperrte uns zur Strafe in unserem Schlafzimmer ein. Mein nächstälterer Bruder Fritz

ärgerte sich am meisten über mich. Er boxte und trat nach mir, dem Baby, der Petze, dem Daumenlutscher und Bärenfreund.

Alle drei waren auf dem Planwagen mit der Mutter von Schlesien nach Oberbayern geflohen. Jörg war damals viereinhalb, Wölfi zweieinhalb und Fritzi ein halbes Jahr alt. Nur Jörg konnte sich erinnern, aber sprach selten über Details, wohl aber darüber, dass er wie seine Brüder vor ihrer Flucht auf einem Gutshof in Schlesien gelebt hatten. Lebensbedingungen der Flucht oder Erlebnisbilder davon kamen kaum vor. Es gab auch kein Bedauern über den Verlust des Familienbesitzes vor fast sechs Jahren. Vielleicht war ich, damals knapp fünf Jahre alt, mental ein Baby, obwohl ich mich wie Wölfi mühte, den Gesprächen meiner älteren Brüder, einen Sinn zu entnehmen. Es war wahrscheinlich Jörg, der die Situation entschärfte, indem er begann die Beute auf dem Boden auszubreiten und Wölfi, Fritzi und später auch mich aufforderte mit Panzer, Flugzeug, Schiff oder Jeep zu spielen, die ihm Mutter nach einer Standpauke überlassen hatte.



Es muss im Sommer 1952 gewesen sein, etwa im Juli. Es war ein schöner heißer Sommer mit endlos blauem Himmel. Wir Kinder konnten nackt herumtollen und uns in großen ovalen Zinkwannen abkühlen, bis die Wannen eines Tages leer blieben. Auch aus den Wasserhähnen in der ersten Etage kam kein Wasser mehr, sondern nur ein röchelndes Gluckern aus Mittelerde.

Es war vormittags, als ich am Rockzipfel meiner Mutter hängend auf dem Platz hinter dem Haus stand und mein Vater vom Berg etwas oberhalb des Hauses durch das hohe Gras zum Haus zurückstapfte. „Die Wasserreserve ist fast leer. Entweder ist der Zufluss verstopft oder die Quelle ist versiegt. Wer hier weiß denn, wo im Berg genau die Quelle zu finden ist?“ „Ich weiß vom Vater wo in etwa die Quelle liegt. Wenn wir suchen, werden wir sie finden. Lass uns hochgehen!“ antwortete meine Mutter. Ich wollte natürlich mitgenommen werden und so gingen wir zu Dritt den Weg vom Sandplatz hinter dem Haus, der etwa die Größe eines Tennisplatzes hatte, Richtung Kirchweg. Davor bogen wir rechts in Richtung Heilstätt, wie die Einheimischen den Abhang nannten, weil das Haus darunter ja früher eine Heilstätte war und sich dort auch eine Sonnenterasse befand, die im damals katholisch-konservativen Oberbayern doch einiges Aufsehen erregt haben muss.

1952 stand dort jedenfalls keine Halle mehr mit Sonnenliegen und erschöpften Kurgästen, die sich freigemacht hatten um in der Höhenluft ihre weiße Haut der Sonne auszusetzen, aber Apfelbäume säumten

noch immer den Wiesenweg zu ihrem früheren Platz. Von dort geht es etwas steiler bergan und da es zudem sehr heiß war, machte ich bald schlapp und begann, wie meine Mutter es nannte, zu quengeln. Da beugte sich mein Vater herab, griff mich an den Armen und sagte: „Na, dann nehmen wir den kleinen Huck mal Huckepack!“ und setzte mich mit meinen beiden Beinen über seinen Schultern hinter seinem Kopf ab. „Und jetzt leg die Arme um meinen Hals und los geht's!“ Die Quelle fanden wir schließlich an einem steilen Hang in dichtem Unterholz, nicht unweit der Hecke, die unser Grundstück von dem des damaligen Wirts des Berggasthofs Josef Greitner trennte. Mit seinem Sohn Anton werde ich mich später befreunden und öfter in einem der kalten Gästezimmer im ersten Stock des Berggasthofes mit - an glasklaren Wintertagen - Blick Richtung Norden bis nach Augsburg, zum Briefmarken tauschen treffen.



Der Hang war rings um die Quelle zwar feucht, aber nur ein Rinnsal floss bergab. Meine Eltern schienen sehr besorgt. Mein Vater setzte mich vorübergehend ab, weil er mit dem Ergebnis nicht zufrieden war. Er rannte das schmale Bachbett entlang und konnte kein Wasser finden. Ich spürte die Enttäuschung, die bald von quälenden Frage abgelöst wurde, die meine Mutter stellte: „Was machen wir nun?“ Ich weiß nicht mehr welche Antwort sie gefunden haben, ich mutmaße, dass sie die Wasserreserve mit Hilfe des benachbarten Bauernhofes mit dem Hausnamen Lenzenbauer nachgefüllt haben oder irgendwann ein großes Gewitter und ein paar Tage Regen die Quelle wieder nachhaltig aufgefüllt hat. Auf dem Rückweg waren meine Eltern jedenfalls so besorgt, dass ich nicht einmal quengelte und auch nicht mehr die ungehinderte Aussicht auf die fast schneefreien Alpen von den Schultern meines Vaters hatte, weil er mich abgesetzt und an seine Hand genommen hatte, von wo aus ich nur die verdorrten Halme des hohen Grases auf dem Steilhang sah. Mein Vater und meine Mutter hatten wohl bis in die frühen 50er im Haus des Großvaters ein Café mit dem passenden Namen „Café Alpenblick“ betrieben und haben den holzgetäfelten großen Aufenthaltsraum mit überdachter Sonnenterasse für die Kurgäste in einen Bewirtungsraum mit einer kleinen Bar mit Barhockern und mehreren Gästetischen verwandelt. Im Regal, das damals noch außerhalb meiner Reichweite war, standen glänzende Flaschen mit in allen Farben schimmernden Etiketten, die mich magisch anzogen, aber unerreichbar waren. Unterhalb des Regals stand jedoch ein Blecheimer, in dem verschiedene kleine Flaschen

lagen. Sie passten gerade in meine Hosentasche und so steckte ich einige ein, rannte davon und versteckte mich unter dem Hollerbusch zwischen dem großen Südfenster der Küche und dem der Waschküche und begutachtete meine Beute. Es war jeweils eine grüne, braune, weiße und blaue Liliputflasche mit bunten Etiketten mit viel Schrift. Wenn man sie öffnete rochen sie ganz unterschiedlich. Bis auf eine waren sie alle leer. In der runden blauen Flasche fand ich noch eine hellblaue Flüssigkeit, die merkwürdig schmeckte. Etwa so wie die Lutscher, die ich am Kiosk von Greitner oben auf dem Berg für 5 Pfennige kaufen konnte. Daraufhin lutschte ich das Fläschchen leer, steckte die leeren Fläschchen zurück in meine Hosentaschen und schleppte diesen Talisman ein paar Tage glücklich mit mir herum. Gelegentlich hielt ich sie auch gegen die Sonne und blickte durch den offenen kleinen Flaschenhals in ein Flammenmeer, aber meistens hatte ich meine Hände in den Hosentaschen und freute mich an der kühlen Glattheit des blanken Glases.

In diesem letzten Sommer mit meinem Vater muss ein Sommerfest stattgefunden haben. Jedenfalls wurde auf dem Sandplatz hinter dem Haus ein Rundzelt errichtet, das für gut zwei Dutzend Menschen Platz hatte. Das Haus summte von Menschen, die treppauf, treppab eilten und gegen Abend wurden die Erwachsenen immer zutraulicher. Ich war zwar fünf Jahre alt, wurde aber im Gegensatz zu meinen älteren Brüdern nach dem Abendessen um sieben Uhr zu Bett geschickt. Allein! Trotz des vielfältigen Stimmengewirrs von draußen muss ich eine Weile geschlafen haben, als ich erschreckt aufwachte und mich in völliger Dunkelheit allein wiederfand. Meine Brüder waren nicht da! Ich hüpfte aus dem Bett, rannte die Treppe hoch den Gang zum roten Zimmer entlang zur offenen Tür, durch die das helle Licht der Außenlampe und das Gelächter der Menschen im Zelt drang. Ich trat in das Zelt, in dem die Erwachsenen an zum Kreis gestellten Biergartentischen im Kerzenlicht saßen und sichtlich amüsiert waren über den kleinen Puzel in seinem Nachthemdchen und den schlaftrunkenen Augen. Das verschreckte mich und mein Vater schien das gemerkt zu haben, denn er rief mich an seine Seite auf die Bank, legte seinen Arm um mich, blickte in die Runde und sagte: „Nun seht ihr auch noch unseren zweitjüngsten Sohn Burkhardt Joachim, von seinem Großvater Utz genannt. Der hat wohl seine drei älteren Brüder vermisst. In zehn Minuten seid ihr alle im Bett! Ihr habt ein Betthupferl frei. Sucht euch eins aus!“ Er deutete auf eine Schale mit Salzstangen und Erdnusskernen. Ich starrte derweil auf eine gelbe Flasche, aus der sich meine Mutter nachschenken ließ. „Mutti, ich möchte das probieren!“ rief ich unter dem Gelächter der Gäste aus. „Utz, dazu bist Du noch zu jung! Das kannst Du später probieren!“ „Aber ich will es jetzt probieren!“ antwortete ich noch immer schlaftrunken und wie im Traum. Mein Beharren hatte Erfolg. Einige der Anwesenden begannen mich zu unterstützen: „Aber Friedrich Wilhelm, das ist doch nur Eierlikör. Ein Teelöffel kann nicht schaden!“ Schließlich kam Onkel Fred Bieger, der nie „unwirsch“ wurde, wenn ich ihm seine dichten, festen, schwarzen Haare zauste, sondern dazu auch noch Grimassen schnitt und Orang-Utan Laute ausstieß, zur Hilfe. Er nahm die gelbe Flasche, schüttelte sie hin und her um mit einer dramatischen Geste ein Stamperl zur Hälfte zu füllen und es vor meinen Vater zu stellen. „Also Utz, jetzt aber ganz langsam, nicht kippen!“ sagte der und stellte das halbe Stamperl vor mich. Ich muss es getrunken und genossen haben, sonst würde ich mich nicht daran erinnern. Oder habe ich vor allem genossen im Mittelpunkt zu stehen und hinterher vor meinen älteren Brüdern mit meinem Wagemut anzugeben? Wahrscheinlich beides.

Im Herbst 1952 begannen meine Brüder zum ersten Mal über die Abwesenheit des Vaters seit den Sommermonaten zu reden. Wann er wohl wieder kommen würde? Auch Mutter gab keine Antwort, die sie zufrieden stellte, sondern rätselhaft waren: Er ist auf Stellensuche im Rheinland. Und wenn er dort eine Stelle findet? Mutter sagt, er wird wieder kommen. Aber wann? Jörg ging an eine Kommode in unserem Schlafzimmer, zog eine Schublade, griff hinein und holte einen Dolch in einem ledernen Futteral heraus, hielt ihn hoch, schwenkte ihn hin und her, damit wir ihn alle sehen und meinte dann, solange Vaters Offiziersdolch noch da sei, werde er ja wohl wieder kommen. Dann hielt er seine Hände vor sich, griff nach unseren. Wir patschten sie aufeinander und sahen uns dabei verschwörerisch an.

Im April hörte ich meine Brüder darüber reden, dass sie alle drei zur Insel Mainau im Bodensee fahren werden, um sich dort mit Vater zu treffen. Ich fragte, ob Mutter mit kommt und erfuhr, dass sie alleine mit der Eisenbahn über München nach Lindau fahren würden. Dort würde Vater sie mit einem Auto abholen.

Ich war empört, rannte zur Mutter und wollte wissen, warum mein Vater mich nicht sehen will. Sie gab die erwartete Standardantwort, dass ich dazu noch zu klein sei. Ich rannte aus dem Haus in den Wald, trat wütend gegen Bäume, brach einen Zweig ab und köpfte damit Butterblumen. Dann rannte ich tobend den Hang bergauf bis zu der Quelle, die wieder Wasser führte und stampfte wütend durch ihr Wasser. Schließlich sah ich wie Wölfi über die Heilstätt in meine Richtung steuerte und lief ihm entgegen. Mutter hatte ihn geschickt, um mich einzufangen. Wenn er mit mir sprach, stotterte er fast gar nicht. Nachdem er meine Klage geduldig angehört hat, tröstete er mich mit dem Versprechen, eine Ansichtskarte von der Insel Mainau mit einer schönen Briefmarke zu schicken. Ich konnte damals kaum lesen. Die Postkarte kam tatsächlich im fernen Hohenpeißenberg an. Sie zeigte einen klassischen Pavillon in einem subtropischen botanischen Garten. Darunter stand „Insel Mainau“, das konnte ich lesen. Ich bat natürlich Mutter um Hilfe beim Lesen. „Es geht uns allen gut hier. Das Essen ist lecker. Die Gärten sehr schön. Liebe Grüße an Mutti!“

Meine Mutter versuchte mich zu beruhigen, aber als sie kurz darauf hinab durch die Schwingtür in die Küche ging, lief ich aus dem Haus an den Waldrand bergab über dem Haus, wo man den Hinterhof des Hauses, so groß wie ein Tennisplatz, sehen konnte und zugleich das Murmeln des Baches hören konnte, der sich eine kleine Schlucht durch den bewaldeten Hang gegraben hat. An seinen steilen Rändern hingen dichte Farnbüschel über kleinen Steintrögen, in denen sich der Bach staute, bevor er die nächste Kaskade erreichte. Von meinen Brüdern hatte ich gelernt, dass man aus der dicken Rinde der Tannen Stücke herausbrechen kann. Sie schnitzten aus diesen Stücken Bootskörper, die sie auf den Steintrögen benutzten um Seeschlachten zu veranstalten. Das lag vielleicht daran, dass sie vom Vater das Spiel „Schiffe versenken“ gelernt hatten. Mir reichte es einem Boot zu zusehen, wie es zwischen dem Wasserfall von oben und dem Überfluss nach unten hin- und hergetrieben schließlich doch in den nächsten Steintrog gespült wurde. Zum Plätschern des Baches veranstaltete der Wind ein Orgelkonzert für viele Tannenwipfel, die bis zu zwanzig Metern über dem Bach in den Himmel schwanken und dabei ein Geräusch erzeugten, wie es das Meer tut, wenn seine Brandung eine felsige Bucht erreicht. Aber vom Meer hatte ich damals ebenso wenig Ahnung wie von dem griechischen Gott Aiolos, der von Zeus als Herrscher über die verschiedenen Winde eingesetzte Günstling der Götter. Aber der Wind der Tannen toste um mich wie ein Meer voller Verlockungen. Er brachte auch Angst mit sich, wenn er nachts um das Dach des Haupthauses an den Ziegeln rüttelte und die Blechabdeckungen der Gaubenfenster im ersten Stock zum Pfeifen brachte wie auf dem Meer eine Segeltrosse. Bei schweren Gewittern prasselten die Wolkenbrüche gegen das Fenster wie Trommelwirbel begleitet von flackernden Blitzen und anschließenden heftigen Paukenschlägen.

Es war im Mai 1953, als meine Mutter ankündigte, dass sie mit mir nach Tübingen zu ihrem Bruder, meinen Onkel Hayo Wychgram reisen würde. Sie wollte meinen Bruder Wölfi abholen, der dort schon einige Wochen verbracht hatte. Ich war natürlich voller Begeisterung und so kam es, dass ich Mitte Mai an einem sonnigen Morgen an ihrer Hand am Rondell der Autobahnzufahrt in München-Obermenzing stand. Es war das erste Mal, dass ich mit meiner Mutter per Anhalter reiste und ich beobachten konnte, dass man nur lange genug winken musste, um einen Wagen zum Anhalten zu bringen und mitgenommen zu werden. So sind wir in vier verschiedenen Autos über die Autobahn nach Augsburg, Ulm, Stuttgart und schließlich nach Tübingen gelangt. Ich erinnere mich noch, wie wir irgendwo zwischen Augsburg und Stuttgart endlos lange einen Konvoi amerikanischer Panzer mit lärmenden Motoren und mahlenden Ketten passierten und ich aufgeregt meine Nase ans Fenster drückte. Der Fahrer und meine Mutter wurden ganz still und meine Frage: „Mutti sind das Panzer?“ blieb unbeantwortet. Zuhause gab es einige Spielzeugpanzer, die sogar Feuer spucken konnten. Die gehörten meinen älteren Brüdern und wenn ich damit spielen wollte musste ich um Erlaubnis fragen. Sie wollten nicht dass ich was kaputt mache. Es war aufregend zum ersten Mal wirklich große Panzer mit fünfzackigem weißem Stern auf dem Turm auf freier Wildbahn zu sehen.

Das Haus von Onkel Hayo lag in der Nähe der Schlossstraße hoch am Hang mit Blick auf die Neckarinsel umgeben von üppigen Gärten mit vielen Obstbäumen und Beerensträuchern sowie verwunschen wirkenden Gartenhäuschen mit staubigen Butzenscheiben und voller Spinnenweben. Bevor meine Mutter die Glocke an der Haustür läutete forderte sie mich auf mich so hinter ihr zu verstecken, dass man mich nicht sieht. Als

meine Tante Traudi die Tür öffnete und voller Freude ausrief: „Almuth, da bist Du ja schon. Wir haben schon gerätselt, ob es Abend wird mit dem Puzel auf Reisen. Wo ist er eigentlich, ist er nicht mitgekommen?“ „Aber doch!“, rief ich dann, um aus dem Schatten meiner Mutter hervorzuspringend auf Tante Traudi zu zulaufen und sie zu umarmen. Onkel Hayo und Tante Traudi hatten mir unter dem Dach ein Bett hergerichtet und dahin führten sie mich mit meiner Mutter, die mich zu meiner Bleibe beglückwünschte, mich herzte und umarmte, während sie beteuerte, dass sie immer bei mir sein würde, auch wenn sie nicht anwesend sei, meine Tante, mein Onkel und meine Cousinen ja auch noch da sein würden und ich doch bitte ein lieber Junge sein und mich immer gut benehmen solle. Wenig später reiste sie ab und ich blieb bis Ende Juli in Tübingen.



Ich lebte mich schnell ein und konnte bald so wichtige Tätigkeiten ganz allein ausführen, wie morgens Milch sowie duftende Brötchen und knusprige Brezeln von der Bäckerei ein paar Straßen tiefer im Neckartal holen. Ich durfte auch allein ohne Begleitung meiner Cousinen Renate, ein Jahr und Sybille zweieinhalb Jahre jünger als ich, durch die Gärten oder die Neckarinsel stromern, bis meine Tante entschied, dass ich mit meinen Cousinen vormittags den Kindergarten besuchen sollte. Irgendwie fühlte ich mich dort als künftiger Volksschüler unterfordert, langweilte mich eindeutig und wurde widerborstig bis meine Tante entschied das Experiment zu beenden. Dadurch hatte ich den Vormittag wieder für mich und setzte meine Erkundung der Hänge und Ufer des Neckars fort. Nachmittags führte Tante Traudi Renate, Sibylle und mich oft zum Spielen in den Schlosspark oder wir gingen zum Planschen ins städtische Freibad und lagerten auf Wolldecken unter Bäumen auf Wiesen. Es gab dort auch Schaukeln, Wippen, Rutschen und Kletterwände.

An einem sonnigen Wochenende fuhren wir einmal alle fünf auf dem Lambretta Motorroller von Onkel Hayo zur Bärenhöhle auf der Schwäbischen Alb. Ich stand zwischen Hayos Armen und hielt mich am Lenker fest, Tante Traudi saß mit Sybille im Arm auf dem Rücksitz und Renate saß in einem Korb auf dem Gepäckträger über dem Ersatzrad. In der Alb gab es nicht nur eine Höhle mit gruseligen Skeletten sondern auch Pfaue, die mich so beeindruckten, dass ich von nun an Pfauen malte. Im nahen Wald spielten wir Bäumchen wechsele dich und auf der Wiese vor dem Höhleneingang gab es ein Picknick auf Decken.

Von der Anwesenheit im Kindergarten am Vormittag befreit, konnte ich wieder alleine durch die fülligen Gärten streunen und etwa die eben reifen Stachelbeersträucher plündern. Dabei muss ich mich vergiftet haben, denn wenig später wurde ich sichtlich krank. Ich bekam Fieber, fühlte mich elend und im Dunkel der Nacht unter dem Dach, auf das der Regen prasselte, begann ich feurige Gespenster zu sehen. Mein Onkel wachte von meinen Schreien auf, kam herauf, machte das Licht an, kam näher und sah, dass meine Haut und auch das Weiß meiner Augen sich gelb verfärbt hatten. Als Arzt erkannte er auf einen Blick, dass ich Gelbsucht hatte. Er brachte mich noch in derselben Nacht ins Universitätskrankenhaus, in dem er arbeitete, versorgte mich mit Medikamenten und packte mich in ein Bett der Kinderstation.



Am nächsten Vormittag kam er kurz zur Visite und erklärte mir, dass ich noch ein paar Tage zur Beobachtung im Krankenhaus bleiben müsse, aber dann sei das Schlimmste vorbei und dann könne ich wieder zu Tante Traudi, Renate und Sybille zurückkehren. Ich schwor ihm, nie wieder Stachelbeeren zu naschen aber er beruhigte mich: Ich könne weiter Stachelbeeren essen, die wären nicht der Grund meiner Krankheit. Als ich fragte ob ich davon sterben könne, sagte er nur: „Davon wirst du nicht sterben, das ist nur eine Infektion, die ist in zwei bis drei Wochen vorbei und deine gelben Augen sind vielleicht schon in ein paar Tagen wieder ganz klar. Aber Du brauchst Schlaf mein Junge und etwas mehr Appetit täte Dir auch gut. Wir werden Dich schon wieder hochpäppeln!“ Nachts fühlte ich mich trotzdem so allein und hilflos, dass ich in mein Kissen heulte. Ich war das erste Mal weit weg von zu Hause ohne meine Brüder, meine Eltern und meine Oma und fühlte mich trotz meines Onkels und seiner Familie allein und verlassen. Vielleicht hat das ein Gefühl des nahenden Todes ausgelöst, das sich damals wie Blei über mich legte, als ich Onkel Hayos beruhigenden Worten plötzlich misstraute. Vielleicht lag es daran, dass ich von vielen Kinderkrankheiten wie Masern, Mumps, Scharlach oder Diphterie verschont blieb und Fieber und Krankheit kaum kannte. Vielleicht hatte ich inzwischen aber auch geahnt, dass meine Eltern sich trennen und mein Vater zwei meiner Brüder mit sich nehmen würde. Ist das der Grund, dass mich feurige Gespenster heimsuchten? Vielleicht war ein Gewitter die Ursache und die Blitze, die durch das Dachfenster zuckten, haben diese Erscheinungen ausgelöst.

Meine Ahnungen bestätigten sich wenige Tage nach meiner Rückkehr auf den Hohenpeißenberg durch meinen Bruder Fritz, der sich entschlossen hatte, mit mir hinter dem Hühnerstall einen Tunnel nach Australien zu graben. Als wir schon ganz viel Erde ausgehoben hatten kam es raus: „Du weißt schon, dass Papu in Opladen bleibt?“ sagte er beiläufig „Das ist nicht wahr!“ krächte ich zurück, „Du willst mich nur

ärgern!“ „Jörg ist schon bei ihm und ich fahre in einer Woche auch nach Opladen. Das ist eine Stadt und kein Provinzkaff! „Frag doch Mutti, wenn du es nicht glaubst.“ „Werde ich, und wenn es nicht wahr ist, grab ich nie wieder einen Tunnel mit dir!“ „Frag doch!“ Ich rannte zum Haus und hörte meine Mutter im ersten Stock Schranktüren öffnen und schließen.



Blick vom Höhenpeissenberg zur Zugspitzgruppe

Der verschwundene Vater

Ich rannte die Treppe hinauf und fand sie dort mit ein paar Herrenkleiderbügeln in der Hand vor einem offenen Schrank stehen. „Mutti, ist es wahr, dass Papu nicht wieder kommt und Jörg und Fritz zu ihm ziehen?“ Sie setzte sich auf die Bank der lindgrün gestrichenen Sitzzecke unter dem Fenster der Diele im ersten Stock, zog mich neben sich, legte ihren Arm um meine Schultern, drehte mein Gesicht zu ihrem und sah mich mit ihren endlos blauen Augen, in denen sich Tränen stauten, an: „Puzel, es ist wahr, Papu bleibt in Opladen, aber Du wirst ihn sicher wiedersehen. Er ist und bleibt dein Vater, so wie ich deine Mutter bin und bleibe und deine Brüder immer deine Brüder sind und bleiben. Immer. Versprich mir, dass du das nie vergisst. Wir müssen jetzt alle ganz vernünftig bleiben!“ Es war das erste Mal, dass ich meine Mutter tieftraurig und an der Grenze der Selbstbeherrschung erlebte. „Ich verspreche es!“ war alles was ich noch sagen konnte und: „Darf ich jetzt mit Fritz weiter am Tunnel graben?“ Das brachte sie ganz schnell zurück in die Wirklichkeit. „Was macht ihr? Einen Tunnel graben? Wo?“ „Hinter dem Hühnerstall nach Australien.“ „Aber Kinder, das ist doch Quatsch, das geht doch gar nicht. Wie weit seid ihr denn schon?“ Ich zeigte ihr mit meinen Händen die Tiefe unserer Erstgrabung an, worauf sie lachte und sagte: „Also füllt das Loch wieder zu, wascht euch die Hände, zieht eure Hemden in die Hose und macht euch in der Küche nützlich!“

Im Herbst 1953 gab es weder Fritzi noch Jörg mehr am Berg und ich musste allein mit meiner Mutter hinauf zur Volksschule auf dem Berg gleich neben der Kirche gehen. Dort hatten sich vom Eingang bis unter die große, alte Linde schon viele Eltern, vor allem Mütter mit ihren Kindern versammelt. Sie hatten ihr bestes Gewand an und fast alle hielten glänzende Schultüten in ihren Händen.

Ich war zwar gut gekleidet, trug geputzte Sandalen, frische Socken, die kurze Lederhose aufgebürstet, kariertes Hemd und Lederhosenträger mit einem Herz und zwei Sternen auf dem Brustgurt, einen neuen Schulranzen auf dem Rücken aber statt einer Schultüte hielt meine Mutter meine Hand. Mutti wusste, dass sie mir keinen Zucker geben musste, damit ich zur Schule gehe. Sie wusste, dass ich lernbegierig bin und lesen und schreiben und rechnen lernen wollte. Sie war vielleicht auch erleichtert, dass ich von nun an vormittags aus dem Haus war. Dennoch hätte ich schon auch ganz gerne so eine Schultüte gehabt.



Meine älteren Brüder waren bis auf Wölfi, der die sechste Klasse antrat, nicht mehr in Hohenpeißenberg, aber ihr Ruf an ihrer früheren Volksschule war nicht der Beste. Das bekam ich bald schmerzhaft zu spüren. Wenige Wochen nach Schulbeginn in der ersten Klasse, die aus etwa jeweils fünfzehn Mädchen und Jungens bestand, bildeten sich Grüppchen von jeweils vier oder fünf, die während der Pause zusammenstanden, quatschten, rum zappelten, sich betatschten, balgten oder sonst wie austobten. Dazu gehörten auch abgesprochene Spiele wie jemanden frontal anzumachen und damit zurück drängen, während sich hinter seinem Rücken ein Mitspieler so zu Boden bückt, dass der von vorn bedrängte nach hinten über seinen geduckten Rücken zu Fall kommt, worüber die Umstehenden mit lautem Lachen ihre Anteilnahme bekunden. Wenige Tage später wurde ich aufgefordert mit zu machen, was ich auch erfolgreich tat – nur ich hatte die Situation unterschätzt. Derjenige, den ich bedrängt hatte, ist nach hinten gefallen und über den Boden mit seinem Kopf gegen eine der runden Spiralen der Heizung geprallt. Blut sickerte aus seinen Haaren. Eine Hand griff von hinten in meine Haare, zog mich rückwärts, drehte mich bis ich in das Gesicht der erzürnten Lehrerin sah, die vor mir stand und mich anherrschte: „Du Rotzbub, Du saublöder! Was richtest du da an! Ein Huck! Nicht besser, wie deine Brüder! Damit du eins weißt: Das geht bei mir gar nicht!“ Sie griff nach meinem Kopf in Richtung ihrer Knie, klemmte ihn dazwischen und begann mit ihrem Stock mein Gesäß zu bearbeiten. Ich versuchte gar nicht zu schreien, ihre Knie blockierten meine Kiefern.

Die Lehrerin war gut an die sechzig, hatte weiße Jahre, rauchte Zigarren, groß und erwachsen. Sie trug Unterröcke, die merkwürdig rochen. Ich war zu klein und meine Arme waren zu kurz für eine Gegenwehr und da ich eine Lederhose trug machte die Rute mehr Krach, als sie mir wehtat. Irgendwann hörte sie auf. Sie rang nach Atem, hielt den Stock gesenkt und sagte: „Du wirst außerdem eine Stunde unter meiner Aufsicht nachsitzen.“ Als alle gegangen waren, blieb ich an meinem Platz, die Lehrerin saß vorn an ihrem Tisch und ging durch einen Haufen von Schulheften. Als vom Kirchturm die Glocke der Turmuhr einmal schlug fragte ich, ob ich jetzt gehen dürfte. „Mach sowas nicht noch einmal! Geh!“ Ich bin den Kirchweg hinab schnell wie nie nach Hause gerannt, direkt in die Küche, wo ich meine Mutter fand und mir eine weitere Schelte wegen fern bleiben vom Mittagstisch einfiel. Sie forderte eine Erklärung und als ich ihr den Vorfall wahrheitsgemäß erzählte, sah sie mich aus ihren blauen Augen vorwurfsvoll an, fasste mich an den Schultern zog mich nah an sich, bis ich auf Augenhöhe war, senkte die Wimpern, fokussierte ihre Pupillen auf meine, als ob sie mich durchdringen wollte und sagte: „Puzel, das sind Dummheiten! Dummheiten sind gefährlich! Lass dich nicht provozieren! Halte dich zurück. Deine Brüder haben schon genug Unheil angerichtet. Das darf nicht noch mal passieren. Denk an Klaus deinen jüngsten Bruder. Er muss auch noch auf dieselbe Schule gehen wie du.“ Das war so klar wie deutlich und ich habe es mir gut gemerkt. Von da an

habe ich Abstand gehalten und mich aus Rangeleien herausgehalten. Das war nicht einfach, weil einige das als Feigheit auslegten und mich herausforderten. Das geschah vor allem wenn ich mit meinen Freunden Peter Negele und Thomas Bachmaier im Dorfzentrum unterwegs war. Dort trafen wir manchmal auf eine Bande, deren Anführer der dicke Kirschke war. Er war größer und doppelt so dick wie ich. Ich hatte während der Pausen auf dem Schulhof genug Zeit, seine Kampftaktik zu beobachten. Er ging auf seine Gegner mit fuchtelnden Boxerfäusten los und attackierte sie bis sie sich wehren mussten. Dann brachte er seine Gegner mit einem heftigen Schlag gegen die Brust zu Fall, warf sich auf sie und erdrückte sie mit seinem Gewicht, bis sie wimmerten und um Gnade winselten. Das hatte ich vor Augen als uns Kirschke in Begleitung seiner Freunde vor dem Gemischtwarenladen SPAR an der Hauptstraße entgegen kam. Kirschke konnte trotz seiner Leibesfülle mit schnellen Schritten nach vorne stürmen, um sein Opfer mit seiner Wampe von vorne anzurempeln und zugleich mit der rechten Faust zu einem Kinnhaken auszuholen. Dann war es zu spät. Wenn man in einen Nahkampf mit ihm geraten war, schien er auch harte Schläge gegen die Brust oder den Kopf nicht zu spüren. Er prügelte weiter, bis sein Gegner am Boden lag. Dann stellte er sich breitbeinig über ihn und zählte ihn aus: von 10 bis 1. Wenn sein Gegner liegen blieb, erklärte er sich zum Sieger und legte sich mit dem nächsten an. Diesmal war ich der erste und in der Mitte zwischen Peter und Thomas. Mit einem fetten Grinsen kam er schnurstracks auf mich zu. In dieser Minute erinnerte ich mich an einen Spruch meines Bruders Fritzi. „Bevor dir einer zu nahe kommt, tritt ihn mit voller Wucht in die Eier. Wenn er sich krümmt schlägst du ihn mit beiden Fäusten gegen seinen Rücken zu Boden. Wenn er liegt, roll ihn auf den Bauch, knie dich auf seinen Rücken, presse seinen Kopf gegen den Boden und zähl ihn aus. Falls er wieder hochkommt, trete ihn nochmal in die Eier.“ Ich hatte feste Sommersandalen aus Leder mit einer dicken Noppensohle. Ich musste mein Gewicht auf den linken Fuß verlagern, bevor ich mit rechten Fuß erst Schwung holen und dann mit voller Kraft zutreten konnte. Kirschke war noch drei Schritte entfernt. Ich musste jetzt treten und ich tat es. Nun geschah etwas, was Fritzi mir nicht gesagt hat, nämlich was zu tun ist, wenn der Gegner sich nicht krümmt, sondern wie vom Schlag getroffen nach vorne kippt und auf die Fresse fällt. Das war nämlich geschehen. Kirschke rollte mit den Augen, sein Mund öffnete sich weit, er rührte kurz wie ein Hirsch, dann fiel er nach vorne wie ein gefälltter Baum direkt auf seine Wampe und blieb reglos liegen. Seine drei Freunde eilten zu ihm, drehten ihn auf den Rücken, strichen ihm die Haare aus dem Gesicht und patschten seine Backen, um ihn aufzuwecken. Der Inhaber des SPAR, Herr Wild, der die Szene von seinem Laden aus beobachtet hatte, kam nun mit einer Flasche Wasser dazu. Sie brachten Kirschke in eine Sitzposition und hielten ihm die Wasserflasche an den Mund. Nach wenigen Sekunden begann sein Mund zu zucken, dann öffnete er die Lippen und saugte das Wasser ein wie ein Baby. Seine Augen öffneten sich langsam und er versuchte aufzustehen. Seine Freunde halfen ihm dabei. Erst jetzt sah ich eine starke Schürfstelle auf Kirschkes Stirn. Der sah sie aber nicht und schien sich an nichts zu erinnern. Keine Racherufe, kein Aufstampfen sondern geschlossener und schweigsamer Rückzug von der Kampfstätte. Auch Herr Wild war damit zufrieden, aber bevor er zurück in seinen Laden ging, las er uns noch die Leviten: Nämlich, daß er vor seinem Laden keine Raufereien dulde und er beim nächsten Mal unsere Eltern informieren würde. Es war aber nicht Herr Wild, durch den meine Mutter von dem Vorfall erfuhr, sondern Mutter Kirschke, die empört war über das, was ich ihrem Sohn angetan hatte. Als ich nächsten Tag aus der Schule kam, wartete



meine Mutter bereits auf mich. Sie wollte wissen, was da vorgefallen war. Ich hatte Zeugen, nämlich Peter und Thomas, die sie kannte, weil sie öfter zum Spielen mit mir kamen. Unser Lieblingsspiel war Autofahren in der Stadt. Das spielten wir auf dem Betondeckel der Zisterne etwa zwanzig Meter über dem Kurheim. Dort hatten wir mit Kreide ein Netz von Straßen markiert, über die wir mit unseren bunten Autos verschiedene Ziele anfahren mussten. Die einzige Regel war: Rechts vor Links. Wir begleiteten unseren Verkehr mit munderzeugten Motorgeräuschen sowie Tönen von Hupen und Trillerpfeifen. Da es ein angenehmer und sonniger Tag war, hatten wir uns am Nachmittag zum Autofahren auf der Zisterne vereinbart. Nachdem Peter und Thomas eingetroffen waren brachte ich sie zuerst zu meiner Mutter. Sie bestätigten, dass ich von Kirschke angegriffen worden wurde und ich mich verteidigen musste. Sie war zwar nun von meiner Unschuld überzeugt, aber das Gerücht, dass ich den dicken Kirschke zu Boden geschlagen und er dadurch eine Gehirnerschütterung erlitten hätte, war damit nicht beseitigt. Es hatte aber auch den Vorteil, dass ich von da an selten wieder belästigt wurde. Es war als hätte ich in Drachenblut gebadet.

Es waren fast zwei Jahre vergangen, seit dem mein Vater verschwunden war. Die Tränen meiner Mutter begannen zu trocknen. In der Adventszeit 1954 verreiste sie für einige Tage nach München um als Verkäuferin von Losen einer Tombola zu Gunsten des Wiederaufbaus des Münchner Nationaltheaters etwas Geld für sich und ihre Kinder zu verdienen. Ihre Mutter, unsere Oma, Edel Wychgram passte wie schon öfter auf mich, meinen zweitältesten Bruder Wolfgang und meinen jüngeren Bruder Klaus auf.



Im Januar 1955 kam Onkel Kreppel, den sie beim Losverkaufen kennen gelernt hatte zu einem Besuch nach Hohenpeißenberg. Der junge, schlanke, schwarzhäufige Mann, der mehrere Jahre jünger war als meine Mutter blieb ein paar Tage. Als er wieder abreiste forderte mich meine Mutter auf ihn zum Bahnhof zu begleiten. Es war nach dem Mittagessen. Onkel Kreppel war irgendwie anders als die vielen Erwachsenen, die zu mir sagten: „Und du Bub, wie geht's Dir in der Schule, bist du auch ein guter Junge..“ oder so ähnlich.

Als wir von der Bergstraße beim Schnaderbeck auf den Kirchweg abbogen und unter den kahlen Akazien der Lücke zwischen den Häusern der Koloniestraße zustrebten, durch die eine schmale Gasse zwischen die Jägerzäune Richtung Gasthof Schächten führte, begann ich ihn auszufragen, wie meine Mutter es mich gelehrt hatte: „Lass dich nie mit Fremden ein ohne vorher zu fragen wer sie sind und was sie machen!“ Also fragte ich ihn: „Und was machst Du in München?“ „Ich wohne und arbeite dort.“ „Und was arbeitest du?“ „Burkhardt“, sagte er und ich mochte es, dass er nicht Puzel oder Junge oder Bub zu mir sagte, „du liest doch gerne. Das weiß ich von deiner Mutter. Was liest du denn?“ Komisch, dachte ich, das hat mich Fräulein Rosa unsere Lehrerin noch nie gefragt und meine Freunde spielten mit mir nicht „Bücherlesen“. Nun

sprudelte ich los und trug ihm meine Lieblingsmärchen aus Bechsteins, Hauffs und Grimms Märchen kurz vor. Wenn ich mich ereiferte bekam ich früher rote Backen wie ein Apfel. „Siehst du“ sagte Onkel Kreppel und sah mit einem Schatten von seinem breitrempigen Hut auf seinen Augen auf mich hinab „das alles hat dir die Schrift gegeben. Ich bin ein Schriftsteller, das ist meine Arbeit. Die Bücher, die du liest, muss ja jemand schreiben.“ „Ich will auch Schriftsteller werden“, erklärte ich bestimmt, „dann kann ich meine eigenen Bücher schreiben.“ „Das ist ein guter Vorsatz“ antwortete Onkel Kreppel, „aber erst mal solltest du versuchen in der Schule besser zu werden.“ „Die Schule ist so langweilig, lesen ist viel spannender.“ „Du musst Dich aber im Schreiben verbessern, wenn ein Buch daraus werden soll. Aber ich komme bestimmt wieder.“ „Darf ich dir dann beim Schreiben zusehen?“ „Darüber reden wir, wenn es so weit ist. Aber nun geh du jetzt nach Hause, ich weiß wo der Bahnhof steht. Gott mit dir Burkhardt.“ Ich sah ihm nach, wie er in seinem wadenlangen khakifarbenen Mantel mit dem großkrempigen Hut wie aus diesen amerikanischen Filmen, die ich aus dem Dorfkino kannte, die Bahnhofstraße hinabging. Zu Ostern im April 1955 muss er wieder am Hohenpeißenberg gewesen sein, denn zu meinem Geburtstag in diesem Jahr hat er mir ein Geschenk mitgebracht auf dessen Innenklappe ich mit Füllfederhalter notiert habe: „Geburtstagsgeschenk von Onkel Kreppel 1955. Eigentum B. Huck.“ Das Buch ist ein „Knaurs Weltatlas“ mit 119 farbigen und schwarzen Haupt- und Nebenkarten, ausführlichen geographischen, bevölkerungs- und wirtschaftskundlichen Texten mit vielen Spezialkarten, Tabellen und Schaubildern und einem Register mit 23.000 Stichworten. Es wurde vollständig neu bearbeitet von Günter Pahl und erschien in München 1951 bei der Droemerschens Verlagsanstalt.“ Das Format ist DIN A5, der Länderteil fasst 304 Seiten, das Register 159 Seiten und der farbige Kartenteil 74 Seiten sowie 74 Leerseiten.

Es war ein überraschendes Geschenk, mit dem ich damals noch wenig anfangen konnte, denn in der Volksschule auf dem Berg hatte unsere Lehrerin Fräulein Rosa Winter erst vor wenigen Monaten begonnen uns in Heimatkunde zu unterrichten. Wir waren also damit beschäftigt die Gegebenheiten unsere Heimatdorfes Hohenpeißenberg und des Landkreises Schongau und des Nachbarlandkreises Weilheim zu erkunden. Dazu gehörte eine Besichtigung des Bergwerks am Fuße des Hohenpeißenbergs, in dem viele Väter oder Brüder meiner Mitschüler täglich zur Schicht einrückten, um in einer Tiefe von damals 800 m die in engen Flözen liegende schwere glänzende bayerische Pechkohle mit Presslufthämmern aus dem Gestein zu lösen, um sie mit Grubenloren über die untertägige Verbindung, die die Peißenberger mit der Peitinger Grube verband, der Kohlewäsche zu zuführen.

Der erste Ort, den ich im Register suchte war Hohenpeißenberg und ich wurde tatsächlich fündig: einmal auf der Karte 9 „Süddeutschland und Oberrhein“ aber auch auf Karte 22, Bayern südlicher Teil. Die Markierungen, die ich damals mit Tinte hinterließ sind auch noch heute deutlich sichtbar. In den folgenden Jahren wurde Knaurs Welt-Atlas zu dem Nachschlagewerk, das meine Leidenschaft wie Verständnis für Geographie weckte. Da ich zudem ein gutes Gedächtnis für Zahlen entwickelte, habe ich später auch begonnen, mir Bevölkerungs-, Wirtschafts- wie Raummaße zu merken und lernte auch, dass es unterschiedliche Regierungsformen gab. Eine davon mochte Onkel Kreppel gar nicht: Die sozialistische Volksrepublik.

Im Sommer 1955 zog er in das Zimmer neben dem Treppenaufgang, in dem früher mein Großvater sein Büro hatte und das später von meinen Eltern als Familienraum genutzt wurde. Seit dem Weggang meines Vaters und zwei meiner älteren Brüder hielten wir uns dort selten auf. Es gab dort ein paar Sessel und einen Plattenspieler mit dazugehörigen großen schwarzen Schellackplatten. Es war ein Ort der Entspannung und Unterhaltung. Nun waren die Wände voller Bücherregale und einem selbstgeschnitzten Kreuzifix mit einem ungewohnt abstrakt Gekreuzigten an der Wand über dem Schreibtisch an dem Otto studierte, auf der Schreibmaschine klapperte, auf dem Diwan seinen Mittagsschlaf verbrachte und dort auch nächtigte. Er saß auch oft auf der Bank auf der Terrasse mit Bergblick vor dem Haus und schnitzte, feilte und schmirkelte an neuen Kreuzen und hatte nichts dagegen wenn ich mich dazu setzte und ihm dabei zusah. Er hatte dicke schwarze Haare und ebensolchen Vollbart. Seine Jesusfiguren waren aus hellem Holz und auch bärtig.

Im Herbst, während der Ernte der rauhäutigen Winteräpfel am Hang hinter dem Haus, erklärte mir meine Mutter, dass sie sich entschieden hätte katholisch zu werden wie Onkel Kreppel. Es war ein grauer Tag und die Wolken schienen an den Berg zu stoßen. Ich hatte schon so eine Ahnung. Sie überließ es mir zu entscheiden, ob ich mich weiterhin am Sonntag am Gottesdienst in der evangelischen Kirche im Dorf oder der Messe in der barocken Kirche mit Wallfahrtskapelle auf dem Berg beteiligen wolle. Ich fragte sie, wie meine Brüder reagiert hätten. Die beiden Brüder, die beim Vater lebten, konnte sie ja schlecht fragen, mein jüngerer Bruder Klaus war noch zu jung, um solche Frage zu verstehen. Also ging es um meinen Bruder Wölfi, der jeden Tag mit der Bahn nach Peiting zur Schule fuhr, weil er evangelisch war. Ich war wohl auch der einzige „Evangele“ in der 3.Klasse auf dem Berg und da ich des Öfteren als preußischer Ketzer Haue bekam, fiel es mir nicht schwer katholisch zu werden, obgleich mein leiblicher Vater weiter Protestant blieb und wahrscheinlich keine Haue bekam. Auch Wölfi wurde nun katholisch, fuhr aber trotzdem jeden Tag weiter mit dem Zug nach Peiting zur Schule, weil es am Ende der 7. Klasse keinen Sinn machte noch die Schule zu wechseln.

Der Winter 1956 war schrecklich kalt. Kurz nach der Eröffnung der Winterolympiade in Cortina d'Ampezzo in den italienischen Dolomiten Ende Januar 1956 zog eine Kaltfront von Nordeuropa bis über die Alpen. Es gab heftigen Schneefall und die Außentemperatur lag fast zwei Wochen unter minus zehn Grad. Das war sogar zu



kalt für die Hühner im Stall. Sie mussten in der Küche untergebracht werden. Onkel Kreppel baute dafür einen Käfig aus Maschendraht und im Küchenherd ging auch nachts das Feuer nicht aus. Die Küche war auch der Ort, an dem sich nun alle um den großen Tisch versammelten. Dort stand auch ein Radio über den der bayrische Rundfunk die Veranstaltung direkt übertrug. Wölfi und Onkel Kreppel hörten meist zu und freuten sich über Toni Seilers drei Goldmedallien, als wären es ihre. Vor allem Wölfi war begeisterter Skifahrer und belegte später in den Abfahrtsrennen, die jährlich am Hohenpeißenberg stattfanden, vordere Plätze. Auch die anderen Brüder begannen nach ihrer Rückkehr aus dem Rheinland auf ihren Skiern über die Hänge des Berges zu wedeln. Trotz der Kälte fand auch in diesem Winter das jährlich Rennen statt: vom Berggipfel über die Heilstätt an Hohenauer und Schnaderbeck vorbei bis zur Koloniestraße zu dem Haus, wo damals die Volksbücherei untergebracht war und von der ich, seit ich lesen konnte, viele Kinder- und Jugendbücher entliehen hatte.

Die Abfahrt war tückisch und die Teilnehmer rechte Draufgänger, die es oft nicht durch die engen Kurven schafften, weil sie die Schussfahrt auf der vereisten Piste nicht zügeln konnten. Es gab tüchtig Spitzelsalat und auch einige Knochenbrüche. Damals gab es noch keine „Marker“-Bindung, sondern die Stiefel saßen fest unter einem Gurt in Stahlbacken eingeklemmt. Die Holzskier, die ich benutzen konnte waren nicht besser. Auch das ständige Wachsen der Bretter und die Gefahr, mit falsch gewachsenen Brettern wie eine Schildkröte am Hang zu stehen, hielt mich von freiwilligen Abenteuern auf der Piste ab. Es ging besser mit meinen Hörnerschlitten, mit dem ich selbst die steile Heilstätt runterfuhr, sehr zum Ärger der Skifahrer, die sich darüber beschwerten, dass meine Schlittenkufen „ihre“ Piste aufpflügten. Nach den eiskalten aber sonnigen Tagen folgte heftiger Schneefall und starker Wind und obwohl Windzäune aufgestellt waren, wurden bald Teile der Bergstraße verweht. An der Hangkante in der Kurve unter dem Kurheim entstand eine Schneewehe, die so groß geriet, dass Wölfi und ich dort eine Schneehöhle ausgraben konnten, die so viel Platz wie ein Iglu hatte. Es war ein großartiges Gefühl in so einer hellen, weißen Höhle zu sitzen und der Schnee die Landschaft ringsum in tiefer Ruhe hielt.

Vater unser, der du bist im Himmel

Im Frühling 1956 wurde ich nun katholisch und war nicht mehr der einzige in der Klasse, der nicht am Religionsunterricht von Pfarrer Kleidorfer teilnehmen durfte. Der etwas untersetzte, weißhaarige Mann lebte im ersten Stock des Pfarrhauses, das direkt an die Kirche angebaut ist. Über eine Wendeltreppe konnte er von dort direkt in die Sakristei gelangen, die der Messner verwaltete. Dort hingen auch die Talare, Chorhemden und Mozettas der Ministranten. Der alte Pfarrer, in schwarzer Soutane und Plastik-Kollar strahlte Würde aus und hatte ein ausgeglichenes Gemüt. Er sah aus wie etwa Jean Gabin. Er watschte niemanden, schon gar kein Mädchen. Im Religionsunterricht kannte er nur eine Züchtigung, um seinen Unmut zu verdeutlichen: Er zwirbelte die kurzen Kopphaare der Jungen, bis sie aus ihrem Stuhl hochfuhren und schmerzhaft die Augen verdrehten. Dann ließ er los und sagte: „Du dummer Bub, Du dummer! Setzen!“ Das ist mir auch passiert, aber als ich Ministrant bei ihm wurde, hat er mich stets wohlwollend behandelt.



Inzwischen hatte sich Onkel Kreppel mit dem Kaplan Hamberger befreundet, der etwa gleich alt war, also um die dreißig, und sich stark in der Jugendarbeit engagierte. Wer auch immer auf die Idee kam – Hamberger oder Onkel Kreppel – dass ich Ministrant werden könnte, als es mir angeboten wurde nahm ich freudig an, obwohl das Angebot nur galt, wenn ich es schaffte die Messe entsprechend dem Gebet- und Gesangbuch für das Erzbistum München und Freising nach entsprechender Lehrzeit auswendig zu lernen. Das gelang mir auch nach einigen Monaten unter anderem auch weil ich einen guten Sparringpartner hatte. In einem Hof, der etwas abseits der letzten großen Kurve der in den dreißiger Jahren gebauten „neuen“ Bergstraße liegt, lebte Anton, genannt Toni, der zweitälteste Sohn eines Bauern mit dem Namen „Führer“. Die Bergstraße führt weiter zu Kirche, Friedhof und Wirtshaus und auch zu der etwas hinter der Kirche gelegenen Wetterstation und Observatorium. Unterhalb der Friedhofmauern stand ein zweistöckiges Gebäude mit einem Flachdach auf einem Gelände das durch einen etwa zwei Meter hohen Zaun aus Maschendraht und Stacheldrahtkrone begrenzt war. Es war das streng bewachte Gebäude des Radioverstärkers des American Forces Network. Toni hatte etwa zur selben Zeit als Ministrant angefangen wie ich und wurde bald mein bester Freund. Ich begann sogar die tägliche Milch nicht mehr vom Hubertushof sondern vom Führerbauern zu holen, der deutlich weiter entfernt auf einer kleinen Hochebene in üppig grünen Wiesen lag. Der Blick auf die Alpenkette mit Zugspitze im Mittelpunkt war grandios und die Ruhe wurde nur selten vom geringen Verkehr auf der Bergstraße gestört. Ganz anders als in den tiefer gelegenen Dorfteilen wie etwa rund um den Gasthof und Metzgerei „Schächen“, im „Unterbau“, „Hauptstollen“, Koloniestrasse oder dem „Gasthof Hetten“, wo meine anderen Freunde (Thomas Bachmaier, Peter Negele, Arnold Reich, der rote Erwin oder Sixtus Brixner) wohnten.



Oft holte ich morgens Toni vom Führerhof ab oder wir trafen uns beim Pröbstlhof an der Bergstraße, um gemeinsam zur Kirche zu gehen und Pfarrer Kleidorfer die Frühmesse um 7.00 zu assistieren. Manchmal machten wir uns schon früher auf den Weg auf den Berg, dann konnten wir zusehen, wie sich sechs Soldaten am Fahnenmast der Station auf dem makellos gepflegten Vorhof in schicker hellbrauner Uniform zum Morgenappell auf dem Kiesplatz aufstellten. Drei waren weiß, drei schwarz. Ein schwarzer Soldat zog

das Sternenbanner auf den Mast, die Fahne entfaltetete sich im Blau des Himmels über dem makellos weiß gestrichenen Stationsgebäude. Daraufhin setzten sie sich ihre Mützen wieder auf und begannen im Chor ein Lied zu singen. Obwohl wir nichts verstanden, standen wir wie die Soldaten still und lauschten dem wohlgeübten Männerchor. Unsere Frühmesse war eine stille Messe. Die wurde meist nur von wenigen älteren Bäuerinnen besucht, deren Antwortgesänge meist ausblieben, so dass wir Ministranten auch diese singen mussten. Im Herbst und Winter waren wir in der halbdunklen Kirche manchmal ganz unter uns und mit Gott allein, der mit einem Auge aus dem Dreieck der Dreifaltigkeit über die leeren Betbänke blickte. Im Frühling dagegen, wenn die Lindenbäume noch kahl an der Mauer zum Lenzenbichl standen, strahlte das Gold der Altäre im Licht der aufgehenden Sonne.

An Sonntagen kamen zum Hochamt um 9 und zur Spätmesse um 10.30 noch häufig so viele Gläubige, dass selbst die Stehplätze in den Gängen nicht ausreichten, um allen einen Platz innerhalb des Kirchraums zu geben. Wenn dann noch das „Te Deum“ aus hunderten Kehlen von einer brausenden Orgel unterstützt erklang und vom Läuten aller vier Glocken, die von uns noch per Hand und Glockenseil bewegt wurden, begleitet wurde, dann waren wir so glücklich wie vielleicht Schauspieler vor einem ausverkauften Theater. Die beste Zeit, war die von Ostern bis Fronleichnam. Sie ist voller Festtage und Hochämtern oder abendlicher Maiandachten im Marienmonat Mai, Herz Jesu Andachten im Juni oder Samstagen, die bis in den Juli mit Hochzeiten gebucht waren. Vom Mai bis zur Erntezeit gab es auch Bittgänge mit manchmal hundert Menschen, die hinter dem Pfarrer und seinen vier Ministranten in Messgewand, von denen einer ein Kruzifix vorantrug, singend von der Kirche den Berg hinab durch die Felder und Wälder nach Peißenberg, Peiting oder Forst pilgerten, um dort in St. Johann, St. Michael oder St. Leonhard die Messe zu feiern und anschließend im jeweiligen Wirtshaus neben der Kirche einzukehren. Wir Ministranten bekamen eine Limo und einen warmen Leberkäs mit Semmel und waren glücklich darüber, denn oft war der Rückweg zur Kirche auf dem Berg beschwerlicher als der Weg hinab ins Tal. Es gab nur noch wenig Gesang an den Wegkreuzen und manchmal erwischte uns der Regen, so dass wir völlig durchweicht in Hohenpeißenberg ankamen.

Ich war inzwischen neun Jahre alt und lebte in einer der schönen Landschaften Oberbayerns, die Menschen aus ganz Deutschland und sogar aus einigen Nachbarländern anzog. Ein paar Dutzend von diesen Touristen verbrachten jedes Jahr von April bis September ein paar Tage oder Wochen im „Gästehaus Dr. Wychgram“,



das meine Mutter nach der Scheidung im Jahr 1954 eröffnet hat. Es muss im Sommer 1956 gewesen sein, als mir Giséles Mutter zum ersten Mal begegnete. Als ich Augusta Schrama in einem Liegestuhl auf der Terrasse an einem sonnigen Spätnachmittag erblickte, hielt ich sie wohl zuerst für einen eben eingetroffenen Gast, dem ich meine Dienste als Fremdenführer anbieten und damit mein Taschengeld aufbessern konnte. Aber bevor ich etwas sagen konnte kam sie mir zuvor: „Du musst der Burkhardt sein. Stimmt es?“ „Ja das bin ich.“

Und wer bist Du?“ „Ich bin Augusta Schrama, aber viele nennen mich Gustl.“ „Dann darf ich Dich Tante Schrama nennen, denn Otto nenn ich ja auch Onkel Kreppel.“ „Das darfst Du und ich freue mich Dich kennenzulernen.“ Sie machte wie einige Bekannte meiner Mutter einen „vornehmen“ Eindruck, vielleicht ist sie auch „berühmt“ dachte ich, eine weitere Eigenschaft, die meine Mutter schätzte. Sie lachte leicht, als ich sie danach fragte und ging nicht weiter darauf ein. „Ich war eine Patientin Deines Großvaters, einem sehr edlen Menschen und gutem Arzt. Und Deine Großmutter ist eine sehr gute Zahnärztin. Ich war bis Kriegsende öfter zur Kur bei Deinen Großeltern. Damals gab es noch eine Liegehalle da oben am Berg, da lagen wir mitten im Winter und haben uns gesonnt. Das gehörte zur Höhenluftkur. Überall hat sich sehr viel verändert seitdem. Jetzt bin ich zum ersten Mal wieder hier und es ist so wunderschön wie damals und dass Deine Mutter so gesunde und kluge Söhne großzieht und das Haus bewirtschaftet ist eine große Leistung. Das sollst Du nie vergessen!“ „Hast du Kinder?“ „Ja, eine Tochter. Sie lebt in Belgien.“ „Und wo lebst Du?“ „Ich lebe seit ein paar Jahren bei meiner Tochter. Vorher haben wir in Berlin gelebt.“ „Tante Manna wohnt auch in Berlin“, sagte ich. „Ich habe sie nicht kennengelernt, aber von ihr gehört. Sie ist eine sehr gelehrte Dame.“ „Und außer Deiner Tochter, wen hast Du noch?“ „Ach Burkhardt, das ist eine traurige Geschichte. Die musst Du jetzt nicht hören. Weißt Du der Krieg hat sehr lange gedauert und war schrecklich. Wir wollen nicht über ihn reden, sondern dem Sonnenuntergang am Auerberg zusehen. Er heißt doch so?“ „Ja er heißt so und der ist sogar höher als der Hohenpeißenberg, aber das stimmt nur, wenn man den Kirchturm nicht mitrechnet.“ Ich wusste, dass Frauen es gerne hörten, wenn ich ihnen Heiratsanträge machte. Manche zeigten sogar ein bisschen Wangenröte bevor sie antworteten: „Aber Du bist doch viel zu jung Puzel. Da musst Du schon ein wenig älter werden.“ Wenn ich dann entschlossen erwiderte: „Aber dann heirate ich dich!“ gab es oft Gelächter oder Ausrufe wie: „Ach ist der nicht süß, der Puzel.“ Tante Schrama reagierte nicht anders als ich das Angebot machte, ihre Tochter zu heiraten. „Aber Gisèle ist schon zu alt für Dich. Sie ist 27 und Du? Neun?“ „Das sind doch nur 18 Jahre Unterschied. Meine Mutter ist 29 Jahre älter als ich. Außerdem ist sie meine Mutter und das verstehe ich ja, dass ich sie nicht heiraten kann, mal abgesehen von meinen älteren Brüdern.“ „Burkhardt“, sie nannte mich nie Puzel, „es geht trotzdem nicht. Aber ich bin sicher Du wirst eine gute Frau finden, die zu Dir passt, wenn Du älter bist.“ Ich ließ mich jedoch nicht beirren: „Ich werde Deine Tochter heiraten, wann werde ich sie kennenlernen?“ „Du wirst sie kennenlernen, wenn Du uns in Belgien besuchst, aber Heiraten kannst Du erst, wenn Du 21 Jahre alt bist. Das ist Gesetz und daran müssen sich alle halten. Auch Du.“ Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie lange Tante Schrama damals in unserem Haus blieb, aber ich weiß, dass ich ihr versprochen habe ihr zu schreiben und sie das für eine ausgezeichnete Idee hielt, um in Kontakt zu bleiben.

Ende Oktober 1956 begann Onkel Kreppel, aufgebracht durch einen Aufstand in der sozialistischen Volksdemokratie Ungarn, aus Linoleum einen Stempel zu schnitzen auf dem stand: „Gestern Tibet, heute Ungarn, morgen?“ Er war oft länger in München mit Stapeln von Briefumschlägen und schickte mich mit einem Paket davon zu Kaplan Hamberger. Die beiden hatten eine Initiative zur Unterstützung der Aufständischen in Ungarn gegründet und waren dabei Spendenbriefe zu verschicken, die wohl Erfolg hatten, denn Kaplan Hamberger gab mir Bündel von Briefen mit, die als Antwort eintrafen. Viele waren mit ungarischen Marken frankiert und da ich eben begonnen hatte Briefmarken zu sammeln, durfte ich die behalten. Nach dem Einmarsch der Roten Armee und der Niederschlagung des Aufstands am 4. November verwendete er die Spenden, um ungarische Flüchtlinge in München zu unterstützen.

Nach seiner Rückkehr zum Hohenpeißenberg begannen er und meine Mutter über meine Zukunft nachzudenken, das heißt, meinen Übergang zur Oberschule. Meine Klassenlehrerin Fräulein Rosa Winter, die im Lehrerhaus neben der Volksschule wohnte und „vorschlagsberechtigt“ war, schien skeptisch zu sein. Ich sei zwar ein guter Schüler, aber das würde nicht reichen. Es gab ein paar Mädels, die besser waren als ich, aber deren Eltern dachten nicht daran ihre Töchter auf die Oberrealschule mit Gymnasium in Weilheim zu schicken. So kam es, dass von 25 Schülern und Schülerinnen nur zwei übrig blieben, die zwar nicht den Ansprüchen genügten, aber deren Eltern sie zur Aufnahmeprüfung anmelden wollten. Dazu gehörte meine Mutter, die hoffte, dass möglichst alle ihre fünf Söhne wie sie selbst mindestens mit Abitur abschließen. Mein ältester Bruder Jörg und mein nächstälterer Bruder Fritz waren inzwischen aus Opladen bei Köln, wo unser Vater wohnte, zum Berg zurückgekehrt und fuhren täglich mit der Bahn zur Mittel- und Oberschule in

Weilheim. Das hätte ich ja auch tun können, aber irgendwie kam es unter dem Einfluss des jungen Kaplan Hamberger, der Pfarrer Kleidorfer vor allem in der Jugendarbeit zur Seite stand, aber auch als engagierter Prediger auffällig war und in enger Beziehung mit Onkel Kreppel stand, zu der Idee, mich nachdem ich mich als Ministrant bewährt hätte, im Priesterseminar der Erzdiözese München in Freising unter zu bringen. Da er „vorschlagsberechtigt“ war, stand plötzlich die Idee im Raum, dass ich doch Priester werden könnte. Ich begann die Idee zu verinnerlichen, bis mir ein kleines noch wenig verständliches Detail auffiel: Die Zölibatklause. Ich zog mich nun öfter zurück in meine Laubhütte, die ich mir im Unterholz des Waldes an der Abzweigung unserer Zufahrt von der Bergstraße errichtet hatte. Dort war ich in der von Onkel Kreppel vorgeschriebenen Rufweite zum Haus aber dennoch vor Einblicken durch das Laub der Buchen, Eschen und Büsche geschützt. Ich dachte über meine Liebe zur Steigerstochter nach und über die wenigen glücklichen Küsse, die wir auf der Bank am Bach ausgetauscht haben, ihre weiche Haut, ihre leuchtenden Augen und das Glück neben ihr zu sitzen so lange wie möglich. Wenn wir uns trennen mussten, sie bergab und ich bergan nach Hause gingen, begleitete mich ein Glücksgefühl. Es hatte sich etwas ereignet, was bisher nur aus Märchenbüchern kannte, etwa aus „Kasperle auf Reisen“. Die Rosemarie hatte es mir angetan und nun war sie in mein Leben getreten, um gleich wieder zu verschwinden? Auch der Führer Toni konnte mich nicht verstehen. „Keine Frau, keine Kinder, keine Familie bloß um Pfarrer zu werden? Du spinnst.“ „Ich könnte ja auch Bischof werden und sogar nach Rom gehen“. Irgendwie hat seine Schwester Maria das mitgekriegt, denn von nun an begann sie mich zu mit heruntergezogenem Höschen zu provozieren und ich kam mit dem Beichten gar nicht mehr hinterher. Als der Winter endlich zu Ende ging traf die schlechte Nachricht ein: Aus Freising kam eine Absage. Der Kaplan hatte zwei Namen vorgeschlagen, mein Klassenkamerad Ferstl wurde wahrscheinlich wegen seiner stabilen Familienverhältnisse vorgezogen. Nun begann Onkel Kreppel einen Plan B zu verfolgen und fand nach einiger Zeit das Missionsseminar der Benediktiner in St. Ottilien. Die Benediktiner schienen weniger Vorbehalte gegenüber dem Sohn einer geschiedenen Protestantin zu haben, die zum Katholizismus konvertiert diesen nun der Kirche anvertraut, um einen Priester und Ordensmann aus ihm zu machen. Im Februar 1957 nahm mich meine Mutter begleitet von Onkel Kreppel zu einem Vorstellungsgespräch nach St. Ottilien mit. Nach einer Besichtigungstour durch Klosterkirche, Missionsmuseum und Klostersgärten saßen wir später im Seminargebäude, mit mir in der Mitte, dem Regens des Seminars, Pater Bernward Zimt gegenüber. Er saß an einem großen Schreibtisch unter einem lebensgroßen Porträt des Papstes Pius XII und hatte große Ähnlichkeit mit ihm. Ich hatte nicht mehr zu sagen als „Ja, Pater Regens“ oder „Nein, Pater Regens“ und scheinbar habe ich, meine Mutter und Onkel Kreppel alles richtig gemacht, denn wenig später kam per Post eine Zusage mit einer Einladung zur Aufnahmeprüfung im Juli, die weitreichende Konsequenzen hatte. Ich musste nach der Schule am Nachmittag nicht nur an einem rigorosen Nachhilfeprogramm durch im Wohnzimmer von Lehrer Deubner im Haus hinter dem Gebäude von Schreibwaren Einband teilnehmen, sondern mich mit dem neuen Berufsziel „Missionar in Afrika“ auseinandersetzen. „Gehet hinaus in alle Welt und kündigt den Glauben!“ Das war etwas anderes als Pfarrer auf einem Berg mit einer barocken Wallfahrtskirche die Messe zu lesen und von einer Haushälterin betreut zu werden.

In der Fastenzeit 1957 bereitete Kaplan Hamberger die 16 Jungen und 15 Mädels der vierten Klasse der Volksschule auf dem Hohenpeißenberg auf die erste Heilige Kommunion vor. Die Altarbilder blieben vom Aschermittwoch bis Karsamstag von violetten Vorhängen verhüllt. Meine erste Beichte hatte ich im Oktober bei Pfarrer Kleidorfer im Beichtstuhl abgelegt, nachdem er unsere Klasse in den geheimnisvollen Zusammenhang von Sünde, Beichte, Vergebung und Wiederaufnahme in die Kirche eingeführt hat. „Durch die sündhafte Tat entscheidet sich der Mensch bewusst gegen Gott und stellt sich somit auch gegen seinen Heilsplan. Durch die Beichte wird der Beichtende wieder mit Gott und der Kirche versöhnt und ihm werden seine Sünden vergeben. Auch die sogenannten ewigen Sündenstrafen und die zeitlichen Sündenstrafen können durch die Beichte erlassen werden. Der Beichtende wird so grundlegend mit sich und seiner Umwelt versöhnt und kann aus diesem Geschenk seinem Leben eine neue und bessere Ausrichtung geben.“ Zwei Beichtstühle standen hinter den Säulen, an denen die Seitenaltäre lehnen. Danach lernten Toni und ich zusammen bei Kaplan Hamberger im ersten Stock des Pfarrhauses direkt an der Kirche, den lateinischen Teil der Heiligen Messe nach dem Gottesdienst für das Erzbistum München von 1950. Wir

lernten den knurrigen alten Messner näher kennen, der die Schlüssel zu Sakristei, Kirche, Kapelle, Glockenboden, Orgel und Empore verwaltete. Er war auch zuständig für den Klingelbeutel, den Opferstock und Barspenden, die nach Begräbnissen oder Hochzeiten auf dem Spendenteller der Ministranten am Ausgang landeten. Er verwahrte sie in einem Lederbeutel. Er hütete auch das Weihrauchfass, ein zweiteiliges Gefäß an einer Kettenkonstruktion das zum Verschwenken von Weihrauch auf glühender Kohle während der Messe von Ministranten geschwungen wurde, um den Rauch im Kirchenraum zu verbreiten. Das habe ich selten gemacht, aber ich durfte das Weihrauchschiffchen tragen und nachfüllen. Nach zehn Probendiensten in der Frühmesse um 7.30 morgens, die wenig Gläubige anzog, wurden Toni und Ich ab Januar 1957 als Ministranten übernommen und dienten vorerst am Dienstag, und Donnerstag die Frühmesse und am Sonntag die Spätmesse nach dem Hochamt. Es war eine meiner Aufgaben während der Kommunion, das heißt der Austeilung des Leibes Christi in Form einer Hostie an die Gläubigen, Pfarrer Kleidorfer oder Kaplan Hamberger beizustehen, indem ich einen Silberteller unterhalb der Mündel hielt, aus der die Gläubigen ihre Zunge vorstreckten, um die Hostie zu empfangen. Kein Krümel des heiligen Leibes Jesu sollte zu Boden fallen und möglicherweise von den Kirchenmäusen verzehrt werden. Der Silberteller wurde nach vollzogener Kommunion vom Pfarrer am Altar damals noch mit dem Rücken zu den Gläubigen mit einem Tuch über dem Messkelch blank gewischt. Ich musste dann mit einem Silbertablett mit den zwei Karaffen für Wasser und Rotwein in meinen Händen anstehen.

Der Pfarrer goss dann einen Schluck Wasser nach, schwenkte es im Kelch kurz und trank ihn aus. Dann war klar, dass das „Ite missa est!“ bald folgen würde. Kaplan Hamberger liebte das „Ite Missa est!“ Er nutzte seine Sangeskunst so, dass er es auf fast zwei Minuten dehnen konnte. Es klang wie ein Jodler und kündigte den Dienstschluss an. Der Messwein mag dazu beigetragen haben. Toni und ich haben davon genascht. Er schmeckte nicht nach Blut, aber ganz anders als Bier. An die Hostien konnte niemand ran. Einen Schlüssel zum Tabernakel hatten nur der Messner, der Pfarrer und der Kaplan. Außerdem wussten wir, dass die Hostie heilig ist und derjenige der sie missbrauchte eine Todsünde begeht, die Gott umgehend etwa durch einen Blitzschlag oder den Biss einer Kreuzotter bestrafen würde.



Der Kommuniionsunterricht fand in der Marienkapelle neben der Pfarrkirche statt. Es war kalt und zugig, aber Kaplan Hamberger war jung und feurig, wenn es um das Geheimnis der Wandlung, dem Höhepunkt

jeder Messe ging, wenn die Opfertgaben von Brot und Wein zum Leib und Blut Christi werden und die Gläubigen die Gnade erfahren, Teil dieses Mysteriums zu werden und den Sohn Gottes in sich aufnehmen. Voraussetzung dafür war ein Zustand der Reinheit, den wir durch das Sakrament die Beichte schon kennen gelernt hatten. Da ich vor meiner Konversion gewohnt war, dem Gottesdienst mit meiner Mutter und meinen Brüdern in der kleinen evangelischen Kirche unten im Dorf zu folgen, wusste ich, dass man als Evangele dreizehn Jahre alt werden musste, um nach der Konfirmation am Abendmahl teilnehmen zu dürfen. Dort wurde jedoch Brot und Wein, bzw. Traubensaft gereicht. Als noch nicht Zehnjähriger fühlte ich mich von der katholischen Kirche besser behandelt, wunderte mich jedoch über den Unterschied, denn von Religionskriegen hatte ich damals noch nichts gehört, habe aber nicht vergessen dass meine katholischen Klassenkameraden mich einen Ketzer nannten, als ich noch evangelisch war. Jetzt sollte ich endgültig einer von ihnen werden: Ein Katholik, der berechtigt war einmal am Tag das Sakrament der Heiligen Kommunion zu empfangen und nicht nur mit einem Silbertablett neben dem Pfarrer stehend die Hostienbrösel anderer aufzufangen, sondern nun in direktem Kontakt zum himmlischen Vater zu stehen. Mein Vater schickte mir zwar mit Maschine geschriebene Postkarten zu Geburtstag und Weihnachten und schickte meine Mutter zu mir, um heraus zu finden, was ich mir von ihm wünschte, aber er hatte keine Stimme mehr, die zu mir sprach. Ich konnte inzwischen telefonieren, aber durfte ihn nicht anrufen und er selbst rief nie an.



Endlich, am Weißen Sonntag, dem ersten Sonntag nach Ostern, am 28. April 1957 war es soweit: Der Tag meiner Erstkommunion war da. Nach dem ersten Schultag war die Erstkommunion eines der wichtigsten Festtage im Familienleben der damaligen Landbevölkerung. Diesmal standen jedoch keine Schultüten im Zentrum der Aufmerksamkeit, sondern die für diesen Festtag angemessene Kleidung sowie eine Kommunionkerze, die man lebenslang in Ehren hielt, denn sie war fast so heilig wie das Sakrament. Knaben erschienen im schwarzen Anzug, Mädchen in weißen Kleidern. Dazu gab es entsprechende Accessoires wie Schlipse und glänzende schwarze Schuhe für die Knaben oder weiße Handschuhe, Kopfschmuck und Lackschuhchen für die Mädchen. Auch die Kerzen boten viel Raum um Wohlstand zu zeigen. Eine Herausforderung für meine Mutter, die als Konvertitin besonders gefordert war. Ein Kommuniionsanzug oder glänzende Schuhe sprengten ihren Finanzrahmen. Aber es gab ja Frau Dollinger, die Gattin des Metzgers und Inhabers des Gasthofs Schächchen, die neben dem Gasthof mit Biergarten und vielen Gästezimmern auch den Laden für Wurst- und Fleischprodukte ihres Mannes führte, der in einem Nebengebäude eine Schlachterei betrieb. Sie hatte einen Sohn der ein Jahr vor mir zu Kommunion ging. Sie kannte mich von den Besuchen meiner Mutter mit mir am Rockzipfel hängend. Sie lachte, wenn sie mich sah und hatte Vergnügen daran mir, dem kleinen Puzel ein Wiener Würstchen über die Theke zu reichen: „Schaug, de is für di!“ Dabei lachte sie und freute sich über meine großen Augen und ausgestreckte Hand. So kam es, dass meine Mutter mir zwei Wochen vor dem Weißen Sonntag mitteilen konnte, dass ich mit schwarzem Anzug und Lackschuhen zur Kommunion gehen würde. Sie hatte zudem eine prächtige

Kommunikationskerze besorgt und außerdem würde uns der Taxiunternehmer Pröbstl an der Bergstraße aufnehmen und uns bis vor die Kirche fahren. In der Nacht vorher war ich schrecklich aufgeregt. Das Wort Lampenfieber habe ich erst viel später kennengelernt, aber es war wohl so etwas wie das. Seit der Konversion war mein Leben aufregender als je zuvor und nun erwartete mich die letzte Prüfung: Die Kommunion, die Aufnahme als Mitglied der neuen Kirche. Diesmal nicht auf den Stufen des Altars, sondern mit den anderen in der zweiten Bank der Knaben rechts vom Durchgang zum Altarraum; ganz in Schwarz. In den zwei ersten Bänken links die Mädchen ganz in weiß. In den Bänken hinter uns die stolzen Eltern und weiter hinten und auf der Empore die andere Dorfbevölkerung. Wir würden mit Namen einzeln aufgerufen und mussten etwas sagen. Ich weiß nicht mehr was mich beunruhigte. Vielleicht hatte ich Angst vor Fehlern, Zwischenrufen oder vor meiner tropfenden Kommunikationskerze.



Als es hell wurde bemerkte ich, dass das Tageslicht weißlich war, wie abgeblendet. Als ich zum Fenster raus sah, stellte ich fest, dass es geschneit hatte. Etwa zehn Zentimeter. Ich machte mir Sorgen um die Lackschuhe und die Veränderung des geplanten Ablaufs. Schließlich ging alles gut. Pröbstl's Taxi konnte zwar nicht die Einfahrt zu unserem Haus benutzen, aber irgendwie bin ich mit Onkel Kreppel und Mutti trockenen Fußes zu seinem Taxi und zum Vorplatz der dicht besetzten Kirche gekommen. Dort warteten schon die anderen Kommunikationskinder in ihren Anzügen und weißen Kleidchen mit ihren Kerzen in der Hand darauf in fest geschlossenen Reihen in den Kirchenraum einzuziehen und ihre Plätze in den vordersten Reihen einzunehmen. Die Orgel toste dazu, ich hörte hundert Stimmen tuscheln und spürte die Blicke von hundert Augen als ich meinen Platz in der zweiten Reihe ansteuerte. Ich spürte die Blicke meiner Mutter und von Onkel Kreppel im Kirchenraum hinter mir. Ich wollte jetzt keine Fehler machen, aber die Kommunikationskerze fing an zu tropfen, heißes Wachs fiel auf meine Hand. Ich sah zu den Mädchen, die das gleiche Problem, aber Handschuhe an hatten. Also holte ich mein Taschentuch aus der Jackentasche und wickelte es um die Kerze. Das beruhigte mich und von nun ging alles leichter. Ich konzentrierte mich auf das was mir bevorstand: Die Begegnung mit dem Leib Christi und eine Zukunft mit Jesus, den Mann den sein Vater verlassen hat, der gekreuzigt wurde und von den Toten wieder auferstanden ist.



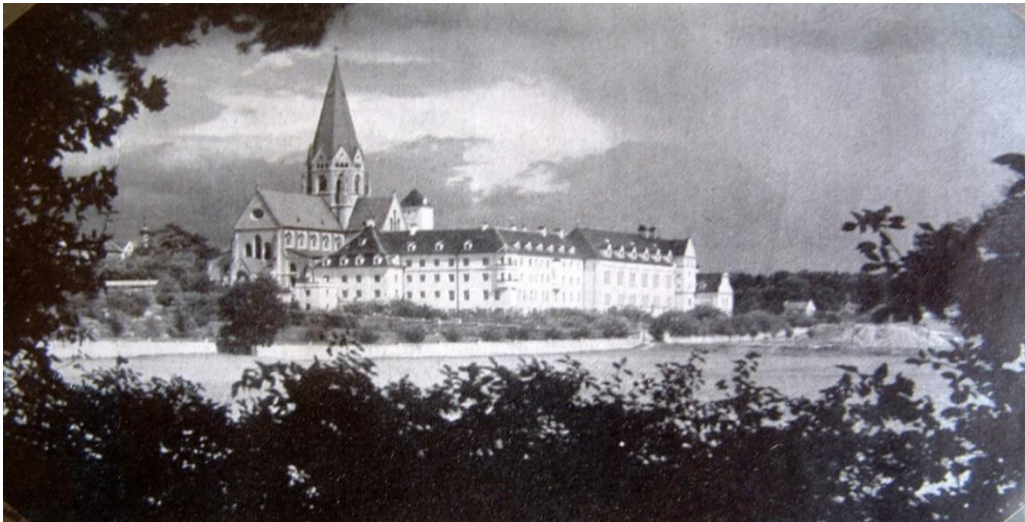
Nach der Fronleichnam-Prozession, es war im Frühsommer 1957, hörte ich von meiner Mutter, dass Tante Schrama's Tochter Gisèle mit dem Inhaber eines Reisebüros aus Belgien nach Hohenpeißenberg kommen würde, um zu prüfen, ob das Gästehaus Dr. Wychgram in dessen Tourenprogramm einbezogen werden kann. Da ich inzwischen alle Hochzeitspläne eingedampft hatte, sah ich dem Besuch neugierig, aber gelassen entgegen. Als der große schwarze Citroen Avant die Auffahrt hochfuhr, war ich dennoch steif vor Erwartung. Der Wagen hielt auf dem Platz hinter dem Haus, die Türen öffneten sich, ein Fox Terrier sprang heraus und



raste mit Carracho Richtung Küchenvorplatz um Hühner zu jagen. Wolfgang und ich jagten hinterher, um ein Blutbad zu vermeiden, doch eine Frauenstimme, die unentwegt „Wiski, Wiski, Wiski!“ rief brachte den Hund zur Besinnung. Wiski spuckte ein Huhn aus, rannte zurück Richtung Auto und setzte sich neben Gisèle, die neben meiner Mutter stand, in Positur. Als ich hinzutrat und sie per Handschlag begrüßen wollte, knurrte Wiski mich an. „Du bist Burkhardt? Meine Mutter hat mir schon viel von Dir erzählt. Sie lässt Dich herzlich grüßen und sie hat mir auch kleines Geschenk für Dich mitgegeben.“ Sie holte ein in schimmerndes Geschenkpapier eingehülltes Päckchen vom Rücksitz und gab es mir. Sie hatte kurze, rötlich schimmernde Haare und grünblitzende Augen, war sehr schlank und wirkte distanziert. Vielleicht lag das an ihrem Gefährten, den sie als Alfons de Vliegere vorstellte und der wenig Deutsch sprach. Er drängte Gisèle auf Französisch, wahrscheinlich ins Haus zu gehen, um möglichst schnell zur Sache zu kommen, weil man ja am nächsten Tag auch weiter müsse. Wir Kinder wurden später ermahnt nicht zu stören und wenige Stunden darauf hörten wir aus dem offenen Fenster von Zimmer 7 im ersten Stock, wo acht Gästezimmer auf Gäste warteten, nur noch Gisèle's Schreibmaschine klappern und Alfons Stimme in Französisch diktieren. Abends speisten die Erwachsenen im Esszimmer, während wir in der Küche Abendbrot bekamen. Gegen Mittag des nächsten Tages stiegen sie samt Wiski wieder in dieses tolle Auto und wir winkten ihnen von der Mauer der Terrasse nach, als sie die Bergstraße hinabfuhren.

Im Juni 1957 bestand ich die dreitägige Aufnahmeprüfung in St. Ottilien. Onkel Kreppel hatte mich zum Bahnhof Weilheim und zu einem roten Schienenbus Richtung Mering begleitet. Er zeigte mir die Bahnstrecke auf der Karte. Es war der zehnte Bahnhof auf der Strecke. Als Lektüre hat er mir Büchlein über Benedikt von Nursia mitgegeben, bevor er zum Zug Richtung München eilte. Es war ein schöner Sommermittag und die Bahnstrecke am Ammersee überaus reizvoll. Ich konnte den Ammersee vom Hohenpeißenberg aus gut sehen und mit Opas Fernglas auch Details, aber vor Ort zu sein ist dann doch beeindruckender. Die Prüfungen fanden in einer Baracke auf der Rückseite des Seminargebäudes statt und wurden eingeleitet von einem Test, mit dem die Intelligenz mit ganz neuen Methoden ermittelt und gemessen einen Quotienten ergibt. Ich kann mich nicht mehr an die Details des Tests erinnern, aber das Ergebnis sollte mich von da an unangenehm verfolgen. Als wir nach drei Prüfungstagen einzeln zur Bekanntgabe der Ergebnisse nach alphabetischer Namensfolge zu Pater Wolfram gerufen wurden und ich ihm endlich gegenüberstand, hörte ich mit großer Genugtuung, dass die vielen Nachhilfestunden durch den pensionierten Lehrer Deubner und Onkel Kreppel nun doch zu einem guten Ergebnis geführt hatten.

Pater Wolframs Bemerkung aber, dass ich im Intelligenztest über dem Durchschnitt abgeschnitten hätte und dass mir daraus eine besondere Verpflichtung zu herausragender Leistung entstehe, deren Erfüllung besonders beobachtet werden würde, klang wie eine Drohung. Ich war dennoch guten Mutes, denn das große Seminargebäude mit seinen vier Etagen war großzügig gebaut und ausgestattet. Die Wände des Refektoriums waren mit Jugendstilbildern geschmückt, langgestreckte von wehenden weißen Schleiern umhüllte Gestalten engselig zwischen Birken schwebend. Dort konnten 170 Zöglinge und auch fünf Patres gleichzeitig beköstigt werden. Die Hauskapelle im neugotischen Stil war zur Morgenmesse von vielfarbigen Licht durchflutet wie das Ende des Regenbogens.



Außerdem gab es eine große Turnhalle mit Bühne und Kinoleinwand. Dort saß ich mitten unter den anderen Prüflingen, allen Seminaristen und vielen Patres und durfte wie im Kino einen Film mit Ton angucken. Im Mittelpunkt natürlich ein Mensch, der sich entscheidet, Priester zu werden. Der Film beobachtet seinen Weg bis er mit zehn anderen jungen Männern auf dem roten Teppich im Altarraum einer mächtigen Kathedrale mit dem Gesicht nach unten liegt und seine Weihe zum Priester durch den Kardinal erfolgt. Unter den hohen Bäumen an der Allee zum Tor gab es außerdem einen runden Teich mit Insel, in dem wir nach der Vesper zum Schwimmen geschickt wurden. Das alles und auch den kleinen Bahnhof von dem man mit dem roten Schienenbus mit seinen Panoramafenstern am Ammersee bis nach Weilheim fahren konnte fand ich alles sehr anziehend. Auch das Essen war gut. So fuhr ich wohlgenut mit dem Zug nach Hause und freute mich



auf die bevorstehenden Sommerferien, in denen es nie an Gesellschaft mangelte. Die schriftliche Bestätigung samt Einberufungsbefehl in das Missionsseminar der Benediktiner, Administrationsgasse 5, Dillingen an der Donau erreichte meine Mutter ein paar Wochen später. So kam es, dass sie mich am ersten

Septembertag mit der Bahn nach Dillingen an der Donau brachte. Es dauerte einige Stunden um nach Dillingen, gut 70 km vom Mutterkloster und 110 km von zu Hause entfernt, zu reisen. Ich lernte „umsteigen“ in Bahnhöfen mit mehreren Bahnsteigen wie dem von Weilheim mit fünf oder Augsburg mit acht.

Die ersten zwei Klassen im Missionsseminar der Benediktiner waren in der Administrationsgasse 5 in Dillingen untergebracht und dort fand auch in zwei Klassenräumen der Unterricht statt. Mein Bettzeug und Wäsche, von der in jedes Stück die Nummer 874 eingenäht sein musste, war in einem großen Weidenkorb per Bahn vorausgeschickt worden. Im obersten Stock des Hauptgebäude gab es ein großes für die 24 Schüler der ersten Klasse und zwei kleinere ungeheizte Dormitorien für die 22 Schüler der zweiten Klasse, ein Refektorium und eine Hauskapelle für 60 Personen, eine Turnhalle mit Reck, Barren, Böcken, Seilen und Sprossenwänden, eine Kegelbahn, große Gemüse- und Obstgärten, einen Sportplatz und betonierte Wege durch den von den Nonnen und Frater Stanislaw bewirtschafteten Garten, über die uns Pater Konradin vor dem Unterricht im Dauerlauf hetzte. Das vielleicht 2 ha große Grundstück war übermannshoch eingezäunt bis auf zwei hohe Pforten, die wie die Toiletten in den Zügen nur mit einem Dreikantschlüssel zu öffnen waren. Es gelang mir nach einigen Monaten so einen Schlüssel zu organisieren und zu verstecken. Das große Tor von der Stadt zum Innenhof der Anlage war meist verriegelt und zum kleinen Seitentor kam man nur heraus, wenn man die Schwester Pfortnerin herausläutete und eine Ausgangsbewilligung vorweisen konnte. Ein fast kompletter Freiheitsentzug, das starre Gerüst der Tage, die Quälerei in der Turnhalle und auf dem Sportplatz – beides gab es nicht in meiner Dorfschule auf dem Berg - und die erste Tracht Prügel mit dem Rohrstock für eine 6 in Latein waren vorerst schwer zu ertragen.



In den ersten Monaten nach meiner Ankunft muss ich wohl allen Menschen, die mir lieb waren, eine Postkarte aus Dillingen geschrieben haben und wohl auch eine an Tante Schrama, denn sie schickte mir eine Postkarte aus Brügge: „Lieber Burkhardt, hab vielen Dank für Deine schöne Karte, über die ich mich sehr gefreut habe. In den nächsten Tagen werde ich Dir ein Päckchen mit Bonbons schicken. Herzliche Grüße, Deine Tante Schrama.“ Die Bonbons, es waren „Cote d’Or“ Pralines, die in glänzende Silberpapiere in verschiedenen Farben und zu Rüschen gedrehten Enden eingewickelt waren, scheinen mich erreicht zu haben. Am 21. Oktober 1957 schrieb ich aus Dillingen an Tante Schrama in der Peerdestraat 5 in Brügge, Belgien: „Liebe Tante Schrama, ich danke Dir viel für die Bonbons und die Karten. Leider kam ich nicht dazu einen Brief zu schreiben, denn ich habe jetzt noch weniger Zeit als am Anfang, denn in Latein muss ich aufholen. Die Karte ist von der Madonna in St. Ottilien. – Viele, viele Grüße von Burkhardt.“

Die Madonna auf der schwarz-weißen Bildseite der Karte ist eine Pieta, also die leidende Mutter Maria mit dem toten, halbnackten Sohn mit der linken Achsel in verrenkter Pose über ihrem rechten Knie hängend, die Wunde, die der letzte Stoß der Lanze des Soldaten nach seinem Herzen in seiner linken Brust hinterlassen

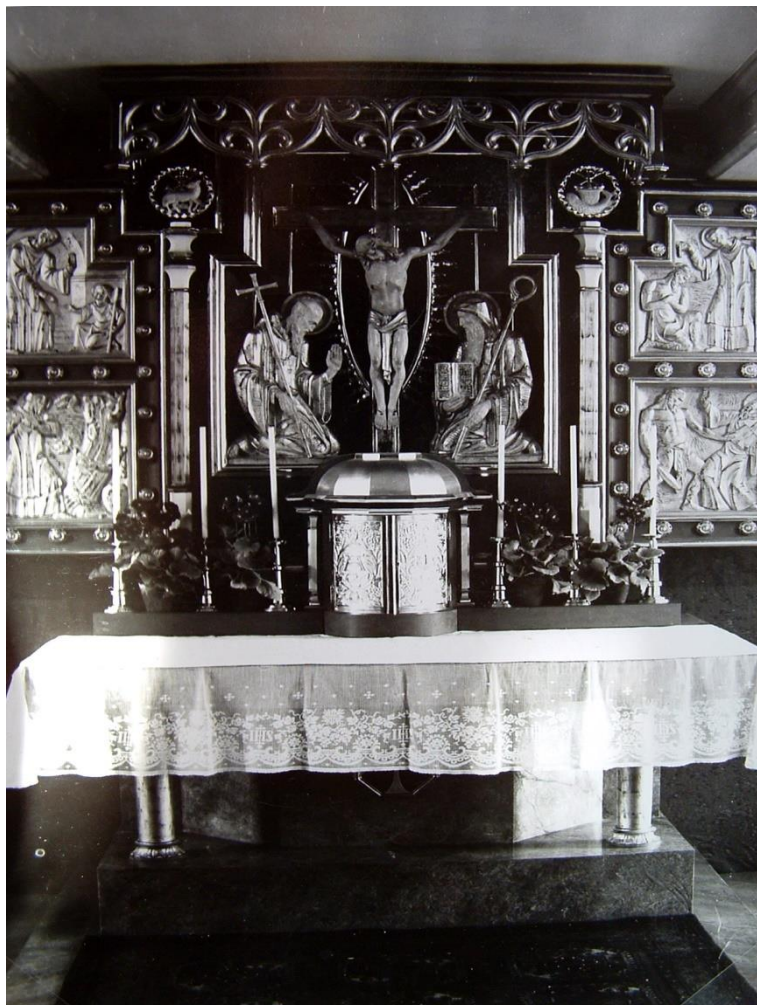
hat, ist deutlich sichtbar. Die linke Hand der Mutter hält Jesus Kopf, der wie zur Seite gefallen auf seiner Schulter liegt. Sein Mund ist halb geöffnet, die Augen fast geschlossen, die Gesichtszüge zeugen von erduldeten Martern und Tod. Marias Gesicht scheint in steinernem Schmerz erstarrt, die Augen, die auf den toten Sohn blicken sind leer und ausdruckslos. In ihrer Brust steckt ein Schwert. Da Tante Schrama auch katholisch und Frau war, hielt ich die Karte für passend, denn die Auswahl, die Pater Konradin im Magazin vorhielt war nicht sehr groß.



Die Welt war voller Wunder, die alles übertrafen, was ich bisher kannte. Im „Meßbuch der heiligen Kirche“, nach seinem Herausgeber Anselm Schott O.S.B. „Der Schott“ genannt, war wenig zu finden über die Welt der Heiligen und ihre Wunder, denn letztere waren und sind noch immer eine Voraussetzung für eine Heiligsprechung. Die Wunder, die Jesus vollbrachte waren die Grundlage auf der seine Nachfolge, die Apostel und die durch Petrus gegründete römisch-katholische Kirche und ihre Heiligen uns teilnehmen lassen am Wunder der Schöpfung und Gnade Gottes. Ich habe damals erfahren, dass ein Katholik, der für seinen Glauben als Märtyrer stirbt, direkten Zugang zum Himmelreich hat. In Dillingen bekam jeder von uns nun ein neues, zusätzliches zweites Buch. Es war nicht in derselben handlichen Größe wie der „Schott“, mit schwarzen Leinenumschlag mit goldenem Kreuz sondern burgunderrot mit einem lederartigen Einband, hatte einen Umfang von über 1000 Seiten und hieß: „Das Leben der Heiligen Gottes.“

Es war reich bebildert und erzählte die Geschichte der Heiligen des jeweiligen Tages und die schienen mir ergiebiger als die Psalmen zum Tage oder Details wie die Farbe der Messkleider des jeweiligen Tagesheiligen etwa für Kirchenlehrer (gelb) oder Märtyrer (rot) die ich aus dem Schott kannte. Nachdem ich festgestellt hatte, dass die Geschichten der Märtyrer besonders aufregend waren, begann ich nach Märtyrergeschichten zu stöbern und davon gab es bestimmt achtzig. Sie wurden ertränkt, zerstückelt, den Löwen zum Fraße vorgeworfen, mit Pech übergossen, an Masten gebunden, angezündet und zur Straßenbeleuchtung eingesetzt oder schlicht öffentlich einzeln oder in Gruppen verbrannt. Anderen wurden in Folterkellern die Finger- und Zehennägel ausgerissen, sie wurden mit glühenden Eisen gebrandmarkt, sie mussten mit dem Kopf nach unten aufgehängt Peitschenschläge ertragen. Wenn sie dabei nicht den Glauben verrieten und sich als standhaft erwiesen, war ihnen auf alle Fälle der Weg ins Himmelreich geebnet. Da wir täglich zweimal, einmal morgens um 6.30 zum Morgengottesdienst und abends um 8 zur Abendandacht in der Hauskapelle verbrachten, blieb genug Zeit auch alternative Wege zum Heilig werden nachzulesen wie etwa der als Kirchenlehrer, für die mussten keine Wunder nachgewiesen werden. Ich war fasziniert davon an wie vielen Orten etwa Augustinus tätig war und dass er durch ein Buch mit dem Titel „Bekenntnisse“ so

erfolgreich war, dass er heiliggesprochen wurde und seit 1550 Jahren ein Zimmer im Gebäude der auf Petrus, dem Felsen, dem der Hahn dreimal krächte, gegründeten katholischen Kirche bewohnt. Ich hab mir damals vorgenommen, die „Bekenntnisse“ zu lesen, aber als ich Onkel Kreppel darum bat, mir sein Exemplar zu leihen, kam die gewohnte Antwort: „Du bist noch zu jung, das zu verstehen, aber du wirst dich später darüber freuen.“



Trotz mancher Unbill, wie die ständige Angst wieder eine Tracht Prügel, sei es von Präfekt Konradin oder meinen Mitschülern einzufangen, begann ich mich langsam einzugewöhnen und an meinen Überlebenskünsten zu arbeiten. Da ich neben Rüdiger Steen der einzige und noch dazu preußische Oberbayer unter Mitschülern aus Schwaben war, wurden wir das natürliche Opfer ethnischer Diskriminierung. Das führte etwa dazu, dass mich drei schwäbische Mitschüler zu Boden stießen, sich auf mich setzten um mich mit Fäusten zu bearbeiten und aufforderten zu sagen: „Augsburg ist größer als München! Sage es!“ bis ich schließlich kurz vor dem Erstickten zustimmte, dass Augsburg, die bescheidene Hauptstadt des bayerischen Regierungsbezirks Schwaben größer sei als die Landeshauptstadt München. Es nützte auch nicht, dass in meinem Knaur Weltatlas im Jahr 1950 in München 890.000 Einwohner und in Augsburg nur 170.000 gezählt wurden. Da ich bisher nur Augsburg durch meine Zwischenaufenthalte beim Umsteigen in den Zug nach Weilheim kennengelernt hatte, aber wie wahrscheinlich auch alle meine Kameraden noch nie in München waren, konnte ich dem nicht ohne zu lügen zustimmen. Aber mit Notlügen ging der Beichtvater relativ gnädig um.

Der Verwicklung in weitere Raufereien versuchte ich von da an mit einer Strategie der gegenseitigen Vernichtung zuvorzukommen. Das heißt, dass ich, wenn ich von mehreren angegriffen wurde, mit einer bis zum Letzten entschlossenen Haltung klar machte, dass ich bei einem Angriff bereit war zu sterben, aber

wenigstens einen oder zwei meiner Angreifer mit in meinen Tod reißen würde. Da ich rascher an Größe und Gewicht zulegte als meine Kameraden, zahlte sich diese Strategie mittelfristig aus und brachte mir erst die stillschweigende Anerkennung und später die Unterstützung von ein paar Freunden ein, was das Alltagsleben erleichterte. Außerhalb des starren Tagesablaufs von Gottesdienst, Schulstunden und Studierzeiten, gab es einige Abwechslungen wie Schwimmen in der Donau im Sommer oder Schlittschuhlaufen auf den vereisten Altwassern im Winter, Sauerkrautstampfen mit nackten Füßen bei den Franziskanerschwestern oder zwei Wochen Kartoffelernte auf den Feldern der Bauern in der Donauebene im Herbst. Das Kloster erhielt dafür ein paar Fässer Sauerkraut oder zwei oder drei Wagenladungen Kartoffeln.



Während der zweiten Klasse gab es manchmal auch „Dienstreisen“ als zweiter Ministrant mit dem Pater Prior zu Gottesdiensten außerhalb des Seminars im schwarzen Mercedes 170 des Priors, was an manchen Sonntagen vorkam. Das geschah einmal in einer Krankenhauskapelle, ein andermal in einer Burgkapelle, was ich sehr aufregend fand, weil die Burg, die nur über eine schwindelerregend hohe Zugbrücke zu betreten war, auf einer Felsnadel stand und ich durch die Fenster der Kapelle weit über die sanfte hügelige Landschaft blicken konnte. Burg und Kapelle wurden im Mittelalter gebaut und die spätgotische Spitzbogenarchitektur, Altarbilder mittelalterlicher Meister und sonst klarer, sichtbarer Stein, das alles stand in starkem Kontrast zu den von Puten, Säulen aus falschem Marmor und barocken Deckengemälden oder Altarbildern überquellenden Kirchen, in denen ich bisher gebetet hatte.

Das Beten gehörte zum Tagesablauf und ging allem anderen vor. Morgenandacht, Ave Maria zum Mittagsläuten, Tischgebet vorher und nachher und Abendandacht: „Herr sei mit uns, denn der Teufel geht um wie ein brüllender Löwe, suchend, wenn er verschlinge!“ Um 20.30 schritt der jeweils Diensthabende Präfekt die Betten ab, kehrte zurück zur Tür und bevor er das Licht löschte, verkündete er einmal laut und deutlich: „Silentium!“. Natürlich hielten wir uns daran, weil wir ahnten, dass er zurückkommen und an der Tür lauschen wird, um uns, wenn wir zu laut flüsteren, durch Wiederanschalten des Lichts aufzuschrecken und wenn einer dann nicht im Bett lag entweder eine sofortige Strafe auszusprechen wie etwa Aufstrichverbot zum Frühstück für eine Woche (Euphemismus für Muckefuck und trocken Brot) oder Gras aus den Kieswegen zupfen oder am Samstag nachmittags alle Stiefel der Mönche zu putzen oder, oder, oder...Die Art der Strafen war so vielfältig wie die Vergehen, die in den „Satzungen der Seminarien der Benediktinerkongregation von St. Ottilien“ in Frakturschrift aufgeführt waren.

Alle ein- und ausgehende Post wurde von Pater Konradin kontrolliert. Ausgehende Briefe mussten unverschlossen in einen Briefkasten an seiner Zellentür geworfen werden. Natürlich konnte man das durch Handeinwurf in einen Briefkasten in der Königstraße lösen, aber da gab es ja die wöchentliche Beichte am Freitag, nachmittags im Beichtstuhl in der kleinen Sakristei neben der Hauskapelle. Es war ratsam das Angebot anzunehmen und kleinere Vergehen wie Eitelkeit oder Naschsucht zu gestehen. Es war nicht

einfach sich jeden Freitag eine Sünde auszudenken, die es wert war, eine Absolution zu erhalten, für etwas, was sich eigentlich gar nicht ereignet hatte. Als Ministrant in Hohenpeißenberg habe ich mich manchmal gewundert, warum die Beichte von alten Bauersfrauen so lange dauern konnte. Aber bei Pfarrer Kleidorfer war das verständlich, da die Beichte eher eine Sprechstunde mit dem Pfarrer war, der viele Geheimnisse seiner ihm als Hirte anvertrauten Schafe kannte. Aber was sollten wir zehn Jahre alten Buben, die gut behütet und überwacht hinter Klostermauern aufwuchsen, denn für schreckliche Dinge tun, die einer Absolution bedurften?



Nachmittags durften wir gelegentlich ohne Aufsicht von Pater Konradin, Pater Ludwig oder Pater Balthasar das Seminar verlassen. Dann streunten wir durch die Königstraße, das Kaufhaus auf der anderen Seite des Mitteltors oder sammelten in den Donauauen nach den Herbstmanövern der Bundeswehr nahe der Donaubrücke Platzpatronen ein, die nicht gezündet hatten. Wir schlichen in die Werkstatt von Frater Desiderius, einem kleinen schlanken, gebeugten weißhaarigen, einsilbigen Mann mit einer großen, gebogenen Nase, der für Hausmeisterarbeiten zuständig war, klemmten die Patronen in den Schraubstock, schnitten die Plastikhülsen auf, holten das Pulver heraus und brachten die Zündkapsel mit einem Hammerschlag zur Detonation. Das Pulver haben wir auch als Niespulver verblasen oder im Dunkeln angezündet und zugehört wie es mit viel Gefunkel verpuffte.

Der große Schlafsaal der ersten Klasse nahm den gesamten dritten Stock des Gebäudes an der Administrationsgasse ein. Durch die sechs hohen Fenstergauben konnte man die Silhouette der Schlossanlage mit dem von einer Zwiebelhaube gekrönten Schlossturm in der Mitte sehen und den Verkehr von und zur Kaiserstraße oder zum Haus eines Arztes an der Einfahrt zum Missionsseminar beobachten. Mein Bett stand dort etwa in der Mitte der letzten von vier Bettreihen aus gebogenen Stahlrohrgestellen an der Wand gegenüber den sechs hohen Fenstern zur Administrationsgasse. Hinter unseren Betten gab es drei weitere Fenster durch die man in den Innenhof und die Einfahrt bis zur Turnhalle sehen konnte. Im großen Schlafsaal begann im Sommer die Sonne schon kurz nach dem Aufgehen an unseren Nasen zu kitzeln. Der neue Schlafraum bot mehr Geborgenheit und außerdem war jeder von uns nun Mentor für je einen Neuankömmling der 1. Klasse.

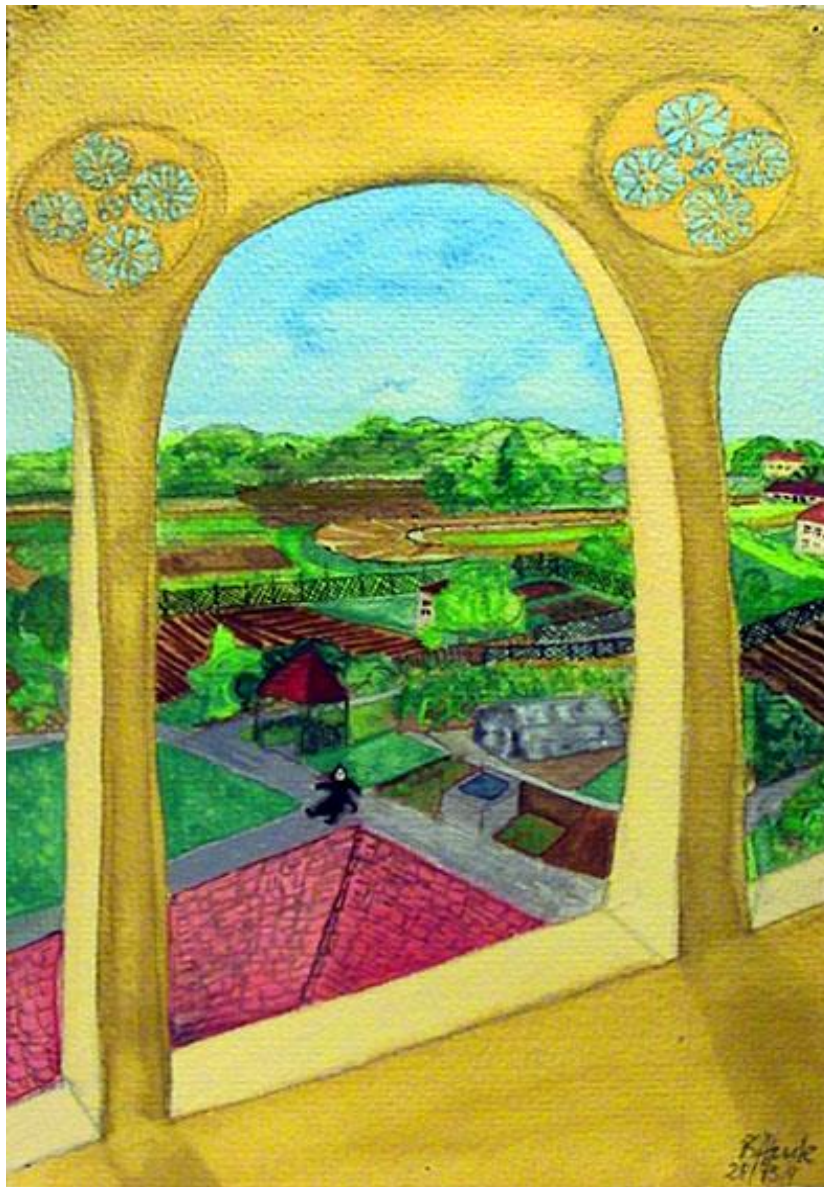
Wir waren jetzt die Älteren und niemand mehr von uns konnte die vorher Älteren zu Hilfe rufen und in interne Klassenangelegenheiten verwickeln oder sie anstiften uns bei Konradin zu verpfeifen. Etwa weil wir heimlich auf dem Klo oder unter der Decke Landserhefte, Loreromane oder Jerry Cotton Hefte lasen oder von den Marktständen in der Kaiserstrasse Spielzeug stahlen. Der erste Fall ging für mich glimpflich ab, weil es nicht mein Landserheft war, das ich gelesen hatte, sondern weil Fridolin Hauser „Hauser“ draufgekritzelt hat. Im zweiten Fall konnte ich nachweisen, dass ich eine kleine Planierraupe, die mit ihren Gummiketten die schräge Schreibplatte meines Pultes hinaufrattern konnte, im Spielwarenladen an der Kaiserstraße gekauft und nicht geklaut hatte. Dennoch war es untersagt Gedrucktes jeglicher Art ohne Genehmigung des Präfekten ins Haus zu bringen und es war untersagt während der Studienzeit mit einer Planierraupe zu spielen. Das wurde nicht mit Rohrstock sondern mit einer ersten Verwarnung geahndet, die in meiner Akte eingetragen wurde und die Basis eines Strafregisters bildet, dessen spätere Folgen ich noch gar nicht ahnte.

In den Sommerferien hatte mich meine Mutter zu einem Bekannten, dem Tierarzt Dr. Ackermann in Maisach bei Fürstenfeldbruck gebracht. Der war in zweiter Ehe mit Ingeborg Ackermann verheiratet, die gerade unter dem Pseudonym Teda Bork als Schriftstellerin bekannt geworden war. Sie war, wie meine Mutter es nannte, durch ein Buch mit dem Titel „Im Namen einer Mutter“ ‚berühmt‘ geworden. Als ich meine Mutter fragte, worum es in dem Buch geht, meinte sie, dazu wär ich noch zu jung. Das Buch hätte sie unter Pseudonym herausgebracht. Ich hatte keine Ahnung was ein Pseudonym ist, deshalb fragte ich nach was das ist. Unter einem anderen Namen veröffentlichen? Wie geht das ohne zu lügen? Das Buch war jedenfalls so erfolgreich, dass sie nur vom Geld der Filmrechte ein Schwimmbecken in ihrem Garten bauen konnte. Und tatsächlich, es gab dort nicht nur ein etwa 12 mal 4 Meter großes Schwimmbecken und einen Garten voller Blumen, Gemüse und einigen Erdbeerbeeten, sondern auch ein geräumiges Haus mit einer weit ausholenden Innentreppe, die aus dem Wohnbereich im Erdgeschoß mit großer von einer Markise überspannten Terrasse, in den ersten Stock führte. Das Haus hatte einen L-förmigen Grundriss und ein spitzes Dach, enge gewinkelte Gänge verbanden die als Kinderzimmer genutzten Stuben mit schiefen Decken im ersten Stock. Die Ackermanns hatten auch einige Kinder, aber die älteren waren wie ich irgendwo in Ferien und die zwei Mädchen im Haus waren etwas jünger als ich. In der Garage fand ich einen Tretroller mit dicken Gummireifen, den ich benutzen durfte, was ich auch ausgiebig tat. Ich fühlte mich dort sehr wohl und geborgen und durfte mit den Erwachsenen zum Frühstück, Mittag- und Abendessen mit am Tisch sitzen, was dazu beitrug, dass sich meine Manieren bei Tisch verbesserten. Da ich in den Herbst-, Weihnachts-, Oster- oder Pfingstferien weiter als Ministrant in Hohenpeißenberg gedient und jeder Gottesdienst mit fünfzig Pfennig vergütet wurde und bei Hochzeiten und Todesfällen oft reichlich „Trinkgeld“ gegeben wurde: „Dös is fua eich Buam, gell!“, hatte ich sogar genug Taschengeld um mir zu den Erdbeeren beim Kiosk am Bahnhof eine Kugel Schokolade- oder Vanilleeis in der Waffeltüte zu kaufen. Als ich so in Maisach von Ingeborg Ackermann verwöhnt wurde, tauchte Pater Konradin in Hohenpeißenberg auf, um meine Mutter wie auch Onkel Kreppel über meine Missetaten und die Verwarnung zu informieren und wohl auch um mein Elternhaus auszuspionieren. Das erfuhr ich bei meiner Heimkehr. Ich erfuhr aber auch, dass Konradin von Landschaft, Haus und besonders von, seiner Ernsthaftigkeit und seinen selbstgeschnitzten Kruzifixen sehr angetan war. Die Folge seines Besuchs waren konsequente Ermahnungen durch Mutti und Onkel Kreppel.

Am ersten September fuhr ich mit der Bahn zurück nach in Dillingen. Nachdem ich die erste Klasse im Sommer 1958 bestanden hatte, zogen wir, die nun zweite Klasse, nach der Rückkehr im Herbst in den Klassenraum der zweiten Klasse und wechselten auch in die zwei kleineren Dormitorien. Diesmal profitierte ich von der alphabetischen Reihenfolge und wurde dem kleineren Dormitorium mit acht Betten zugewiesen. Es war vielleicht 30 qm groß und durch zwei hohe Fenster nach Süden hatte man freien Blick über die Gärten des Klosters, den Sportplatz des SSV Dillingen und die Auwälder der Donau dahinter. Durch ein weiteres Fenster nach Westen war es im Sommer nach der Nachtandacht und dem Beginn der Bettruhe noch so hell, dass man im Bett lesen konnte.

Im September 1958 erschien es mir, als ob Pater Konradin mehr Milde walten ließ als vorher. Er überließ nun Pater Ludwig die Züchtigung mit dem Rohrstock. Pater Ludwig war eher rundlich und wurde selten in der

Turnhalle gesehen. Er trug außerdem eine Brille, die leicht von innen bedampfte, so dass er sie öfter putzen musste. Er schlug deshalb weniger stark mit dem Stock zu und traf auch schlechter. Pater Balthasar war fast kahl, aber Ludwig trug Tonsur und einen dichten schwarzen Haarkranz um seine Halbglatze. Er merkte nicht, dass wir unseren Hintern durch unter die Unterhose geschobene Schlagdämpfer wie Schulhefte, Socken u.ä. vor seinen Stockschlägen schützten. Er hatte zudem eine feuchte Aussprache, was, wenn er einem näher kam unangenehm war. Die erste Reihe im Klassenzimmer hatte besonders darunter zu leiden. Pater Ludwig unterrichtete Mathematik und Geographie. Beides Fächer, in denen ich besser war als etwa in Latein oder Religion. Deshalb hatte ich mit ihm geringere Probleme als etwa mit Konradin, der als Turn-, Latein- und Religionslehrer den Satz „mens sana in corpore sano“ nicht nur von sich, sondern auch von uns einforderte.



Wir wurden fünf Mal am Tag gefüttert und alles was auf den Tisch kam musste auch aufgegessen werden. Dafür sorgten Konradin oder Ludwig, die, wenn wir nicht selbst die Schüsseln mit Suppe vor den Gerichten des Hauptganges geleert hatten, eigenhändig auf unsere Teller verteilten, was übrig war. Dabei wurde ich mit besonderer Sorgfalt bedacht. Niemand kam, nachdem sichtbar wurde, dass ich deutlich Gewicht zulegte, auf die Idee, dass ich ein eher genügsamer Esser bin und zu viel essen musste. Vielleicht hat das aber auch dazu geführt, dass ich zugleich kräftig an Körpergröße zulegte und bald, wenn wir uns wie Orgelpfeifen nach Größe aufstellen mussten, neben dem langen Mangold stand.

Wenn es um die Mannschaftsauswahl im Fußball ging und die Spielführer ihre Auswahl trafen, waren der weinerliche Fridolin Hauser, der auch Grund hatte, weil er von einigen Klassenkameraden als Watschenmann benutzt wurde, und ich stets die letzten waren, die eigentlich niemand haben wollte, aber von denen sie einen nehmen mussten. Das war demütigend, hatte aber den Vorteil, dass wir als Ersatzspieler auch selten zum Einsatz kamen. Aber auch dann wurden wir wenig angespielt oder mussten den Ball, falls wir ihn mal unter Kontrolle hatten, sofort an einen Läufer oder Stürmer weitergeben. Ich eignete mich wegen meiner Größe halbwegs als Verteidiger, konnte aber leider weniger Tore vereiteln als ich durch Fouls und nachfolgende Elfmeter verursachte. Ich weiß nicht, ob es an Konradins Besuch bei meinen Eltern lag oder daran, dass sie nun eher die Schüler der ersten Klasse vollstopften als uns, jedenfalls in dem Maß wie ich stetig auf 1,60 Meter heranwuchs nahm mein Gewicht nicht mehr zu und nun fiel mir auch das Geräteturnen in der Halle leichter, wenn es auch noch nicht zum doppelten Umschwung am Reck reichte. Jedenfalls hörte Pater Konradin auf mich „Mehlsack“ zu nennen.

Da Pater Ludwig nach dem Weggang der bisher „Älteren“ auch seine Tarock Partner verloren hatte, begann er sich in unserer Klasse umzusehen. Noch vor Ostern lud er fast die Hälfte der Klasse ein, um uns im sechseckigen Gartenpavillon in die Regeln des Spieles einzuweisen, bis einige von uns es soweit gelernt hatten, dass wir mit ihm spielen konnten und es nach einiger Zeit auch soweit brachten ihn zu schlagen. Verlieren war nicht Ludwigs Stärke, er zweifelte manchmal zu Recht daran, ob auch alles mit erlaubten Mitteln erreicht wurden und achtete streng darauf, dass wir uns keine Zeichen durch Fußstupsen oder mit den Fingern gaben, was gelegentlich passierte, aber er meist nicht mitbekam. Ich lernte schnell, dass ich mir mit Contra, Re bis hin zum Hirsch eine riesige Packung an Negativpunkten einfangen konnte, wenn ich mein Blatt überschätzt hatte und dass genaues Rechnen während des Spiels wichtiger war, als etwa bei Rommé oder Canasta, Kartenspiele die ich zu Hause mit Mutti, Onkel Kreppel und meinen Brüdern gelernt hatte.

In den letzten Osterferientagen zu Hause am Hohenpeißenberg im April 1959, spürte ich zum ersten Mal stechenden Schmerz in der rechten Leistengegend. Ich sollte am Sonntag nach dem Fest vom Berg nach Dillingen zurückreisen. Ich war beunruhigt, weil meine Mutter mir beigebracht hat, dass solche Schmerzen Folgen einer Blinddarmentzündung sein und tödlich enden könnten. Der Schmerz meldete sich beim Streunen im Wald irgendwo Richtung Unterbau. Ich tastete meinen Unterleib zwischen Blase und Leiste ab und drückte gegen die schmerzende Stelle. Der Schmerz wurde nicht stärker, ging aber auch nicht weg. Als ich wieder zu Hause war, schien er verschwunden. Am Tag meiner Rückreise war er wieder da, im Zug nach Augsburg verschwunden und im Zug von Donauwörth Richtung Dillingen wieder da und diesmal heftig. Irgendwie habe ich es mit meinem braunen Koffer zu Fuß noch bis an die Pforte des Seminars geschafft, dann muss wohl mein Zustand so Besorgnis erregend gewesen sein, dass die Schwestern gleich den Ambulanzwagen des Dillinger Krankenhauses riefen, der mich samt meinem Koffer mit Sirenengeheul am Seminar abholte und durch die Stadt zum Krankenhaus fuhr. Ich war irgendwie stolz darauf, dass man wegen mir einen solchen Aufwand veranstaltete und war voll gespannter Erwartung. Es kam jedoch zu keiner Operation, weil die Ärzte feststellten, dass die Schmerzen nicht durch einen bevorstehenden Blinddarmdurchbruch verursacht wurden, sondern von etwas anderem, was es erst noch zu erforschen galt. Also behielten sie mich zur Beobachtung und weiteren Behandlung dort. Ich teilte ein zwei Bett Zimmer mit einem Jungen aus Dillingen, der etwas jünger war als ich und täglich von seiner Mutter besucht wurde. Sie brachte ihm Frühstück: Brezen, Semmeln, Landjäger, Gurken und Limburger Käse. Die Mutter hatte ein Herz für den kranken Seminaristen aus dem fernen Hohenpeißenberg und obwohl schon das Frühstück des städtischen Krankenhauses das Angebot der Benediktinerschwester im Seminar übertraf, war eine Brotzeit um 11 eine willkommene Ergänzung.

Auf der Krankenstation gab es einen Stoß der deutschen Ausgabe des „Reader's Digest“. Die durfte ich lesen und das tat ich mit Genuss: Dieser Digest stand nicht wie die „G-Man Jerry Cotton“ Hefte auf dem Index des Seminars, obwohl er in kurzen Aufsätzen Fragen wie „Was Frauen von der Ehe oft nicht wissen“, „Überflügelt Rußland den Westen?“ oder „Denkende Fahrstühle“ behandelte. Das war alles Neuland für mich: Es gab nur eine Frau, die heilige Jungfrau, Mutter unseres Herren Jesus Christus, die ich bei meinem Gebet mit dem Rosenkranz anflehte zwischen dem Vater um die Vergebung meiner Sünden zu vermitteln und Nachsicht walten zu lassen gegenüber mir, dem reuigen, kleinen Rotzbub, der ich damals noch war. Von Russland

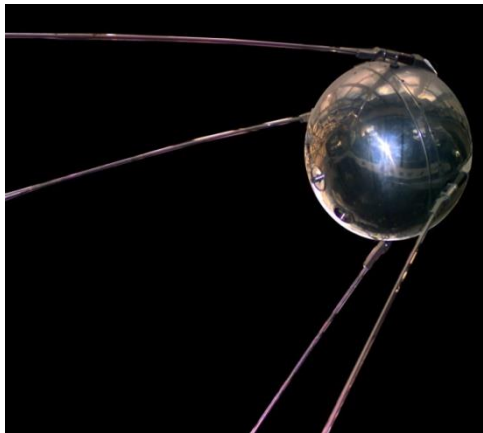
wusste ich damals nur, dass es die Ostzone besetzt hielt und damit drohte die Stadt Berlin, in deren Westteil meine Großtante Marianne Hofmann-Wychgram lebte, ihrer Zone einzuverleiben. Dass nicht nur meine Tante Angst hatte, sondern auch Menschen außerhalb Berlins, wie zum Beispiel in Dillingen an der Donau im Herbst 1957 wusste ich nicht.

Der Grund für meinen zweiwöchigen Aufenthalt ist bis heute nebulös: Eine viral ausgelöste Entzündung der Blase und des Harnleiters drohte auf die Niere überzugreifen. Darunter konnte ich mir damals nicht viel vorstellen, aber ich hörte, dass es gefährlich war. Nach der Entlassung aus dem städtischen Krankenhaus verbrachte ich eine weitere Woche allein in einem Bett der Krankenstation des Missionseminars, einem Raum mit drei Krankenbetten und zwei Fenstern zu den Gärten auf der Hochterrasse unter der Stadtmauer hinter dem Haupthaus. Es war nun später April und die Obstbäume im Fenster begannen Tag für Tag mehr Blüten auszutreiben. Die Morgen und Abende waren erfüllt von Vogelzwitschern.



In der Kaiserstraße gab es ein Elektrohandelsgeschäft, das im Schaufenster nicht nur Rundfunkgeräte anbot, sondern Fernsehgeräte eingeschaltet hatte, die bläulich strahlten und eingebaute Lautsprecher hatten wie ein Radio. Im Missionseminar der Benediktiner für die ersten zwei Klassen gab es weder Radio noch Zeitungen. Fernsehen war eine neue Attraktion, die nur wenige Bürger sich leisten konnten. Möglicherweise habe ich über den Start des piepsenden Satelliten Sputnik 1 durch die Sowjetunion am 4. Oktober erfahren als wir am fünften Oktober Freigang hatten und nachmittags durch die Königstrasse streiften. Menschen standen vor dem Geschäft. Vielleicht habe ich dort den piepsenden Satelliten in der Erdumlaufbahn zum ersten Mal gesehen und auch den Start einer Rakete. Am Nachmittag, zurück an meinem Pult im Klassenzimmer, versuchte ich den Raketenstart mit Hilfe eines Kugelschreibers nach zu ahmen: Ich schraubte die obere Hälfte auf, drückte die Miene nach unten, ließ die Hülse los und Stift wie Spirale wurden aus der unteren Hälfte geschleudert. Die Hülse wird beiseite gestoßen, Stift und Hülse flogen über mehrere Pulte Richtung des Tisches, an dem Pater Ludwig saß und uns beaufsichtigte. Überrascht über den Erfolg meines Unterfangens, den Start des Sputniks nach zu stellen, rief ich laut. „Sputnik erfolgreich gestartet!“ Ich sah wie meine Mitschüler über beide Backen lachten und wie Pater Ludwig sich von seinem Stuhl erhob, auf

mich zu kam, mit triefenden Lippen und hinter dem Glas seiner Brille rollenden Augen anherrschte: „Huck, steh auf, was fällt dir denn ein! Knie nieder und bleib dort bis zum Rest der Studienzzeit!“ Das tat ich und überlegte, welche Strafe mich erwartet: fünf oder zehn mit dem Rohrstock oder schlimmer: Keine Heimfahrt in den Herbstferien ab dem 28. Oktober. Aber es waren nur fünf Schläge und die taten auch nicht wirklich weh.



Im Frühling 1958 auf der Krankenstation in der Administrationsgasse 5 in Dillingen hatte ich Zeit mich zu erholen und auch darüber nachzusinnen, was passiert ist, seit ich das letzte Mal in Tübingen für einige Tage in einem Krankenhaus untergebracht war. Seitdem und das sind jetzt sechs Jahre her, habe ich meinen Vater nicht mehr gesehen. Ich bin jetzt doppelt so alt wie damals als er mich verließ, dachte ich und lebe nun schon mein halbes Leben ohne meinen Vater. Zur ersten Kommunion hat er mir eine Armbanduhr geschenkt. Sie hatte ein Ziffernblatt, das nachts leuchtete. Auf dem Uhrenboden gab es eine Gravur, die das VW Emblem mit Eichenlaub und der Inschrift „100.000 Kilometer“ zeigte.



Diese Uhr sollte mich für die nächsten Jahre täglich an meinen Vater erinnern, zugleich begann ich die wenigen Augenblicke, die mir nach der kurzen Zeit mit ihm verblieben, in meinem Herzen wie Ikonen zu bewahren, um die ursprüngliche Nähe zurückzurufen. Auf der Krankenstation in Dillingen war mir inzwischen klar, dass dieser Vater kaum wieder zu meiner Mutter zurückkehren würde. Aber dass auch zwei meiner Brüder verschwunden waren schmerzte meine Mutter mehr als uns Kinder. Aber uns schmerzte auch sie leiden zu sehen ohne helfen zu können. Onkel Kreppel hatte wohl beigetragen, dass das Sorgerecht für Jörg und Fritzi, das dem Vater mit der Scheidung übertragen wurde, von nun an auf unsere Mutter übergeht. Im Sommer 1957 kam Bruder Jörg zurück nach Hohenpeißenberg und im Sommer 1958 folgte Fritzi. Unser Vater hatte sie, 1953 kaum bei ihm angekommen, in einem Internat in Moers untergebracht. Wir waren alle froh, dass wir wieder zusammen waren bei der Mutter auf dem Hohenpeißenberg. Onkel Kreppel, der damals dreißig Jahre alt war, behandelte uns etwa wie der älteste Bruder mit Verantwortung und Weisungsbefugnis und versuchte sein Bestes, um die inzwischen rebellisch und nach Eigenverantwortung drängenden älteren Brüder durch mannigfaltige Aktivitäten vor allem im Bereich von Sport und Spielen bei Laune zu halten. Der

nicht gerade athletisch wirkende, aber trainierte junge Mann mit seinem schwarzen Vollbart und glänzendem dichten Haarschopf konnte vieles, was man mit eigenen Händen machen konnte: Neben dem Schreiben von Gedichten und Reportagen auf seiner klappernden Schreibmaschine auch Klavierspielen, Holzschnitzen, Zeichnen bis hin zu handwerklichen Tätigkeiten, bei denen man sich die Hände schmutzig macht und eigene Muskelkraft abrufen muss wie etwa Mauern versetzen oder zusätzlichen Wohnraum durch Ausschachtung und Betonierung unterirdischen Raumes zu schaffen. Das geschah im *Laboratorium* im Frühjahr 1956, als er sich daran machte den Zementboden der Diele an der Haupteingangstür aufzumeißeln, um das *Laboratorium* in den Berg hinein zu erweitern.

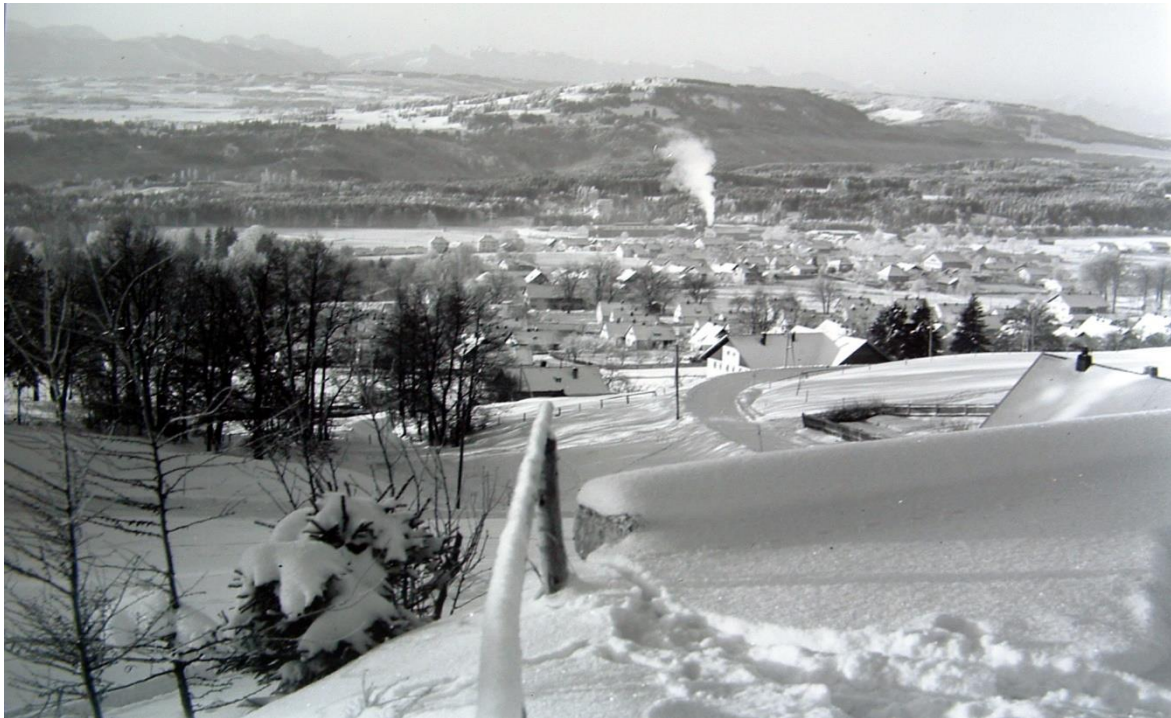


Kurheim Dr. Wychgram - Wäschehaus – abgerissen 1955

Es dauerte einen guten Monat, bis er mit Hilfe von Wölfi die Erde ausgehoben, abtransportiert und auf dem leeren Platz abgeladen hat, an dem bis 1954 ein hölzernes Gebäude stand, in dem die Wäscherei und Bügelstube betrieben wurde. Darüber waren zwei winzige Personalstuben, die über eine schmale Holzstreppe mit Geländer zu erreichen waren. Die Hauptattraktion der Wäscherei war eine Wäschemangel, die meine Brüder magisch anzog. Sie hatten sichtlich Spaß daran das Betriebsrad zu drehen und der Walze zu zugucken wie sie sich bewegte. Die geheime, unsichtbare Kraft der Walze schien sie zu faszinieren. Sie überlegten die Aufgabenverteilung: „Ich drehe das Rad, Wölfi führt zu, Fritzi überwacht das Ergebnis.“ Ich durfte immerhin zuschauen, wie sie den Ast testeten, der sich der Anordnung gemäß verhielt: Er zerbröselte. Fritzi war der erste, der auf die Idee kam, mich in die Versuchsreihe einzuschließen. Er griff nach meiner rechten Hand, führte sie an die Trommel und forderte Jörg auf, das Rad zu drehen. Als ich anfang zu schreien und um mich schlug, nahm er endlich die Hände vom Rad, sah zur offenen Tür und sagte mit halblauter Stimme: „Kommt lasst uns was Anderes machen!“ Ich rannte jedenfalls weg und wenig später hörte ich Wölfi schreien.

Vielleicht hat er sich daran erinnert als der Schubkarren mit dem Aushub der Erweiterung des *Laboratoriums* auf die leere Fläche meiner Erinnerungen kippte. Onkel Kreppel begrünte später den kleinen Hügel und stellte dort eine Sitzbank für Oma auf. Das große Loch im Boden vor der Tür der Großmutter war alsbald wieder von einer Betondecke abgedeckt und es dauerte nicht lange bis auch der Boden des *Laboratoriums* mit einem neuartigen Material aus Kunststoff mit Sägespänen in der Farbe Terracotta begehbar war. Das sah besser aus, als alle Beteiligten erwartet hatten und gab Onkel Kreppels Tatendrang neuen Raum: Die acht Gästeräume im ersten Stock waren zwar beheizbar, aber ohne fließend Wasser und das in einer Zeit, in der sich die Menschen an einen modernen Normalzustand gewöhnten. „Fließend Wasser überall!“ stand auf der Werbetafel des Gasthof Schächten an der Hauptstraße. Große Steingutkrüge und ebensolche Waschschüsseln mit hohem Wartungsbedarf wurden zu einem Zeichen der Rückständigkeit und entsprachen

nicht mehr den Komfortbedürfnissen der Wirtschaftswundergesellschaft am Rande der Vollbeschäftigung. Onkel Kreppel war vollinformiert und bemühte sich aus dem Kurheim Dr. Wychgram das Gästehaus Dr. Wychgram in eine Pension Garni mit Alpenblick zu machen. Die Erweiterung des *Laboratoriums* war ein Teil seines Plans. Es gelang ihm jeweils zwei Paare hölzerner Bettgestelle zu doppelstöckigen Stockbetten so zu verbinden, dass sie so in die Erweiterung passten, dass es genug Zwischenraum gab für eine Kommode, über der eine doppelteuchige Lampe mit einem Pergamentschirm, der wie eine afrikanische Maske aufgeschnitten war. Das Licht war trotzdem ausreichend um auch noch im Erdgeschoß der Stockbetten zu lesen.



Außerdem gab es noch ein Kanapee, ein großes Regal, ein großes Souterrainfenster, ein Waschbecken und einen neben der Tür in einer Wandnische untergebrachten Bullerofen aus Gusseisen. Ein großer aber niedriger Raum, in dem die fünf Brüder während der Saison Mitte Mai bis Anfang September ohne Komfortverlust schlafen konnten, während die 10 Betten in den Zimmern Nummer 1-7 im ersten Stock mit Feriengästen belegt waren. Alle bis auf Zimmer 3, ein kleines Zimmer, das auf den Balkon über den Eingang führte, hatten nun ein Waschbecken und fließend kaltes Wasser. Die Heizkörper holte ein Schrotthändler ab und die Zimmer blieben im Winter unbeheizt und wenn einem nachts die Wärmflaschen unbemerkt aus dem Bett fielen, lagen sie morgens gefroren auf dem Boden. Im roten Zimmer stand nun ein Ölofen. Im Winter blieben die Doppeltüren zum großen Esszimmer ebenso geschlossen, wie die zum geräumigen Holzzimmer. Der Mauerbogen zum Lesezimmer wurde mit einem dicken Vorhang aus Woldecken isoliert. An den dunklen Winternachmittagen war der beste Platz ein moosgrüner Ohrensessel im roten Zimmer am Fenster der Tür, die vom roten Zimmer hinaus auf den Federballplatz führte. Der war im Winter meist tief verschneit und nach der Schneeschmelze meterhoch von Dachlawinen verschüttet. Da der Platz im Nordschatten lag dauerte es oft bis Ende März bevor das Netz wieder aufgespannt werden konnte und Onkel Kreppel die Spielsaison eröffnete. Das galt auch für die Tischtennisplatte, die den Winter aufrecht gegen die Rückwand gelehnt unter dem Dachvorsprung verbracht hat.

Auch in Wohn- und Schlafzimmer meiner Großmutter's Zimmer wurde ein Ölofen installiert und als am 23. Oktober 1956 ihr 75ster Geburtstag gefeiert wurde, rollte Onkel Kreppel einen großen blauen Teppich auf den Holzdielen ihres Wohnzimmers aus. Das war das Geschenk der Familie. Anschließend wurde der große runde Tisch wieder aufgestellt. Mutti, Wölfi, Klaus, Onkel Kreppel und ich verbrachten den Nachmittag mit Oma bei Kaffee und Kuchen. Es war ein schöner Herbsttag und Oma machte einen glücklichen Eindruck.

Wenn sie mit meiner Mutter sprechen wollte, ohne dass andere verstehen konnten, worüber sie sprachen, tat sie das in Dänisch, ihrer Heimatsprache, die auch ihr Sohn und mein Onkel Hayo beherrschte. Auf dem Sekretär in ihrem Wohnzimmer stand ein kleiner Fahnenmast mit einem weißen Kreuz auf rotem Grund: Die Fahne Dänemarks. Aus Kopenhagen kam auch einmal monatlich die Zeitschrift der Kirchengemeinde, deren Mitglied sie noch immer war. Sie hieß **Kirkeklokke** und neben dem Titel waren zwei Kirchenglocken abgebildet. Sie freute sich stets, wenn der Briefträger sie brachte. Der Text konnte ich nicht lesen, aber es waren auch Fotos von ihrer fernen Heimat darin. Auch einige kolorierte Kupferstiche an den Wänden ihrer Wohnung zeigten Ansichten ihrer Heimatstadt Kopenhagen, in der ihre Familie seit Generationen lebte. Außerdem hatte sie Westermanns Monatshefte abonniert. Davon kam jeden Monat ein Heft. Darin waren auch Bilder, aber auch viel Text.

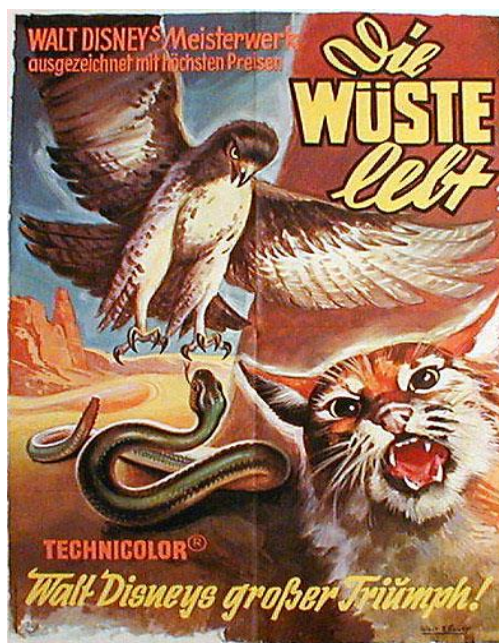


Oma konnte streng werden, wenn ich „unartig“ war. Zur Strafe musste ich bis zum nächsten Schlag der Pendeluhr mit schweren Zuggewichten im Treppenhaus schweigen. Aber sie mochte mich so sehr, dass ich öfter auf dem Kanapee in ihrem Wohnzimmer schlafen durfte, wenn ich mich fürchtete. Ich durfte auch allein mit ihr an dem großen runden Tisch sitzen und in Büchern lesen, die sie mir zu lesen gab, etwa die Märchen ihres Landsmann Hans Christian Andersen wie „Das Mädchen mit den Schwefelhölzern“, „Die kleine Meerjungfrau“, „Die Prinzessin auf der Erbse“ oder „Des Kaisers neue Kleider“. Wenn ich etwas nicht verstand erklärte sie mir geduldig die Zusammenhänge oder die Bedeutung neuer Wörter. Ich lernte damals schnell, doch obgleich ich mit der Sprache Fortschritte machte, musste ich das schriftliche Handwerk noch jahrelang mühsam lernen. Beim Lesen konnte meine Phantasie keine Grenzen. Ich konnte sehen was ich las. Die Wörter wurden in meinem Kopf zu Bildern. Ich konnte die Matratzen sehen, die aufeinandergestapelt wurden und konnte auch die Prinzessin sehen, wie sie auf ihnen saß und noch immer unglücklich war, weil die Erbse noch immer piekte. Ich sah Landschaften, die ich in meinem kurzen Leben noch gar nicht gesehen

haben konnte wie etwa das Schloss und dessen vom ewigen Schlaf übermannten Bewohner, in dem Dornröschen auf mich wartete. Ich sah sie nicht nur als Bilder in Büchern. Sie blieben in mir, ich konnte sie abrufen. Sie belebten meine Fantasie.

Oma strickte gerne und oft: Socken, Pullover, Schals, Pudelmützen oder Handschuhe. Seit dem die Bleicherts in ihrem Laboratorium wohnten, in dem sie früher fein ziselierte Zahnprothesen fertigte, hat sie sich ganz dänisch pragmatisch bedarfsorientiert umgestellt. Seit ich sechs war, saß ich öfter mit an dem runden Tisch, um ihr mit vorgestreckten Armen die Wollfäden entgegen zu halten mit denen sie strickte und mich mit kurzen Worten kommandierte: „Höher, langsam, nachführen!“ oder „Trödel nicht, pass auf die Rolle auf, schneller!“ Als Belohnung für meine Ausdauer strickte sie etwa um ihren 75ten Geburtstag einen Pullover ganz für mich. Sie fragte nach meiner Lieblingsfarbe, „Sonnengelb!“ sagte ich und sie zeigte mir ein Knäuel aus einem Faden der zwar gelb aber buntgesprenkelt mit roten, blauen und grünen Punkten war. Es dauerte mehrere Tage, an denen ich ihr die Wolle in der Form einer acht über die Arme gewickelt entgegenhielt und zusah, wie sie die Einzelteile meines Pullovers fertig strickte, bevor daraus etwas wurde, das ich überziehen konnte um über die Bergwiesen zu tollen und dabei zu singen.

Meine Großmutter war es auch, die mich zum ersten Mal in das einzige Kino des Dorfes mitnahm. In der Nachmittagsvorstellung gab es eine Filmvorführung für Kinder ab sechs Jahren und ich war schon sieben Jahre alt. Oma hatte ihre Haare wie üblich hochgesteckt. Sie trug eines ihrer langen Kleider mit Gürtel und hielt meine ausgestreckte Hand fest in ihrer als wir die Bergstraße hinab zum Haus des Gemischtwarenhändlers Bräu gingen. Als ich sie fragte was für einen Film wir sehen würden, antwortete sie knapp: „Die Wüste lebt.“ Als ich rückfragte, was eine Wüste sei, antwortete sie ebenso knapp: „Das wirst du gleich sehen.“ Das Lichtspielhaus Hohenpeißenberg befand sich in einem seitlichen Anbau des Haupthauses des Lebensmittelladens einer Familie mit dem Nachnamen Bräu. Es hatte einen Vorraum mit Kassenhäuschen und zwei verglasten Schaltern zur Kartenausgabe sowie zwei von dicken Vorhängen geschützte Türen zum Kino. Da das Gebäude an den Berg gebaut war, betrat man den Saal von oben neben den obersten Reihen. Die Bühne befand sich achtzehn Reihen tiefer fast auf Straßenhöhe. Links und rechts neben der Leinwand gab es zwei weitere, hinter einem dichten Vorhang versteckte Türen zu den Toiletten. Auf der rechten Längsseite stand über zwei großen dunklen Flügeltüren: AUSGANG.



Oma führte mich mit fester Hand an allen Reihen vorbei hinab bis zur ersten Reihe, wo wir direkt vor der Bühne saßen. Ich war außer mir vor Glück: das Licht, die Musik und der dicke rote Bühnenvorhang! Es war wie in einem Schlosssaal. Bald war der Saal halb voll, die Musik hörte auf, das Licht ging aus, der Vorhang bewegte sich zur Seite, die Stimmen verstummten, ein Lichtstrahl beleuchtete die Leinwand, heftige Musik

versetzte den Raum in Schwingungen, eine männliche Stimme verkündete Dinge, von denen ich ebenso wenig verstand wie von den Bildern. Die Stimmen der erwachsenen Kommentatoren waren laut und bedrohlich, ich fasste nach der Hand meine Großmutter und fragte sie, ob das die Wüste sei. „Nein, das ist nur die Wochenschau. Bleib artig, der Film fängt gleich an.“ Dann begann der Film und ich verstand was mit Wüste gemeint ist und wie groß die Vielfalt ihrer Lebewesen ist. In ihrem Lebensraum herrscht tagsüber unerträgliche Hitze, nachts eisige Kälte. Dies erfordert ein hohes Maß an Anpassungsfähigkeit von Tieren und Pflanzen. Auch die Entstehung und die Besonderheiten der Wüstengebiete werden erklärt. Nach langen Wochen der Trockenheit folgen tropische Regengüsse, die die Wüste innerhalb von Stunden „aufleben“ lassen. Nach und nach erwachen die unterschiedlichen Pflanzen- und Tierarten zu neuem Leben und genießen den einsetzenden Regen.

Angeblich zeigt der Film „die Tiere mit gleichsam menschlichen Eigenschaften, so dass der Zuschauer mit ihnen mitfühlen kann“. Irgendwie war ich damals noch nicht genug Mensch um dieses Mitgefühl zu entwickeln, aber auf dem Heimweg an der Hand meiner Großmutter auf der Bergstraße im Licht der über dem Auerberg untergehenden Sonne gegenüber einer glühenden Alpenkette fühlte ich mich wie in einem Farbfilm.



Es war der Beginn meiner großen Liebe zum Kino und ich stellte bald fest, dass es zweimal wöchentlich Nachmittagsvorstellungen für über Sechsjährige gab. Die meisten davon waren jedoch wieder in schwarz-weiß wie etwa „Im Zeichen des Zorro“ mit Tyrone Power von 1940. Jahreszahl und Schauspieler hatten damals keine Bedeutung für mich, aber ich verstand, dass Zorro Unrecht bestrafte. Außerdem mochte ich seinen Hut so sehr, dass mir Onkel Kreppel einen bastelte, um am Umzug des Faschingsvereins Hohenpeißenberg teil zu nehmen. Es fand sich auch ein schwarzes Cape sowie Augenmaske, statt eines Degen ein Revolvergürtel samt Revolver mit gerollter Zündplättchen-Munition im Magazin mit dem man fünfzig Mal abdrücken und schussartigen Lärm, Lichtblitz und stinkenden Rauch erzeugen konnte. So ausgestattet lief ich an einem sonnigen Faschingsdienstag mit der Menge vom Sammelplatz am Gasthaus Hetten zum Gasthof Schächen. Manche Zuschauer fanden mich gar nicht komisch und mokierten sich über meinen Hut. Aber das störte mich nicht besonders. Am Schächen gab es nämlich nur für maskierte Kinder ein Paar Wiener mit Senf, Semmel sowie ein Glas Limonade umsonst. Ättsch! Z!

Der 14. Februar 1956 war zwar ein sonniger Tag, aber es war lausig kalt und dazu noch Dauerwind aus Nordost. Die Maske ging nicht über die Ohren und der Hut aus Pappkarton hielt keine Wärme. Hätte ich nur

meine von Oma gestrickte Wollhaube mitgenommen, wenigstens für den Heimweg! Aber es wurde schon dunkel als ich den Heimweg antrat und ich von der Blumenstraße auf den Kirchweg bergan mit dem Hut in der Hand die Straßenbeleuchtung hinter mir ließ um beim Schnaderbeck auf die Bergstraße gelangen.



Die war damals noch eine Schotterstraße und die Steine am Rand vereist, die Fahrbahn verschneit mit vereisten Abschnitten. Ich musste den Zorro Hut wieder aufsetzen und festbinden, denn mit dem Hut in der Hand gegen eisigen Dauerwind aus Nord-Ost einen vereisten Berg zu besteigen ist zwar möglich, aber ebenso unvernünftig wie keine Wollmütze mit zu nehmen. Ich bereute meinen Verzicht aus Eitelkeit. Wie hätte ich Oma's Mütze verstecken können? Nachdem meine Ohren aufgetaut waren fiel mir eine Antwort ein: Unter meinem Hut! Ich schämte mich noch mehr. Diesmal für meinen Mangel an Phantasie. Während der ersten Herbstferien, für die ich im November 1957 ganz selbstständig von Dillingen mit der Eisenbahn nach Hohenpeißenberg gereist war, nahm unsere Mutter meinen jüngeren Bruder Klaus und mich nachmittags mit in das Kino an der Sonnenstraße, gegenüber dem damaligen Bergwerk von Peißenberg, um einen Film mit dem Titel „Der rote Ballon“ anzusehen. Es war ein sonniger Nachmittag, die Fahrt mit der Mutter per Anhalter zum Kino kurz, und wir erreichten es rechtzeitig. Als Vorfilm gab es eine schwarz-weiß Dokumentation über ein Patrouillenboot mit Mannschaft im Einsatz auf hoher See. Das war feucht, voller Lärm, Männergeschrei, bärtige Gesichter, dunkle Gummimäntel mit hohen Kapuzen an Deck von schwankenden Schiffen. Dann endlich kam der Hauptfilm. Der Farbfilm handelt von einem Knaben, der auf dem Weg zur Schule auf den Straßen von Paris, der fernen Weltstadt jenseits des Auerbergs, einen großen, roten Luftballon an eine Laterne gebunden findet. Er löst den Ballon vom Laternenpfahl, setzt seinen Schulweg fort, drückt ihn dem Hausmeister in die Hand, um ihn nach der Schule abzuholen und nach Hause mitzunehmen. Doch seine Mutter will den Ballon nicht in der Wohnung haben und wirft den Ballon aus dem Fenster. Doch statt davon zu fliegen bleibt der Ballon vor dem Fenster stehen, bis der Junge ihn sieht und an seiner Schnur wieder reinholen kann. Als der Junge am Tag darauf zur Schule muss befördert er den Ballon wieder aus dem Fenster, wo der Ballon auf ihn wartet. Als er das Haus verlässt folgt ihm der rote Ballon auf

seinem Weg zur Schule. Das fällt natürlich auf, besonders dem Direktor, der den Ballon außerhalb des Fensters entdeckt. Auch beim sonntäglichen Kirchgang fällt das auf und auch der Jungenbande die den Ballon jagte, was kläglich endet. Eine Steinschleuder erledigt das.



Dann geschah, was aus einem Lied bekannt ist: „Ein Mops kommt in die Küche und stiehlt dem Koch ein Ei, da nahm der Koch die Schippe und schlug den Mops entzwei, da kamen viele Möpfe und trugen ihn hinaus und setzten ihm einen Stein aufs Grab, auf dem geschrieben stand...“ Als der rote Ballon zerfetzt am Boden lag, kamen viele Ballons herbei als allen Winkeln von Paris stiegen sie auf, eilten fliegend zum Montmartre und stiegen dort hinab und an ihren Schnüren sich festhaltend entschwindet der Junge an einem Regenbogen aus hunderttausend Luftballons hängend in den strahlend blauen Himmel über Paris. Einfach schön losgelöst, wie ein Traum von einer Welt ohne Sünde und frei von Erwachsenen, die mit Degen oder Revolvern auf einander losgehen oder wie „Dick und Doof“ Filme auf den Lachmuskel zielen. Als wir das Kino verließen, war es schon dunkel. Aber Mutti stellte sich unbeeindruckt mit uns an den Straßenrand und winkte mit ihrem rechten Arm wie ein Bahnbeamter seine Kelle hochhält. Das zweite Auto, das vorbeikam stoppte, Mutter ging zur Beifahrertür, öffnete und fragte den Fahrer, ob wir mitkommen könnten. Wir wurden gerufen, Klaus und ich kletterten auf den Rücksitz, Mutter setzte sich neben den Fahrer, bedankte sich für seine Freundlichkeit und dann wir fuhren schweigend durch die Nacht. Am Unterbau fragte der Fahrer, wo wir aussteigen wollten und nachdem meine Mutter antwortete „An der Bäckerei Sanktjohanser“, ließ der Fahrer uns dort raus und wir liefen zu Fuß an der evangelischen Kirche vorbei zum Schnaderbeck und von dort über die Bergstraße nach Hause. Auf den nächsten Film musste ich einige Monate warten.

Abschied von Dillingen an der Donau

Anfang Mai 1959 war ich inzwischen genesen und durfte den Platz an meinem Pult im Klassenzimmer mit Blick auf die Stadtmauer von Dillingen wieder einnehmen. Es war ein merkwürdiges Gefühl nach fünf Wochen Trennung wieder an Klassen- und Schulleben teil zu nehmen. So als ob ich ein Anderer geworden sei. Ich war kein Kind mehr, aber obwohl noch weit entfernt vom Erwachsensein mit 21 Jahren und noch weiter entfernt von einer Weihe als Priester, hatte ich einen neuen unbekanntenen Zustand erreicht. Noch war ich kein Jugendlicher, aber immerhin ein Heranwachsender. Ich konnte also auch Filme ab 12 Jahren angucken, falls sich die Gelegenheit ergab. Ab 14 Jahren durfte man damals rauchen. Ab 16 Jahren war man Jugendlicher, durfte auch öffentlich Bier trinken, Filme ab 16 Jahren angucken oder den Führerschein für ein Kleinkraftrad mit einem durch die Bauart bestimmten Höchstgeschwindigkeit von 40 Km/Std nach Lehrgang und Prüfung erwerben. Letzteres stand nicht im Gesetz zum Schutz der Jugend, dessen Text in jedem Lokal oder Café als Poster gerahmt, meist in der Nähe des Zigarettenautomaten oder der Garderobe, öffentlich einsehbar angebracht wurde.

Rauchen konnte man heimlich, aber heimlich ins Kino zu gehen ist schwierig. In Dillingen an der Donau gab es zwei Kinos mit großen beleuchteten Schaukästen mit Plakaten, vielen Fotos und der neuesten „FILM Revue“, an denen ich mir die Nase platt drückte, wenn wir Freigang hatten. Aber wenn die Abendvorstellungen in den Kinos begannen waren wir in der Hauskapelle der Administrationsgasse 5 dabei den Herrn um nächtlichen Schutz zu bitten gegen den Teufel, der umhergeht wie ein brüllender Löwe, suchend uns zu verschlingen. Mitte Mai 1959 war der Muttertag vorbei. Ich habe für meine Mutter einen lieben Brief verfasst und selbst den Umschlag bemalt. Mit vielen Blümchen und Girlanden. Es war mir egal, wie Pater Konradin den aufnimmt. Er hat im Vorjahr einen Brief an meine Mutter, den ich entsprechend der Vorschrift nicht verklebt in den dafür vorgesehenen Briefkasten neben seiner Bürotür eingeworfen habe, missbraucht und einige Sätze daraus vor der Klasse im Klassenzimmer laut zitiert. Ich weiß, ich beklagte mich damals bei ihr, dass es an der Donau keine Berge gäbe und alles sehr flach wäre. Auch davon, dass ich Heimweh hätte habe ich geschrieben und manchmal traurig sei und sie, meine Brüder und Freunde vermisse. Und da macht er einen Jux draus und braucht eine Minute bis er „Silentium!“ forderte und mir den Brief mit stoischer Miene zurückgab.



Er mochte mich nicht. Vielleicht lag es an dem oberbayrischen Lodenanzug, den meine Mutter im Schlussverkauf bei Loden Frey gefunden hat und in den ich gerade noch so reinpasste? Er hat meine Mutter nur einmal gesehen, nämlich als sie mich am Montag dem 2. September 1957 hergebracht hat. Eine Nonne der Benediktiner öffnete, nachdem meine Mutter an einer kleinen Tür neben den großen, geschlossenen Torflügeln der Haupteinfahrt eine Messingglocke zum Läuten gebracht hat. Sie führte uns in die Haupthalle

und forderte uns auf unsere Mäntel in der Garderobe abzulegen. Meine Mutter sah damals so aus wie auf dem Foto und hatte genau diese Pelzjacke an, die ihr wahrscheinlich Tante Hertha, aus München-Bogenhausen, die wohlhabende Frau ihres langjährigen Freunds, Fred Bieger geschenkt hat. Die beiden waren mir die Liebsten unter den vielen Freunden und –innen meiner Mutter. Sie tauchten oft unvermittelt in schicken Autos auf und Tante Hertha war Meisterin im Furunkel entfernen. Vor allem im rückwärtigen Bereich. Von ihr lernte ich, dass man Stecknadeln durch Feuer desinfizieren muss, damit nichts passiert. Onkel Fred war Weltmeister im Grimassenschneiden, Haare raufen und sich verkleiden.



Aber das konnte Pater Konradin ja alles nicht wissen. Am Ende der großen Holztreppe mit breitem Geländer, die zum ersten Stock des Hauptgebäudes führt, erschien er schließlich im Habit der Benediktiner, bestehend aus einer Tunika als Untergewand und dem Skapulier, einem bodenlangen Obergewand. Der Gürtel wird unter dem Skapulier getragen. Er war ein großer und athletischer Mann und wahrscheinlich zehn Jahre älter als meine Mutter. Neben der Garderobe gab es eine Stube mit einem Tisch, dorthinein verschwand er mit meiner Mutter. Ich sollte warten, bis ich gerufen werde.

Neben der Stubentür gab es eine große, doppelflügelige Tür, die geschlossen war. Ich hörte keinen Laut. Irgendwo hinter anderen Türen musste eine Küche sein. Dort schepperte es hin und wieder. Ich ging zur nächstliegenden Tür und drückte vorsichtig auf die Klinke. Sie war unverschlossen. Ich spähte hinein und erblickte einen Speisesaal mit zwei langen Tischreihen mit jeweils 25 Plätzen und am Kopfende einen querstehenden Tisch für etwa acht Personen. Nach Süden gab es zwei und nach Westen vier große Fenster.

Aber da hörte ich auch schon meine Mutter nach mir rufen. In der Stube saßen wir nun beide Pater Konradin gegenüber. Der teilte nun mit, dass alle nötigen Unterlagen vorlägen und geprüft seien und mein Eintritt in die Außenstelle des Missionsseminars der Benediktiner nun erfolgen könne. Alle weiteren Einzelheiten der Unterbringung und Räumlichkeiten würde mir gleich mein persönlicher Mentor aus der zweiten Klasse zeigen. Aber nun sei es an der Zeit meiner Mutter eine gute Heimreise zu wünschen und für ihn, zurück zu kehren und seine Aufsichtspflichten wahr zu nehmen. Fehlt nur noch „Hakenschlagen“ mag meine Mutter gedacht haben und „aufgebrezelte Schickse“ Pater Konradin. Ich dachte an gar nichts, ich war auf Hochspannung. Pater Konradin verließ uns und meine Mutter machte sich fertig für den Weg zum Bahnhof. Sie hüllte sich in ihre Pelzjacke, strich die Haare zurück, beugte sich herab zu mir, sah mir in die

Augen, fasste mich mit Händen an den Schultern, küsste mich und sagte: „Puzel, ich bin immer bei Dir. Was immer auch passiert denk an mich. Und wenn was schief läuft, ruf mich an!“ Dann griff sie nach ihrer Handtasche, eine Nonne kam vorbei und führte sie zum Ausgang und nach einem kleinen Winke, Winke mit ihrer freien Hand war sie verschwunden. Aber sie war noch nicht weg. Ihr Geruch war noch da: Es roch intensiv nach ihrem Parfüm. Ich habe später erfahren, dass es „Nuit de Paris“ hieß und unser Vater ihr das 1940 zum ersten Mal aus Paris mitgebracht hat und seitdem (trotz der Scheidung) ihr Favorit ist.



Gouache von Karl Heinz Hoffmann: Burkhardt Huck 1959

Pater Konstantin hat das bestimmt gerochen. Im Seminar gab es kein offenes Feuer außer dem der Altarkerzen. Wenn Weihrauch den Geruch von fünfzig Seminaristen, acht Nonnen, einem Prior, drei Patres und zwei Fratres in der kleinen, niedrigen Hauskapelle überlagert ergibt das eine andere Duftnote als Pariser Nächte. Nach dem Abgang meiner Mutter kümmerte sich mein Mentor Arnim aus der zweiten Klasse um mich. Bis zum Abendbrot im Refektorium zeigte er mir jeden Winkel von Haus, Hof und Garten, half mir meinen Spind zu finden, den großen Strohkorb in dem Federbett wie Bettzeug und Wäsche, die per Bahn nach Dillingen gelangten unter dem Dach abzustellen und mein Bett zu beziehen. Dann gab es Abendbrot und vor dem Schlafengehen noch eine Abendandacht in der Hauskapelle.

Damals, vor neunzehn Monaten, begann mein Leben in Dillingen hinter den Mauern des Benediktiner Kollegs in der Administrationsgasse 5 nach den Regeln der „Satzung der Seminarien der Benediktiner-Kongregation von St. Ottilien“, herausgegeben und verlegt vom Missionsverlag, von der eigenen Klosterdruckerei als Broschüre gebunden und seit 1950 an jeden Zögling verteilt. Auch an mich im Herbst 1957. Mein Mentor Arnim hatte er es mir überreicht. Ich sollte das fünfzigseitige Heft lesen, in meinem Pult aufbewahren und für den Gebrauch bereithalten. Das wichtigste sei jetzt die Tagesordnung. „Die solltest du schnell auswendig lernen. Die gilt seitdem du hier angekommen bist.“

In meinem Krankenzimmer verlor diese Tagesordnung zum ersten Mal seit der Grippewelle im vergangenen Winter ihre Gültigkeit. Ich durfte auch nicht ins Refektorium. Eine Schwester brachte mir jeden Tag Frühstück, Mittag- und Abendessen und überwachte meine Medikamente und Messwerte. Beten musste ich alleine. Ich hatte sogar ein Klo für mich, weil außer mir niemand krank war. Am Unterricht konnte ich auch nicht teilnehmen, aber ich konnte ihm folgen, weil ich die Lehrbücher mit hatte, mit denen ich dem

Unterricht folgen sollte. Insofern kam bis zum „Ave Maria“ zur Mittagsstunde keine Langeweile auf. Aber am Nachmittag, wenn alle Schüler auf dem Fußballplatz waren oder mit Pater Konradin durch die Auwälder der Donau streiften, war es ganz ruhig und ich hatte endlich genügend Zeit nachzudenken. Ich begann meine bisherigen Erwartungen an die Zukunft vor dem Hintergrund der Veränderung der Gegenwart zu hinterfragen. Seit 1957 hat sich einiges überraschend verändert: Am Hohenpeißenberg waren meine Brüder zurück und ich könnte etwa mit Fritz zusammen die Oberrealschule mit Gymnasium in Weilheim besuchen.

Tagesordnung im Missionsseminar St. Ottilien	
An Werktagen	
5 Uhr:	Aufstehen der 3.–6. Klasse, (1. und 2. Klasse 5,45 Uhr).
5,15	Morgengymnastik, anschließend Morgengebet, heilige Messe und Studierzeit.
7,30	Frühstück (Samstag 7,25 Uhr).
7,55	Erstes Zeichen zur Schule.
8,00	Zweites Zeichen zur Schule. Schulpausen (bei zweimaligem Läuten im Freien!): 8,50–8,55 Uhr; 9,45–10,00 Uhr; 10,50–10,55 Uhr; 11,45–11,50 Uhr.
11,50	Mittagessen; anschließend Arbeitszeit.
1,15	Schluß der Arbeitszeit.
1,20	Recreation.
2,05	Erstes Zeichen zur Schule.
2,10	Zweites Zeichen zur Schule.
3,05	Beginn der zweiten Stunde.
3,00	Schluß der ersten Stunde.
3,55	Schluß der Schule.
4,00	Vesperbrot.
4,30	Zeichen zum Silentium in den Studierfälen.
4,55	Erstes Zeichen zum Studium.
5,00 Uhr:	Beginn der Studierzeit.
6,00	Ende der Studierzeit; Pause.
6,05	Beginn der Lesezeit.
6,45	Abendessen; danach Recreation. (Mai, Juni und Oktober schon um 6,30 Uhr.)
7,45	Abendgebet.
8,45	Schluß der Studierzeit für bestimmte Klassen.
Am Mittwoch	
1,30 Uhr:	Beginn der Lesezeit.
2,00	Spielzeit.
4,15	Vesperbrot.
6,30	Abendessen.
7,30	Anstandskonferenz.
An Samstag	
2,05 Uhr:	Erstes Zeichen zur Schule oder Studierzeit.
2,10	Zweites Zeichen.
3,00	Schluß der Schule.
3,05	Zweites Zeichen; Studierzeit.
3,30	Vesperbrot.
4,25	Zeichen: Silentium im Hause. Beicht-Gelegenheit.
4,55	Erstes Zeichen zum Studium.
5,00	Beginn der Studierzeit.
6,30	Abendessen.
7,30	Konferenz.

Täglich, mit dem Zug. Früh um sieben fährt der Zug am Bahnhof Hohenpeißenberg los. Ein Dampfzug mit sechs 3.Klasse Waggons mit Holzbänken, Fenstern, die man am Gurt nach unten öffnen konnte und einer Plattform am Ende des letzten Waggons, von der aus man einen Panoramablick auf die zurückgelegte Strecke hatte. Wenn ich von Montag bis Samstag um sieben Uhr auf dem Bahnsteig stehen muss, könnte ich dann aber nur am Sonntag oder an Feiertagen als Ministrant in der Bergkirche antreten. Bisher konnte ich noch während der Ferien ministrieren. Inzwischen wurde aber auch mein kleiner Bruder Klaus so groß, dass auch er möglicherweise die Heilige Messe in lateinisch auswendig lernt und Ministrant wird. Außerdem war das ORG Weilheim in Oberbayern eine gemischte Schule, das heißt es gab dort auch Mädchen. Dort gab es viele Mädchen, davon blieben aber auch viele nur bis zur mittleren Reife. Im Gymnasium waren es weniger Mädchen, aber die mussten dann Latein und Griechisch bis zum großen Latinum und Graecum beibehalten.

Letzteres wusste ich von Fritz, der an der Oberrealschule kein Griechisch hatte, sondern begann Englisch zu lernen. Er hatte sich seit seiner Rückkehr aus dem Rheinland in Weilheim schon eingelebt. Und so wie es aussah würde auch der kleine Klaus ab 1961 täglich nach Weilheim per Bahn zur Schule fahren. An den Weihnachtstagen 1958 waren wir fünf Brüder zum ersten Mal seit 1952 alle mit unserer Mutter am Hohenpeißenberg wiedervereinigt. Onkel Kreppel hat das Foto von uns an Heiligabend aufgenommen. Von Dillingen aus durften wir Zöglinge schon am Freitag dem 19. Dezember nach Hause fahren, um dort den vierten Advent zu feiern. In Hohenpeißenberg hatte Onkel Kreppel die Organisation des Festes übernommen und uns alle in die Herstellung von handgemachtem Christbaumschmuck einbezogen. Das waren Strohsterne aller Formen und Größen aber auch Kugeln, die aus kleinen Kegeln aus Glanzpapier zusammengeklebt wurden oder glänzende Sterne aus Glanzpapier gefaltet. Die Figuren der Krippe hatte er



selbst geschnitzt, einen Stall aus Holzschindeln mit Strohdach gebaut. Den großen Weihnachtsbaum haben wir auf unserem Grund ausgesucht und gefällt, dann alle zusammen zum Haus gebracht, in einen gusseisernen Ständer gestellt und mit drei Schrauben fixiert. Dann wurde das rote Zimmer bis 18 Uhr zur Tabuzone. Bis dahin hatten Onkel Kreppel, Mutti und Oma Zeit Tee zu trinken, den Baum zu schmücken, die Krippe aufzubauen und die Geschenkpakete zu schnüren und auf einander zu stapeln. Um 18 Uhr schlug meine Mutter den tellergroßen Messinggong im Gang zum Treppenhaus und rief: „Kinder ihr könnt

kommen!“ Dann kamen wir alle frisch gebadet und gekleidet die Treppe hinab und eilten durch den Gang ins rote Zimmer. Da stand er dann, der Weihnachtsbaum, seine 40 roten Wachskerzen in silbernen Haltern strahlten, der Glanzschmuck reflektierte ihr Licht und die Strohsterne schwebten wie schwereloses Gold an den grünen Zweigenden. Der Duft von frischen Tannennadeln mischte sich mit dem des Wachses der brennenden Kerzen, frischer Wäsche und „Nuit de Paris“. Wir bekamen alle Küsschen von Mutti, wünschten uns frohe Weihnachten, stellten uns nach Umarmungen im Halbkreis um Weihnachtsbaum und Krippe und begannen zu singen: Von „Oh Tannenbaum“, „Es ist ein Roos entsprungen“ „Leise rieselt der Schnee“ „Ihr Kinderlein kommet“ bis die Noten ausgingen und wir auf Bescherung drängten. Wir mussten ja auch noch unsere Geschenke aus unseren Zimmern holen. Dann gab’s die Bescherung: Onkel Kreppel verteilte einen Berg von dreißig Paketen, die wir alle sorgfältig auspackten, Papiere glatt strichen und Geschenkblätter aufrollten, bevor wir das Geschenk hervorholen konnten. Meine Mutter hatte liebevoll an mich gedacht und mir eine lange schwarze Hose aus Breitcord eingepackt mit breitem Umschlag am Fußende, den man später auflassen kann, um die Länge der Hosenbeine meinem raschen Wachstum anzupassen. Aus meinem Trachtenanzug bin ich jedenfalls Ostern 1958 herausgewachsen. Wenn man die Hose schön gefaltet eine Nacht unter die Matratze auf den Matratzenschoner legt, hatte man am nächsten Tag eine kecke Bügelfalte.

Im Frühling 1959 erfuhr ich durch die Tischlesung während des Mittagessens im Refektorium von etwas, von dem ich, wie von vielen anderen Dingen, nichts wusste: Davon, dass die Nazis hunderte von katholischen Priestern und auch Nonnen in ihren Konzentrationslagern gefoltert und ermordet hatten. Das Buch hieß „KZ Dachau – Eine Welt ohne Gott“ Erinnerungen von Pater Franz Sales Heß OSB, Professor der an der Benediktinerabtei Münsterschwarzach, der am 28. März 1945 aus dem KZ entlassen wurde. Der Klappentext des Buches, das er wenig später schrieb, informiert: „Eindrucksvoll und authentisch sind die Erinnerungen des Benediktinerpaters Sales Hess an seine vierjährige Gefangenschaft im Konzentrationslager Dachau. Das Buch entstand nur wenige Monate nach seiner Entlassung aus dem Lager. Es rührt an und bewegt zutiefst, es erzählt von den Erfahrungen und Erlebnissen jenseits der Menschlichkeit, aber auch von Momenten ehrlichen Mitgefühls unter den Leidensgenossen. Sales Hess beschreibt, wie das feste Vertrauen auf Gott ihn und seinen Mithäftlingen Schmerz und Demütigung ertragen und überleben ließ. Er möchte mit diesem Erfahrungsbericht nicht anklagen, sondern erinnern und mahnen. Und er lässt uns nicht vergessen, dass auch in unseren dunkelsten Stunden Gott niemals fern ist.“ Die Vorlesung von jeweils 20 Minuten zog sich über zwei Wochen. Pater Prior, der Präfekt und die anderen Mönche und Brüder saßen mit undurchdringlichen Mienen an ihrem Tisch. Es war die Zeit des Hauptgerichts. Alle aßen emsig weiter während der jeweilige Vorleser aus der zweiten Klasse nach dem Alphabet der Nachnamen sortiert die jeweils nächsten Seiten vortrug. Die Vorlesungen sollten unsere Stimmen und rhetorischen Fähigkeiten stärken. Da noch nicht alle ihren Stimmbruch überstanden hatten, klang das manchmal kläglich, aber da Silentium herrschte, dennoch vernehmlich. Im Internet konnte ich Auszüge aus dem Buch wiederfinden: „Eine andere Strafe war das „Baumhängen“. Dem Häftling wurden die Arme kreuzweise auf den Rücken gefesselt und nach rückwärts in die Höhe gezogen, und dann wurde er freischwebend an einen Querbalken aufgehängt. Eine Stunde, auch zwei und vier Stunden mussten die Unglücklichen unter grässlichen Schmerzen am Balken hängen. Zwischendurch wurden sie von der rohen SS geschaukelt, dass die Schmerzen noch größer würden. Sie wurden geschlagen und auf andere Weise gepeinigt, oder blutgierige Hunde wurden auf sie gehetzt. Wurden sie abgenommen, dann begannen die Schmerzen von neuem. Es dauerte oft wochenlang, bis die verzerrten Gelenke wieder geheilt waren. Jede Bewegung verursachte kaum erträgliche Schmerzen.“ Es sind dort noch weitere Szenen nachzulesen, die mich damals verstörten und mich mit grundsätzlichen Widersprüchen konfrontierten, denen ich bisher nicht begegnet war: Grausamkeit und öffentliche Sünde nicht nur gegen Juden, sondern durch Christen unter Christen und das obwohl beide den einen Gott aus der Bibel anbeten. Den Gott, der Abraham die Tafel mit den zehn Geboten übergeben hatte. Dem Abraham, der das goldene Kalb, das sein Volk inzwischen anbetete, vom Sockel stieß, so wie Jesus es tat, als er die Händler und Wechsler aus dem Tempel trieb. Wie konnte es sein, dass der Teufel solche Macht über die Menschen ausüben konnte, dass sie das fünfte Gebot durch ihre Taten massenhaft missachteten ohne die Strafe Gottes zu fürchten? Es war nicht die Allmacht Gottes an der ich zweifelte, sondern die Ohnmacht der Kirche, die Hölle auf Erden einzuschränken. Ich begann Wahrheiten zu hinterfragen, denen

ich bisher vertrauten konnte. Ich war nach wie vor überzeugt davon, dass Gott das unvergängliche Sein ist. Gott ist ewig, der Mensch sterblich. Der Prophet Jesus hilft ihm aus seiner Beschränktheit durch die Erbsünde. Der Glaube an Gott befähigt den Menschen Berge zu versetzen, aber hindert ihn nicht daran, andere Menschen in Massen zu vernichten. Moral und Ethik, wie ich im Religionsunterricht von Pater Konradin lernte, müssen diese unendliche Schaffenskraft zum Wohl der Menschheit begrenzen, können aber nur im Rahmen der Gebote und der Lehre der Heiligen Kirche definiert werden. Wenn ich so quer vor mich hin dachte, ahnte ich damals schon, dass meine Gedanken an sich bereits häretisch und sündig sind. Ich hatte aber auch niemanden, mit dem mich darüber austauschen konnte. Mit meinem Beichtvater schon gar nicht. Gegen das erste Gebot zu verstoßen war eine Todsünde und würde sicherlich meine Entlassung aus dem Seminar zur Folge haben. Das würde wohl in den Jahren, die vor mir lagen auch nicht anders sein. Die Beaufsichtigung war streng und es gab Spitzel innerhalb der Klasse, Misstrauen war die Mutter der Porzellankiste.

Wie wird das erst in dem großen Seminargebäude mit fast 150 Zöglingen, überwacht von Pater Regens und seinen zwei Präfekten Pater Robert und Pater Wolfram, die ich bisher nur während der Aufnahmeprüfung erleben konnte? Direkt gegenüber der Mauern des Klosters St. Ottilien gelegen mit seinen fünfzig Mönchen, zwanzig Brüdern und Schwestern und zahllosen Laien die im Exerzitien Seminar, den Ausbildungs- und Betriebsstätten für Handwerk und Landwirtschaft, Klostergaststätte, Gärtnerei und Klosterfriedhof fernab jeder Stadt in einem trocken gelegten Moor in der Moränenlandschaft nördlich des Ammersees, an der Bahnstrecke von Weilheim nach Mering beten und arbeiten. Wenn alles gut ginge, würde ich dort im Herbst 1960 damit beginnen neben Latein auch Griechisch zu lernen, im Sommer 1966 das Abitur ablegen um im Herbst in einer Zelle des Klosters ein Studium der Theologie zu beginnen, das die Erlernung der Hebräischen Sprache beinhaltet. Anfang der siebziger Jahre wäre dann mit der Priesterweihe zu rechnen und später vielleicht mit einer Entsendung als Missionar nach Afrika. Dann wäre ich fast doppelt so alt wie ich jetzt bin, dachte ich, als ich versuchte mir die Zukunft vorzustellen. Pater Ludwig hatte meine Rechenfähigkeiten inzwischen so gefördert, dass ich ausrechnen konnte, dass ich bis dahin etwa Zehntausend mal mit erhobener rechter Hand „Ave Pater!“ gerufen und etwa drei tausendmal die Confessio abgelegt haben würde:

**Confiteor Deo omnipotenti,
beatæ Mariæ semper Virgini,
beato Michaeli Archangelo,
beato Ioanni Baptistæ,
sanctis Apostolis Petro et Paulo,
omnibus Sanctis, et vobis, fratres:
quia peccavi nimis
cogitatione, verbo et opere:
mea culpa, mea culpa,
mea maxima culpa.
Ideo precor beatam Mariam semper Virginem,
beatum Michaellem Archangelum,
beatum Ioannem Baptistam,
sanctos Apostolos Petrum et Paulum,
omnes Sanctos, et vos, fratres,
orare pro me ad Dominum Deum nostrum.“**

Am Tag vor Christi Himmelfahrt wurden wir in der Studierzeit von Pater Konradin befragt, ob alle Klassenkameraden am Freitag dem 15. Mai 1959 über die Pfingstferien nach Hause fahren würden. Wer nicht, möge sich mit erhobener Hand melden. Ich habe mich spontan gemeldet und gefragt, ob es möglich sei hier zu bleiben. Er meinte, wenn ich gute Gründe nennen könne und nicht der einzige bliebe – vielleicht. Das hat Norbert aus Steingaden mitgekriegt. Er meldete sich nun auch mit guten Gründen. „Ihr kommt

nachher einzeln in mein Büro!“ Meine guten Gründe waren: die Kürze der Pfingstferien vom 15. bis zum 20. Mai, die Länge der Reise, auch die Kosten sowie mein nach überstandener Krankheit geschwächter Gesundheitszustand und die Möglichkeit versäumtes Lernpensum nachzuholen. Ein paar ruhige Tage in Dillingen würden mir gut tun. Norbert führte die Kosten als Hauptgrund an. Sein Vater war Waldarbeiter und froh, wenn keine Fahrtkosten anfielen und ein Mittesser weniger am Tisch saß. Wir durften in Dillingen bleiben, sollten uns aber an die Tagesordnung halten und als Ministranten die Morgenmesse in der Hauskapelle begleiten. Am Sonntag durften wir am Hochamt in der Stadtpfarrkirche teilnehmen. Ganz allein oben auf der linken Seitenempore, die für das Benediktiner Seminar reserviert war.



Eine Woche später, nach dem Mittagessen, leerte sich das Seminargebäude, bis als letzte Schüler Norbert und ich übrig blieben. Es war sehr ruhig. Die drei Patres waren in ihren Zimmern im ersten Stock. Auch aus der großen Küche kam kein Laut. Die Nonnen waren alle in ihrem Schwesternhaus, das durch einen Brückengang im ersten Stock mit dem Haupthaus verbunden war. Sie bewegten sich selten außerhalb der Küche und wenn, dann in den üppigen Obst- und Gemüsegärten um ihr Haus und um die Sportanlagen (eine Rundlaufstrecke und ein mit Maschendraht eingezäunter Fußballplatz). Hinter dem Fußballplatz bewirtschafteten sie noch einen großen Kartoffelacker, von dem wir im Sommer tausende von Kartoffelkäfern zupfen und in Blechdosen einsammeln mussten. Die Schwestern haben sie dann an die Hühner verfüttert. Sie verwalteten auch die Keller und die Wäscherei, an der wir an Waschtagen unsere Kleidung, Bettwäsche und Handtücher ablieferten. Unsere Eltern mussten vor unserer Abreise dafür sorgen. Meine Nummer war 874. Von einem weißen Stoffband konnte man ein kleines Viereck mit der Nummer abschneiden und an jedes Wäschestück annähen. Auch an Socken.

Die Schwestern des Benediktiner Ordens nahmen an den Andachten und Messen in der Hauskapelle teil, die sie auch sauber hielten und mit Blumen schmückten. Das Hauptgebäude aber mussten wir Zöglinge selber sauber halten: Die Böden der Klassenzimmer, Schlafräume, Waschbeckenanlagen, Toiletten und Treppen. Schreibpulte und Spinde wurden von den Präfekten jeden Samstagnachmittag kontrolliert. Ebenso die Schuhregale im Keller. Die Schuhe mussten blitzsauber blinken.

Die Küche befand sich neben dem Refektorium und seinem Tonnengewölbe und war durch eine massive Theke aus dunklem Holz zum Refektorium geöffnet. Dort stellen die Schwestern Speisen und Geschirr ab und von dort wandern während der Mittagspause hundertfünfzig leere Teller, zweihundert Löffel, Gabeln und Messer und sechzig Gläser hin und zurück. Vier Jungs erledigen den Service an den Tischen und vier andere waschen nach Nachspeise und Schlussgebet im Spülabteil neben der Küche ab. Zwei stehen an der Spüle, zwei Trocknen ab. Jedes Team macht das eine Woche lang und wird dann abgelöst. Alphabetisch nach erster Buchstabe Nachname von A bis Z.



Fünf Tage Ferien. 56 leere Stühle im Refektorium, der Weg von der Theke zum Tisch der Patres und zurück zur Theke lang. Nobert und ich hatten uns um 14 Uhr entsprechend der Tagesordnung im leeren Klassenzimmer zur Studierzeit eingefunden. Dort erreicht uns Pater Ludwig (zuständig für Rechnen und Erdkunde) und fordert uns auf, ihm ins Refektorium zu folgen. „Wir müssen ein paar Tische umstellen!“ Es dauert nicht lang bis wir die drei Tische und zehn Stühle vom Kopfende der zwei langen Tischreihen abgebaut und an der gegenüber liegenden Seite nahe der Theke aufgebaut hatten. Obgleich bald Vesperzeit war, fragte ich Pater Ludwig, ob wir bis zum Abendessen Ausgang haben könnten. Zum Tarock spielen waren wir auch nicht mehr genug Teilnehmer, denn Norbert hatte bisher nicht mal zugeschaut, wenn wir im Gartenpavillon gespielt hatten. Pater Ludwig erlaubte den Ausgang. Aber danach wieder Tagesordnung! 19.45 Abendgebet und ab ins Dormitorium, wo es erst ab neun dunkel wurde.

Kurz vor 16 Uhr öffnete die Schwester die Pforte und Norbert und ich standen auf der Administrationsgasse vor dem großen Tor. Ich wusste dass um vier Uhr die Nachmittagsvorstellungen im Kino an der

Bahnhofstraße beginnen und wir rannten los. An der Oberen Apotheke vorbei, der Studienkirche, dem Collegium Hieronimi bis zur Prälat-Hummel-Straße Richtung Bahnhof. Es war kurz nach vier Uhr und der Kartenverkauf noch geöffnet. Das Billett kostete 50 Pfennig in den ersten drei Reihen vor der Leinwand und nachdem der Platzanweiser seine Ecke abgerissen hatte, habe ich es in meiner Hosentasche verstaut. Die Wochenschau hieß nicht mehr „Fox Tönende Wochenschau“, sondern „Neue Deutsche Wochenschau“, war in schwarz-weiß und dennoch ein Fenster zur Welt, ganz weit weg von den Donauauen oder der Zugspitze. Der Western, der folgte war das Risiko wert, dummerweise hatte ich nicht nach der Länge des Filmes gefragt. „Wenn du nicht gefragt werden willst, dann stelle keine Fragen“ hab ich mir wohl dabei gedacht. Ich hatte zudem die Uhr meines Vaters mit den leuchtenden Ziffernblatt am Arm.



Der Film hieß „Weites Land“ und über Zwölfjährige durften ihn sehen, deshalb blieb ich im Sessel und obwohl ich 12 war, überforderte mich was ich sah. Die Bilder waren in Farbe und das Land eindeutig Amerika. Das Land der Cowboys, harter Kerle mit Colt im Hüfthalter, endloser Rinderherden vor fantastischer Landschaft, Salons mit Freudenmädchen und zertrümmertem Mobiliar, schnaubenden Pferden, Indianern wie auch Eisenbahnen, die mit großen Rauchfahnen durch die Prärie rasen, während auf den Dächern der Waggons Männer mit schwarzen Gesichtsmasken und gezückten Colts einen Überfall vorbereiten. Die Handlung: James McKay, Kapitän aus einer Reederfamilie an der amerikanischen Ostküste, reist in den Wilden Westen, um Patricia, die Tochter von Major Terrill, dem Besitzer der riesigen „Ladder Ranch“, zu heiraten. Mit Argwohn betrachten die rauen Cowboys den Gentleman aus dem Osten, der in ihren Augen ein feiner Pinkel und hochnäsiger Feigling ist. Es ist klar, dass alles was oben bereits skizziert wurde folgt bis es zum letzten großen Kräftemessen kommt. Wenn der Held siegt, gibt es ein glückliches Ende und die Zuschauer verlassen das Kino mit entspannten Mienen, oder die Tragik nimmt überhand, das Böse siegt und alle sind traurig.

Wir haben das Ende des Westerns nicht mehr mitgekriegt. Trotz meiner Mauthe Uhr am Handgelenk. Der Film dauert 165 Minuten. Der Vorhang öffnete sich um 16.05, die NDW und kurze Pause dauerten bis 16.30. Zum Abendessen um 18.45 mussten wir zurück im Refektorium des Seminars sein. Das heißt, wir mussten spätestens um 18.30 den Saal verlassen haben, also bei Minute 120. Bleiben 45 des Films, die wir nicht sehen

konnten. Als die Schwester die Pforte öffnete zeigte meine Uhr 18.42. Wir eilten ins Refektorium und erstarren dort stehend wie Max und Moritz, wenn sie ertappt wurden. Die Uhr im Refektorium zeigte 18.50 und der Tisch des Priors, der Patres und Fratres, den wir am Nachmittag aufgebaut hatten, war voll besetzt.

Pater Konradin erhob sich, winkte uns mit gekrümmtem Finger an den Tisch fragte: „Wo wart ihr und warum kommt ihr zu spät?“ „Vortreten, Hosentaschen leeren!“ Ich hatte nur ein Taschentuch und einen kleinen Kamm in der Tasche und zeigte sie ihm. „Ablegen! Taschen nach außen stülpen!“ Wir taten wie er befahl, aber als ich meine Hosentasche nach außen stülpte fiel das Billett aus einer Falte zu Boden. Norbert hatte nur einen Kamm und ein Taschentuch. Das war Pflicht. Aber kein Billett. Er warf mir einen furchtsamen Blick zu. „Heb es auf, gib es mir!“ sagte Konradin zu mir, musterte das Billett, auf dem Datum, Uhrzeit und Sitzreihe verzeichnet waren, Norbert und mich, hob seinen Arm Richtung Tür. „Kein Abendessen! Geht in die Kapelle zum Abendgebet und danach ins Dormitorium! Pater Ludwig kontrolliert das. Morgen vor dem Frühstück seid ihr in meinem Büro!“

Als Norbert und ich außer Hörweite auf der Treppe zum ersten Stock Richtung Kapelle strebten fing Norbert an zu jammern: „Wenn mein Vater das erfährt, gibt es so eine Tracht Prügel“ und breitete seine Arme aus um das Ausmaß zu skizzieren. Ich versuchte ihn zu beruhigen und zu erklären, dass bisher noch kein ernsthafter Regelverstoß vorliegt außer ohne Erlaubnis ins Kino gegangen und mit Verspätung zum Abendessen erschienen zu sein. Da wir nun beide in der zweiten Klasse seien, könnten wir mit etwas Geschick sogar den Rohrstock vermeiden und mit einer Verwarnung davon kommen. Als Pater Ludwig später im Dormitorium vorbei kam, um uns zu kontrollieren, taten wir beide so als ob wir schliefen. Der nächste Tag, ein Samstag, war sonnig und die Hauskapelle lichtdurchflutet, als ich mit Norbert als Ministrant auf den Stufen des Altars der Hauskapelle kniete, während Pater Prior die Messe zelebrierte. Auch Pater Konradin kam zur Kommunion und ich hielt wie gelernt, das Silbertablett unterhalb seines Kinns, um etwaige Hostienbrösel aufzufangen. Nach dem „Ite missa est“ und nachdem wir uns nach der Messe in Zivilkleidung vor seinem Büro aufgestellt hatten, rief er uns hinein. Einzeln. Zuerst Norbert. Norbert war bekannt für seine schweigsame Einsilbigkeit. Die konnte gefährlich werden, wenn Pater Konradin eine Fangfrage stellen würde, die mich als Anstifter zu einer Übertretung der Hausordnung bloßstellen könnte, die die eigenwillige Teilnahme von Kinobesuchen durch Zöglinge ohne Genehmigung eines Präfekten ausschloss. Als er nach fünf Minuten aus der Tür von Konradins Büro kam und ich hineingerufen wurde, rollte Norbert mit den Augen und bedeutete mir mit seinen zwei nach unten gehaltenen Handflächen, am Boden zu bleiben. Ich hingegen war entschlossen, gegenüber Konradin die Ausführungen der Satzung in Bezug auf Rechte und Pflichten von Seminaristen, die während der Ferien im Kloster verbleiben, zur Sprache zu bringen.

„Die Hausordnung ist bindend bis zur Stunde der Heimfahrt“ sagen die Satzungen auf Seite 42. Dort steht auch: „Die Sommer- und Winterferien bringen die Zöglinge in der Heimat zu. Die Weihnachts- und Pfingstferien hingegen im Seminar. Es wird auch da für entsprechende Abspannung und Abwechslung Sorge getragen.“ Nähere Einzelheiten zu diesem Sorgeversprechen stehen nicht in der Satzung, aber es folgen fünfzig Zeilen über die Beachtung von Verhaltensregeln, die die Zöglinge auf Reisen und zu Hause in den Ferien bis zur Rückkehr in Seminar bis 18 Uhr einzuhalten haben, bevor sie wieder der Hausordnung des Seminars unterliegen. Aber dazu kam ich gar nicht. Der Prior oder Pater Konradin hatte anscheinend entschieden, die Angelegenheit nicht weiter aufzubauchen. Er wollte von mir wissen, wie ich den Film fand, für den ich einen Verstoß gegen die Hausordnung gewagt und einen Mitzögling zu einem solchen Verstoß angestiftet hatte. Er forderte mich auf, ihm die Handlung des Filmes „Weites Land“ zu erzählen. Ich war verblüfft und erzählte ihm in etwa das, was ich weiter oben über den Film geschrieben habe. Als ich fertig war hatte ich wahrscheinlich wie zu dieser Zeit üblich rote Apfelbäckchen vor Erregung und einen heißen Kopf. Pater Konradin blieb aber ruhig und sah mich nachdenklich an. Nicht so als ob er an den Rohrstock dachte, sondern an etwas, was außerhalb der Macht der Kirche existierte. Jedenfalls hatte er entschieden, daraus keine Frage von Schuld und Sühne zu machen, sondern „die Angelegenheit“ ohne Aufsehen aus der Welt zu schaffen. Strafe gab es trotzdem: Ausgehverbot bis zum Ferienende am 20. Mai und Teilnahme am Hochamt am Pfingstsonntag in der Stadtpfarrkirche nur unter Aufsicht einer Nonne mit Norbert und mir auf der linken Seitenempore. Von dort unterstützten wir am Pfingstsonntag den Gesang der Kirchengemeinde mit unseren dreifachen Stimmen im Sopran. Die mittägliche Festmahlzeit im Refektorium des Seminars war

wie immer an hohen Festtagen wie St. Joseph 19. März, St. Benedikt 21. März auch an Pfingsten ausgezeichnet. Es gab feine Suppen und Braten mit Klößen, Sauce und Rotkohl oder paniertes Schnitzel mit Remoulade und Kartoffelsalat. Norbert und ich saßen uns an einem Tisch neben der Tafel des Priors, der Patres und Fratres gegenüber und obwohl das Silentium aufgehoben war und die Mönche in vielen Zungen belebt parlierten, blieben wir schweigsam während die Nonnen servierten. Wir mussten auch nicht zum Abwaschen in die Küche, das machten diesmal die Schwestern, die nicht lateinisch mit „Ave Soror“ sondern „Ave Schwester“ begrüßt wurden, unter der Leitung der „Ave Oberschwester“ nicht Ave Priorin“. Es gab auch Unterschwestern, die „Novizinnen“, erkennbar an einem weißen Schleier. Die durften wir erst grüßen, wenn der Schleier schwarz war. Alle zusammen, zehn Frauen und Mönche besorgten in Dillingen den Lehr- und Wirtschaftsbetrieb um achtundvierzig Zöglinge in für zwei Jahre auf dem Weg zum Missionar in Afrika zu verköstigen und auszubilden. 48x12x40=5084 DM pro Jahr bezahlten die Eltern der 48 Schüler insgesamt für Unterkunft, Verpflegung und „Ausbildung an einer Schule für die die Richtlinien der Bayerischen Lehrordnung für humanistische Gymnasien gelten.“ So steht es im Vorwort der „Satzungen“, die DM habe ich auf der Basis von 40 DM pro Monat unter Anwendung der Rechenkünste von Pater Ludwig ausgerechnet.



Der Rest der Pfingstferien hinter Klostermauern war entspannt. Das Wetter war angenehm, die Fenster konnten offen stehen, würzige Luft vom Garten wehen, Vöglein zwitschern und der Sommer kommen. Meine Noten sind nicht gut, aber Versetzung nicht mehr gefährdet wie letztes Jahr. Ich war gut in Rechnen und Erdkunde bei Pater Ludwig. Sein Unterricht war lebhaft und wir hörten ihm konzentriert zu. Er erklärte uns Deutschland an Hand einer großen Karte die das Land in den Grenzen von 1937, obwohl 1959 dass die Gebiete unter polnischer Verwaltung wohl für immer verloren waren und die sowjetische Besatzung der Ostzone das Land weiter teilte. Westdeutschland bzw. die Bundesrepublik Deutschland mit der Hauptstadt Bonn jenseits des Eisernen Vorhangs sah ziemlich klein aus. Die Leinwand konnte auf einem Ständer neben der großen Tafel aufgehängt werden. Pater Ludwig hielt einen langen Zeigestock in der Hand, mit dem er

Punkte auf der Karte antippte und Fragen stellte wie: „Wie heißt das, wo ist das, was ist das?“ Darin war er gut, den Rest mussten wir dann selbst erarbeiten. Für die Karte konnte er nix. Die war damals in Bayern Vorschrift. Warum das so war konnte ich damals noch nicht wissen. Vielleicht sahen die Leute in der Ostzone, die sich seit 1949 Deutsche Demokratische Republik nannte, aber von Pater Ludwig stets als Sowjetzone bezeichnet wurde, die Karte anders. Für ihn lebten dort nur Kommunisten und außerdem Atheisten, die die katholische Kirche zum dritten Mal enteignen und zerstören wollten.



In Dillingen wurde das Fach Heimatkunde aus der Volksschule abgelöst von der Erdkunde. Ich hatte bisher Note 2. Alois Lechner hatte eine 1. Pater Ludwig wusste, dass ich in Latein bei Pater Konradin noch immer auf steilem Grad wandelte: Nahe an einer 6. Als ich als Ministrant Kirchenlatein lernte ging es einfach. Aber die Sprache systematisch zu lernen, Wörter, Syntax, Grammatik wurde zum Horror. Erdkunde war mein Lieblingsfach. Leider nur zwei Stunden pro Woche. Es gab gute Lehrbücher mit Texten, Bildern, Fotos, Tabellen und graphischen Darstellungen. Im Unterricht wurde viel mit Kreide auf die schwarze Tafel geschrieben. Von Schülern wie von Lehrern. In der Volksschule begann der Unterricht im Schreiben auf einer Holzgerahmten Schiefertafel, später lernten wir mit Feder und Tinte zu schreiben. In Dillingen schrieb ich dann mit Füllfederhalter.

Im zweiten Seminarjahr lernten wir in Erdkunde nach Bayern nun Deutschland kennen. Seine Länder, Städte, Flüsse, Gebirge, Küsten und Inseln. Seine Bewohner und deren Beschäftigung in Handel, Industrie und Handwerk. Seine Bodenschätze und Verkehrswege zu Lande, zu Wasser und in der Luft. Seine Schlösser, Burgen und Kathedralen. In sechzig Stunden Deutschland hatte Pater Ludwig ohne nationales Pathos oder politische Abschweifungen uns beigebracht, dass wir einem großen Land leben, in dem die erste Strophe des Deutschlandliedes nicht mehr gesungen wird, weil „Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt - über Alles über Alles in der Welt“ nicht mehr stimmt. Also haben wir die dritte Strophe gesungen, obwohl auf dem Notenblatt alle drei Strophen zu lesen und zu singen waren. Ludwig war sich sicher, dass wir nach dem Krieg wieder in einem Land leben, das, wenn auch gespalten, groß und wirtschaftlich erfolgreich ist. Er hat mich neugierig gemacht auf Deutschland, ich war zwölf Jahre alt und es gab ja die Oster- und die langen Sommerferien, in denen ich später sogar in die Hauptstadt meiner Mutter, nach Berlin oder auch irgendwann über Aachen und Brüssel mit der Eisenbahn sogar nach Brügge in Belgien zu Tante Schrama fahren konnte.

Was Norbert von der Zukunft erwartete, wusste ich nicht. Er war sehr schweigsam und hauste in der Wirklichkeit der Gegenwart und die war kompliziert und forderte seine volle Konzentration. Den Rest seiner Aufnahmefähigkeit wollte er für sich behalten. Wir hatten eins gemeinsam: Wir waren aufeinander angewiesen. Wir waren in einer uns bisher ungewohnten Situation außerhalb von Heimat, Familie und Freunden interniert, um Jesus zu folgen und Priester zu werden. Dafür waren wir bereit vierundzwanzig

Stunden bis auf die Ferienzeiten ohne Vater, Mutter, Geschwister und Freunde zu leben. Das galt für alle von uns. Wir waren alle gleichaltrig und unser Verhalten zueinander war brüderlich auch unabhängig von Lernerfolgen, Notenstand oder Turn-, Fußball-, Eishockey-, Kegel- oder Tarockspielergebnissen. Das Zauberwort hieß Solidarität und die einte uns, wenn die Patres ihren Erziehungsauftrag übertrieben.

Am Samstag vor Pfingsten halfen Norbert und ich den Nonnen im Garten und nach dem Mittagessen bereiteten wir uns auf das Hochamt am Pfingstsonntag in der Stadtpfarrkirche vor. Die Schuhe wurden geputzt, auch die der Patres. Danach hatten wir die Duschanlage im Keller des Haupthauses ganz für uns alleine. Vier Stockwerke höher, im Dormitorium folgte die Nagel- und Haarpflege. Dann faltete ich meine schwarze Cordhose und legte sie zwischen Matratze und Springfedern, um am Sonntag in der Obhut einer Nonne mit Norbert auf der linken Seitenempore der Stadtpfarrkirche mit Bügelfalte am Hochamt teilzunehmen. Niemand konnte meine Bügelfalte hinter der Balustrade von unten sehen. Aber darum ging es mir nicht. Es war eine Frage der Ästhetik, aber die Bedeutung dieses Wortes sollte ich erst ein Jahr später kennen lernen.



Am zwanzigsten Mai endeten die Pfingstferien und am Nachmittag kamen die ersten Ferienrückkehrer im Seminar an. Um sechs waren alle da. Das Tische und Stühle wieder umzustellen mussten diesmal andere übernehmen. Norbert und ich hatten einen Indianereid geschworen mit niemandem über den Kinobesuch zu reden. In der Pause des ersten gemeinsamen Abendessens nach den Pfingstferien läutete Pater Konradin die Glocke und machte eine Ankündigung. Es war ihm gelungen mit einem örtlichen Busunternehmer eine Tour für die zweite Klasse zu Höhepunkten der Romantischen Straße zu organisieren. Am Tag vor Fronleichnam würden wir nach dem Frühstück losfahren und Pater Ludwig die Aufsicht übernehmen.

Der 27. Mai war ein strahlender, sonnig milder Maientag und wir waren schon im Dormitorium alle guter Laune in Erwartung unseres ersten Ganztagesausflug, um Landschaften und Städte kennen zu lernen, die wir letztes Jahr in der Erdkunde Bayerns durch Pater Ludwig kennen lernen konnten. Wir sollten sagenhafte mittelalterliche Städte besuchen wie Nördlingen im Ries, einem ringförmigen (Durchmesser etwa 20 bis 24 Kilometer) flachen Krater, der durch den Aufschlag eines etwa 1 km großen kosmischen Körpers vor Millionen von Jahren entstand. In Dinkelsbühl war ein Rundgang auf der Stadtmauer eingeplant, in Rothenburg ob der Tauber der Besuch des Rathauses und der Altstadt. Am späten Nachmittag würden wir

dann noch eine richtige mittelalterliche Burg mit Ritterrüstungen und Wehgang und Wehrtürmen auf einem Bergrücken besuchen. Also wuschen wir uns fröhlich, gurgelten beim Zähneputzen wie verstopfte Orgeln, zogen unsere kurzen Hosen und Hemden an, streiften Strickjacken drüber, banden unsere Schuhe zu, strichen über unsere Haare und rückten den Kragen zurecht, um uns vor dem Eingang der Hauskapelle aufzustellen. Die erste Klasse vor uns, wir dahinter. Dann erschien wie immer der jeweils nach Dienstplan zuständige Präfekt und das war Pater Ludwig.



Der Eingang zur Kapelle konnte erst nach gründlicher Musterung durch den Präfekten erfolgen, was optisch stattfand. Haare glatt, Fingernägel sauber, Schuhe verlässlich geschnürt und geputzt, sauberes Schneuztuch in der Tasche? An schlechten Tagen konnte das länger dauern. Heute nicht. Zum Frühstück gab's ein weiches Ei wie sonst nur am Sonntag und eine große Papiertüte mit Mittagessen und Brotzeit drin. Dazu eine Flasche Wasser. Damit bestiegen wir Punkt acht Uhr den Bus, einen Setra S6. Der sah nicht nur toll aus, sondern war auch innen gut möbliert. Das konnte ich ja damals fachkundig beurteilen.



Immerhin bin ich seit Herbst 1957 fünfzehn Mal zwischen Dillingen und Hohenpeißenberg mit dem Personenzug gefahren und jeweils dreimal von einem Zug in einen anderen umgestiegen. Wenn es voll war musste ich im Gang stehen und auf einen Platz warten. Dieser Bus war wunderbar. Jeder hatte seinen gepolsterten Sitzplatz. Die Patres Ludwig und Balthasar saßen ganz vorn hinter dem Fahrer und ich, mit dem ersten Buchstaben meines Namens H, etwa in der Mitte des Busses neben Fridolin Hauser. Der Bus war rückwärts vor das Tor gefahren. Der Fahrer hatte es eilig und es war fast halb neun, und als wir in die Kaiserstraße einbogen begannen 25 Papiertüten zu knistern.

Wir alle wollten wissen, was uns die Schwestern da eingepackt hatten. Es war üppig: 4 Margarine Stullen, 2 harte Eier, 2 Landjäger, 2 Velveta Käsecken und 2 Essiggurken in Fettpapier. Da blinzelten wir uns an und fingen an zu singen. Nicht „Im Frühtau zu Berge wir ziehen hier“, sondern ein anderes Lied, das wir von Pater Balthasar in Musik gelernt hatten. Da Pater Balthasar als unser Klassenleiter mit an Bord war, sangen wir einige Lieder aus seinem Buch mit dem Titel: „Soldatenlieder aus dem Mittelalter“. Ich sang inzwischen im Alt und musste mich noch immer daran gewöhnen.

Wir zogen in das Feld,
wir zogen in das Feld,
da hätt`n wir weder Säckl noch Geld.
Strapedemialami presente al vostrasignori.
Wir kam`n vor Siebentod,
wir kam`n vor Siebentod,
da hätt`n wir weder Wein noch Brot.
Strapedemialami presente al vostrasignori.
Wir kamen vor Friaul,
wir kamen vor Friaul,
da fraßen wir den letzten Gaul.
Strapedemialami presente al vostrasignori.

Pater Balthasar hatte ein großes Herz für Musik, das öfter mit ihm durchging, wenn sein Verlangen nach Harmonie und Wohlklang gestört wurde. Dann musterte er den Störer, den er als Ursache des Missklangs ausmachte, raufte seine nur noch spärlich vorhandenen Haare, die Züge seines riesigen Babygesichts entgleisten, seine Hände verkrampften sich zu Fäusten mit denen er gestikulierte, während er in Verzweiflung rief: „Nicht diese Töne! Nein! Falsch!“ Dann setzte eine seiner Fäuste aus zur Kopfnuss und die war so schmerzhaft wie eine Kokosnuss, die von einem von einer Palme auf den Kopf fällt. Manch einer von uns ging zu Boden, aber die, die von uns in Sport boxten, nahmen das nicht so ernst. Trotzdem fürchteten sich die meisten von uns vor „Bollas“, wie wir ihn nannten. Wenn er es mitbekam, dass wir ihn so nannten, gab es eine Kopfnuss. Im Lateinunterricht kam das selten vor und die Noten, die er mir gab waren gerechter als Konradins „Kopfnüsse“ in Form einer Fünf.

Im Haus in Hohenpeißenberg gab es ein Klavier. Es stand im Holzzimmer. Ich schloss manchmal die Tür zum Roten Zimmer nebenan und klimperte darauf herum. Ich mochte die Fußtaste, mit der man den Halleffekt verstärken konnte. Einmal fiel der Deckel mit dem aufgeklappten Notenhalter vornüber auf die Tasten, während ich die Fußtaste gedrückt hielt. Dann lauschte ich dem Nachhall der klingenden Klavierseiten von zwanzig gleichzeitig gedrückten Tasten. In der stark gemaserten Wand aus rötlich-gelben Lärchenholz entdeckte ich plötzlich Landschaften von großer Schönheit. Da ich damals noch nicht so groß war, brauchte ich einige Zeit bis ich mit gedrücktem Deckel so arbeiten konnte, dass ich den Nachhall beliebig manipulieren und damit viele andere Gemütslagen erzeugen und mich daran erfreuen konnte. Dann wollte ich auch nicht wie Pater Balthasar durch Misstöne aufgestört werden. In Dillingen galt: Wer Klavier oder Geige lernen wollte musste sich ab dem zweiten Jahr erst als Flötenspieler bewähren. Pater Balthasar war unzufrieden mit meinem Flötenspiel und ich erhoffte einen Neuanfang in Musik im Kloster St. Ottilien ohne ihn. Auch in Malen und Zeichnen konnte es nur besser werden. Wir hatten gelernt mit Wasserfarben aus zwölf Farbtiegeln mit zwölf Farben zu malen und übten uns in Bildern von Burgen, Kirchen, Waldwegen in den Donauauen oder Dorfstraßen im Schnee. Zwei Stunden die Woche. Im Advent haben wir auch Hinterglastechnik gelernt. Nachdem ich den verschneiten Hohenpeißenberg mit Kirche und Schule auf dem Gipfel an einem sonnigen Wintertag mit Plaka Glas, Größe DINA4 gemalt hatte, bekam ich Lust auf mehr.

Was uns außer Solidarität als Klasse zusammenhielt? Wir waren alle lernbegierig, aber wir wussten auch, dass manch einer wie ich im Refektorium etwas länger brauchte, um zu essen, auch länger brauchte um das im Unterricht neugewonnene Wissen zu verdauen und dem Fortschritt des Unterrichts anzupassen. Ein kleiner, blonder Junge mit blauen Augen aus Mering bei Augsburg, Alois Lechner, war damals unser

Klassenprimus nicht nur in Fächern wie Latein, Rechnen oder Deutsch, sondern auch in Sport: An Geräten, wie im freien Feld war er der Beste. Wenn ein Lehrer den Klassenraum während des Unterrichts verlassen musste, übernahm Lechner die Aufsicht und wir gewöhnten uns daran, nicht weil wir zu faul waren, selbst die Verantwortung zu übernehmen, sondern froh waren, dass jemand da war, der unsere Interessen wahrnahm, auch wenn uns die von ihm ausgehandelten Kompromisse manchmal nicht schmeckten.

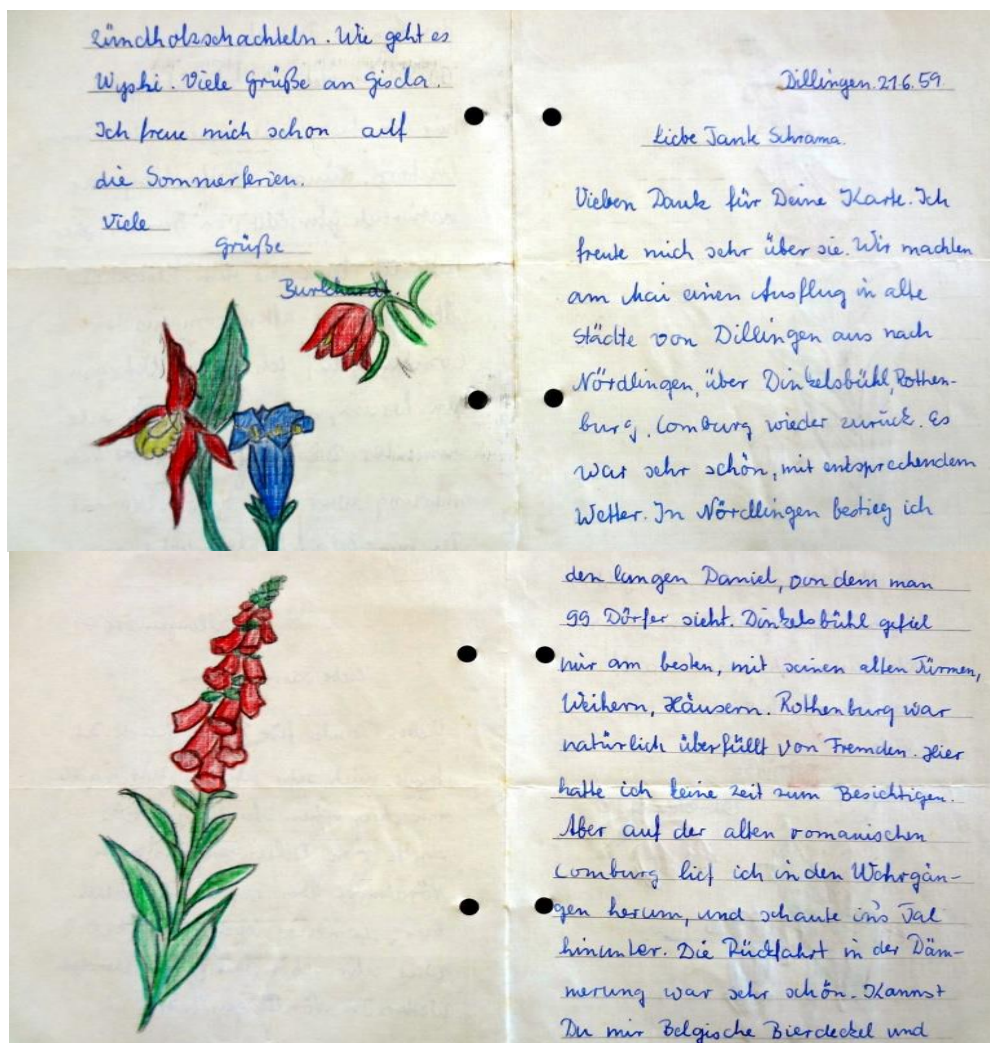
Der Bus parkte außerhalb der Stadt nahe dem Bahnhof. Es war zehn Uhr morgens und wir hatten bis zwölf Uhr Zeit für unseren Stadtbesuch. Unsere Ranzen blieben im Bus und wir gelangten unbeschwert durch das Tor des hohen Turmes, durch den die Deininger Straße in Richtung Stadtmitte führt, an den Ausgang zum Wehrgang auf der kreisrunden Stadtmauer. Durch die dicke Mauer kann man nur durch Schießscharten sehen. Der ganze Umgang ist mit einem von Balken gestützten Dach nach ob geschützt, zur Stadt hin jedoch offen und so kann man über den Dächern den Daniel, wie die Nördlinger ihre evangelisch-lutherische Stadtpfarrkirche St. Georg nennen. Die war das nächste Ziel unseres Besuchs.



Unter dem mächtigen von gotischen Säulen getragenen Kirchenschiff, das einen Hauptgang und zwei Seitengänge überspannt, herrscht ästhetische Leere und Strenge. Die dominierenden Farben sind Sandstein, leicht gelb und Marmor, weiß gebrochen. Auch der Altar in der Apsis ist bescheiden, aber das Licht, das dort durch die klaren Fenster der hohen Spitzbögen dringt, strahlt bis zur Mitte des Kirchenraums. Als St. Georg 1505 vollendet und betriebsbereit war, war Nördlingen noch katholisch. 20 Jahre später wurde daraus die evangelische Stadtpfarrkirche. Die Spaltung der Kirche durch Luther war ab 1530 von einem Bildersturm begleitet, durch den viele Kunstschätze für immer verschwanden. Der dreißigjährige Krieg verschärfte den Verlust und als nach dem Sieg über Napoleon auch noch die Säkularisation kam, wuchs der Schaden, den die katholische Kirche erlitt, ins Unermessliche. Davon erzählte uns Pater Ludwig, nachdem er uns zu einem Halbkreis um sich herum in die Apsis gerufen hatte. Er erwartete, dass wir uns das merken und würde es

wieder abfragen. Bildung kennt keine Pause. Es gilt das Motto des Ordens der Benediktiner: „Ora, lege et labora.“

Am Ende des zweiten Weltkrieges wurde die St.-Georgs-Kirche schwer beschädigt. Der nahezu komplette Rest der historischen Altstadt blieb jedoch verschont. Vierzehn Jahre später war von den Schäden nichts zu sehen. Eine imposante Halle und eine mächtige Orgel, aber ein schmächtiger Hochaltar mit Jesus am Kreuz und Mutter Maria und Johannes unter sich. Nicht ganz lebensgroß geschnitzt und bemalt. Außerhalb des Altarrahmens steht zur linken St. Georg der Drachentöter und zur Rechten Maria Magdalena mit einem Kelch in der Hand. Das ist der Hauptaltar, keine Nebentäre, keine Beichtstühle. Ich denke, ich war nicht der einzige der enttäuscht war, aber nachdem wir die dreihundertfünfzig Stufen der Wendeltreppe zur Aussichtsplattform auf dem langen Daniel gelangt waren machte uns die Aussicht wieder glücklich. Aus siebzig Metern Höhe hat man eine Rundumsicht mit einem Radius von dreißig Kilometer über den kreisrunden Krater des Ries und die angrenzenden Höhen. Nach dem Abstieg eilten wir alle zurück zum Bus, denn dort warteten unsere Papiertüten mit der Brotzeit. Während der Weiterfahrt nach Dinkelsbühl genossen wir die Gabe der Schwestern und tranken Wasser aus mitgebrachten Blechflaschen, die wir unterwegs nachfüllten, etwa später in Rothenburg auf dem Marktplatz.



Den Ausflug durch die Romantische Straße und ihren weiteren Verlauf habe ich später im Juni in einem Brief an Tante Schrama in Blankenberge an der belgischen Küste mit meinem neuen Füllfederhalter mit Saugballon, Marke Geha zusammengefasst. Nach ihrem Tod im Sommer 1972 hat ihre Tochter Gisèle meinen

Brief in ihrem Nachlass gefunden und mir wieder gegeben. Die Farbstiftzeichnungen zeigen Wildblumen wie Fingerhut, Königsenzian, Frauenschuh und rote Küchenschelle. Sie wuchsen am Hohenpeißenberg, standen schon damals unter Artenschutz und durften nicht gepflückt werden.

Es war ein gutes Gemeinschaftserlebnis, das den Sommer über anhielt. Der war gespickt mit kirchlichen Festtagen und Umzügen etwa an Fronleichnam oder nationalen Feiertagen wie dem 17. Juni oder festlichen Sport- oder Unterhaltungsveranstaltungen mit Blasmusik. Wir konnten viele davon aus den Fenstern des Dormitoriums beobachten ohne Eintritt zu bezahlen um dann mit schlechter Aussicht auf Spielfeld oder Bühne stehen zu müssen. Manchmal verpassten wir ein wichtiges Endspiel, weil uns Pater Konradin zu einem Ausflug durch die Donauauen zu einem Altwassersee mitnahm, um uns in der Sportart Schwimmen voran zu bringen. Nachdem wir das leidlich konnten ging es zur Abschlussprüfung ans Ufer der Donau, die durch die Schneeschmelze auf der Alb mit hohem Wasser breit vor sich hinströmte. Durch dichtes Grün gingen wir ins Wasser und fühlten runde glitschige Steine unter unseren Füßen. Auf dem Wasser schwammen alle möglich Gegenstände wie Gestrüpp, Äste aber auch Waschmittelkartons oder Klopapier in der Strömung. Wir schwammen am Ufer in seichterem Wasser unter großen Trauerweiden entlang. Pater Konrad schwamm an der Außenlinie zum Fluss hin und gab uns Anweisungen und Hinweise. Das ging alles ganz gut bis zur Landung mit den Füßen auf den glitschigen, runden Steinen. Halt suchend rutschen sie ab, der Schwimmer verliert die Balance, taumelt, strauchelt, fällt, versucht zur Böschung zu laufen, gerät in eine Bodensenke, taucht heraus, seine Hände finden endlich Halt an einem Strauch, er hebt den Kopf und sieht die halbe Klasse nebst Pater Konradin oben auf der Böschung stehen und laut lachen. Das fand ich gar nicht komisch.

Die großen Ferien standen bevor. Sie sollten am Donnerstag des 15. Juli beginnen und bis zum 2. September 1959 dauern. Sieben Wochen Ferien auf dem Hohenpeißenberg mit Bergblick. Anfang Juli hatte mich meine Mutter per Telefon im Seminar erreicht. Konradin holte mich aus der Studienzzeit im Klassenzimmer an den Apparat. Es muss etwas bedeutsames sein, wenn sie anruft, dachte ich noch auf dem Weg zum Telefon. Vielleicht was Schlimmes? Aber nein gar nicht! Sie war fröhlich und voller Einfälle. Sie berichtete, dass sie am 19. Juli die Familie von Naso aus Augsburg und Bonn als Pensionsgäste erwartet. Sie hat mit Maria von Naso telefoniert und auch mit Hannelore Harms in Haunstetten. Ich könnte, wenn ich denn wollte, ein verlängertes Wochenende bei Maria von Naso mit Sohn Alex und Tochter Karin verbringen. Als Adresse nannte sie Promenade Straße Nummer 7 in Göggingen. Es gäbe eine Trambahn, die vom Bahnhof über den Königsplatz nach Göggingen fährt. An der Haltestelle Bergstraße sollte ich aussteigen, durch die Bergstraße zur Promenade Straße gehen und in Nummer 7, im dritten Stock den Klingelknopf „von Naso“ drücken. Dort könnte ich dann bis Montag bleiben und am Vormittag im Auto mit Hannelore Harms nach Hohenpeißenberg fahren.

Wir mussten die Tage nicht zählen, sie eilten vorbei wie die letzten Prüfungen bevor uns die Zeugnisse ausgegeben wurden. Wir hatten alle bestanden war die gute Nachricht, aber mit unterschiedlichen Ergebnissen. Meine waren so knapp an der Wand lang, aber insgesamt ausreichend. Damit war ich nicht unzufrieden, im Gegenteil, ich freute mich drüber. Statt einer Feier gab es einen Abschlussgottesdienst in der Hauskapelle. Am 14. Juli mussten wir schließlich unsere Bücher abgeben. Unser Bettzeug, Wäsche etc. packten wir am nächsten Tag in die Korbtruhen in denen sie her gelangt waren. Sie wurden von Dillingen direkt nach St. Ottilien transportiert, wo wir sie am 2. September wieder auspacken können. Ich selbst hatte nur einen kleinen Pappkoffer mit Holzleisten. Darin war nur Platz für Wäsche, Hosen, Pullover und ein Paar Schuhe. Was nicht reinpasste habe ich in einem Rama Margarine Karton untergebracht, den ich verschnürte und an einer Schlaufe tragen konnte. Obwohl der 15. Juli ein sonniger Sommertag war, musste ich meine lange, schwarze, samtene Breitcordhose, schwarze Lederschuhe mit Kreppe sohle zum Ministrieren, ein frisches Hemd und einen Anorak mit Kapuze aus Popeline anziehen, weil im Koffer nicht genug Platz war.

Aber als ich um neun Uhr morgens mit anderen Klassenkameraden das Seminargebäude durch das große Tor verließ, war es auf der Administrationsgasse noch kühl und auf dem Weg zum Bahnhof kam ich noch nicht ins Schwitzen. Der Zug von Dillingen nach Donauwörth hielt an jeder Station, aber in Donauwörth stiegen wir in einen Eilzug um, der uns ohne Zwischenhalt gegen halb zwölf nach Augsburg Hauptbahnhof brachte. Im Zug saß ich zusammen mit Siegfried Grau, der war aus Augsburg, aber nicht aus Göggingen im Süden des

Zentrums, sondern aus dem Georgsviertel im Norden. Siegfried war einer der wenigen Stadtkinder unserer Klasse. Er hatte auch einen Sinn für Mode und Schlager. Er war dabei nicht albern. Er achtete auf Stil und fand Bügelfalten gut. Siegfried war schon in München. Als der Streit über das Größenverhältnis von Augsburg und München eskalierte, hielt er sich völlig neutral außen vor nach dem Motto: „Ich bin nicht beteiligt und kommentiere es auch nicht.“ Nach der Ankunft begleitete er mich noch zum Königsplatz, wo er mir die Haltestelle der Linie 1 nach Göggingen zeigte. Samstag, am Nachmittag hat er Ausgang, dann wollten Siegfried Grau und ich uns an dieser Haltestelle auf dem Königsplatz um 15 Uhr zu einem Stadtbummel wieder treffen. Indianerschwur! Das machen wir!



Im Vergleich zum Eilzug fährt die Trambahn gemächlich. Es war das erste Mal, dass ich mit einer Trambahn gefahren bin und das konnte ich jetzt täglich öfter machen. Von der Haltestelle Bergstraße ging es dann mit Koffer und Karton zu Fuß zur Promenade Straße, Treppenhaus 3. Stock, Wohnungstür, Glockenknopf „von Naso“. Läuten. Warten. Läuten. Warten. Schließlich fing ich an zu klopfen und meinen Namen zu rufen worauf ich Schritte hörte, ein Schlüssel drehte sich im Schloss, die Tür ging auf und vor mir stand ein zehnjähriges Mädchen in rosa Petticoat mit schwarzen Haaren und ebensolchen Augen. „Ich bin die Karin. Meine Mutter hat mir gesagt, dass du kommst. Aber solange du geschwiegen hast, konnte ich das ja nicht wissen. Mam kommt später und Alex auch. Ich zeig dir deinen Schlafplatz und die Wohnung.“

Mein Bett stand unter einer Dachschräge am Ende einer Treppe, die man mit einem Stab mit Haken von der Decke herunterklappen konnte, um auf den Dachboden zu kommen. Es gab eine Lampe und ein Nachtkästchen mit Süßigkeiten in einer Schale darauf. Das Wohnzimmer war auch Esszimmer. Jedenfalls gab es dort einen Schaukelstuhl aus rundgebogenen Bambusrohren und einem Sitz mit Lehne aus Flechtmatten, in den ich mich nach der Einweisung niederlassen durfte. Dann kam die Frage, ob ich denn nach so einer Reise nicht durstig sei. Sie hätte kaltes Coke. Willstu? Ja gerne. Auf Eis? Ja, gerne. Sie stellte ein kleines

Bambustischchen neben meinen Schaukelstuhl und ein großes Glas mit Eiswürfeln und Coca-Cola darauf. Essen gäbe es, wenn Mam zurück ist. Wenn ich gerne läse, wär auch was zu lesen da: Mam hat den Reader's Digest abonniert. Wahrscheinlich habe ich Frau von Naso mit Tante Maria angesprochen als sie um vier Uhr nachmittags bei sich zu Hause ankam. Vielleicht hat sie mich schon in Hohenpeißenberg gesehen - am Kindertisch. Was sagt man dann: „Ja groß bist du geworden! Schön dass du hier bist. Wie gefällt es dir?“ Die Antwort war einfach und entsprach dem Gefühl der Freude, die ich an diesem ersten Ferientag außerhalb des Seminars, seiner Tagesordnung und Rituale empfand. Ich sagte einfach: „Ich freu mich so bei euch zu sein.“

Später kommt auch ihr Bruder Alex nach Hause. Er war bei Freunden und kommt rechtzeitig zu einem Mittagabendessen um fünf Uhr nachmittags. Wenn die Nonnen das wüssten. Es gibt Makkaroni mit einer schmatzigen Hackfleisch-Tomatensauce, Kräutern und fein geriebenem würzigen Käse. Die Nonnen machten manchmal Makkaroni mit Käse überbacken, mit einer Prise Zimt gepudert und gratiniert: Aber nicht am Nachmittag. Alex hat dichte schwarze Haare, kein ovales Gesicht, eher viereckig und zählt die Silben, wenn er spricht. Wenn es zehn sind, ist es genug. Nach dem Essen sind wir beide nochmal rausgegangen, um den Sonnenuntergang zu beobachten. Unterhalb der neu gebauten Wohnhäuser gab es noch ein paar grüne Hügel. Dort setzten wir uns hin. Von dort konnten wir über Schrebergärten und Neubauten zusehen wie das Leuchten der Sonne nachließ je tiefer sie in die langgezogenen Rauchstreifen der Schornsteine Augsburgs eintauchte und sie dabei blutrot färbte. Während dieses Vorgangs kamen Alex und ich uns näher und stellten fest, dass wir eine Gemeinsamkeit hatten. Unser Vater hatte uns verlassen und es war nicht einfach damit zu leben. Alex hieß so wenig von Naso, wie ich Wychgram hieß. Erziehungsberechtigt war die Mutter, die nicht mehr hieß wie der Vater, der getrennt lebte, aber dessen Nachnamen Götz hatte. Das war bei mir noch nicht der Fall, aber Alex Problem hat mich nachdenklich gemacht. Noch hatte meine Mutter denselben Nachnamen wie ich: Huck. Gegen neun ging ich Zähneputzen im Bad und kletterte dann die ausgeklappte Treppe hinauf auf den Dachboden hinauf und legte mich mit Vergnügen in das frische Bett. Was für ein Tag! Ich schlief gut und lang, der Morgen war sonnig. Auf dem Tisch in der Küche stand eine Packung Corn Flakes, Bananen, eine Milchbox und ein Honigspender, Geschirr, Teetassen und Thermoskanne mit Assam Tee.



Es war kurz nach acht, als Alex und ich uns dort trafen um zu frühstücken. Um zehn Uhr sind wir dann zusammen mit der Tram zur Roten Torwall Straße gefahren, haben diese überquert und gingen über einen Sandweg durch einen Park, der nicht nur das Rote Tor umgibt, sondern Außenanlagen wie ein Amphitheater, eine Brücke und Aquädukt in hohen römischen Bögen. Unter Kaiser Trajan (98–117 n. Chr.) wurde Augusta

Vindelicorum zur Hauptstadt der römischen Provinz Raetia erhoben. Diese römische Provinz reichte vom Bodensee (Lacus Brigantinus) bis zum Inn (Aenus) und unterteilte sich seit dem 4. Jahrhundert in Raetia prima (südlicher Teil) mit der Hauptstadt Chur und in Raetia secunda (nördlicher Teil) mit der Hauptstadt Augsburg. Diesem Gründungsdatum zufolge wäre Augsburg nach Trier die zweitälteste Stadt Deutschlands.



Alex wusste solche Zahlen. Er war mit der Schule hier. Heimatkunde. Historisch gesehen war Augsburg in seiner Bedeutung der Stadt München, gegründet 1148, mehr als tausend Jahre voraus. Ja do schaug her! Augsburg ist größer als München? Alex sah das unbefangen: Nicht nur sein Vater war nicht mehr zu Hause, sondern auch der Besitz der Familie wurde nach Kriegsende hinter dem Eisernen Vorhang beschlagnahmt. Deshalb arbeitet seine Mutter bei den Amerikanern in Kriegshaber, einem Stadtteil im Westen Augsburgs, auf der anderen Seite der weit ausladenden Bahnanlagen, die ihn von der Altstadt im Osten trennen. In Kriegshaber und Pfersee sind die Kasernen leben 17.000 Soldaten der US Army wie in ihrer Heimat. Sie bringen ihre Frauen, Kinder und Straßenkreuzer mit, haben ihre eigenen Kauf- und Krankenhäuser, Post, Telefon und Polizei. Insgesamt lebten also etwa 25-30.000 Amerikaner in einer Stadt, die damals etwa 175.000 Einwohner hatte.

Am Roten Tor, auf dessen mächtigen Steintor sich ein vierstöckiger und viereckiger Turm erhebt, der in einem diskreten Rot bemalt ist, war wegen der Mittagszeit ohnehin wenig Publikum und schon gar keins, das amerikanisch aussah. Wir machen uns auf den Weg über die Kirchstraße zur Basilika St. Ulrich und Afra. Was von außen aussieht wie eine bayerische Barockkirche mit welscher Turmhaube ist eine spätgotische Basilika. Afra von Augsburg († 304) ist eine frühchristliche Märtyrerin im heutigen Bayern. Sie wird in der römisch-katholischen Kirche als Heilige verehrt. Die hl. Afra ist Schutzpatronin von Stadt und Bistum Augsburg. Auch in der evangelischen Kirche gilt sie als denkwürdige Glaubenszeugin. „Es gibt fast keine gesicherten Fakten zum Leben der heiligen Afra. Vieles beruht auf mündlicher Überlieferung und legendarischen Ausschmückungen. Nachdem der Überlieferung zufolge der Vater der hl. Afra, ein zyprischer Klientelkönig, erschlagen worden war, soll sich die Mutter, die später als die heilige Hilaria von Augsburg verehrt wurde, mit der Tochter Afra auf den Weg außer Landes gemacht haben. Von ihrer zyprischen Mutter sei Afra als Dienerin der Göttin Venus bestimmt worden. Afra dürfte über Rom den Weg nach Augsburg gefunden haben. Hier soll sie als Prostituierte gelebt haben. Der Bischof Narzissus soll bei einer Christenverfolgung im Hause Afras Schutz gefunden und sie mit dem Christentum vertraut gemacht haben. Afra soll sich darauf haben taufen lassen. Als Christin soll sie dem Richter vorgeführt und zum Tod durch Verbrennen verurteilt worden sein. Die Hinrichtung soll auf einer Flussinsel im nahen Lech erfolgt sein. Nach anderer Quelle wurde Afra an einen Baumstamm gebunden und

enthauptet.“ Das steht heute in Wikipedia Deutsch über die Heilige Afra und so ähnlich stand es auch in meinem Buch über „Das Leben der Heiligen Gottes“, aber da stand nichts über Prostitution.

Was für ein merkwürdiger Ort, diese Zwiebelturmkirche für die Tochter eines zyprischen Klientelkönigs. Wer aber war der Heilige Ulrich? Auf Wikipedia findet man dazu folgendes. „Ulrich war der Sohn des Gau grafen Hupald von Dillingen. Er stammte aus dem Adelsgeschlecht der Hupaldinger, den Vorfahren der Grafen von Dillingen. Seine Mutter Dietburga (auch Thietburga) war laut Pupikofer die Tochter Burchards aus dem Haus der Burchardinger. Sein Vater bereitete eine kirchliche Karriere für ihn vor und schickte ihn in die Abtei St. Gallen, wo Ulrich von 900 bis 908 studierte. Nach einem Intermezzo als Kämmerer seines Onkels, des Augsburgers Bischofs Adalbero, zog er sich 909 nach dessen Tod auf die elterlichen Güter zurück. Fürsprachen beim König bewirkten, dass ihm 14 Jahre später das durch den Tod des Bischofs Hiltin vakant gewordene Amt des Augsburgers Bischofs anvertraut wurde. Am 28. Dezember 923 fand seine Bischofsweihe statt. Er war von 923 bis 973 Bischof von Augsburg. Meriten erwarb er sich durch die wiederholte entschlossene Verteidigung der Stadt Augsburg zu Zeiten der Ungarneinfälle im 10. Jahrhundert.“



Das geschah 200 Jahre bevor München zum ersten Mal urkundlich erwähnt wurde. Das hatten wir bei Pater Ludwig gelernt. In unserem Erdkundebuch war sogar ein Foto des römischen Aquädukts in schwarz und weiß. Es gab auch ein Foto der Maximilianstraße mit dem Herkulesbrunnen in der Mitte. Aber nun in der Wirklichkeit stehen, es zu sehen und sich darin zu bewegen vermittelt ein anderes Daseinsgefühl. Ich empfand Freude dabei, die Pracht, die diese alte Stadt hervor gebracht hat, neugierig zu bestaunen.



Wir verließen St. Ulrich und Afra etwa gegen Mittag. Wir hatten uns vorgenommen über die Maximilianstraße bis zum Dom von Augsburg an der Hohen Straße zu wandern. An dieser Hauptachse der Altstadt reihen sich die meisten markanten Gebäude und Touristenziele der Stadt. Im Kurheim in Hohenpeißenberg fand ich im Bücherregal, in dem sich auch viele Bücher von Gästen befanden, die sie vergessen oder gelesen und dagelassen hatten, den „Wiederaufbauatlas Bayern“, einen etwa 200 Seiten

starken Band, Größe DIN A4 mit schwarz-weiß Aufnahmen von Bombenschäden in den Städten Bayerns. Sie wurden als Dokumentation für die Planung des Wiederaufbaus nach Kriegsende gemacht und zeigten den Zustand der Städte vor dem Krieg und nach dem Krieg. Bisher war ich noch in keiner größeren Stadt, die vom Krieg schwer getroffen wurde, aber nun stand ich in einer von denen.



Maximilianstraße Richtung St. Ulrich und Afra

Hohe Straße Richtung Dom

Als ich mit Alex zum Herkulesbrunnen strebte, dachte wohl keiner von uns an das zerstörte Augsburg. Wir bewunderten die Sehenswürdigkeiten und wussten nicht, ob die, die noch nicht im vollen Glanze neu erstrahlten schon vorher vermodert waren. Wir wollten ganz hoch hinaus, nämlich auf den siebzig Meter hohen Perlachturm. „Im Zweiten Weltkrieg wurde der Perlachturm mit Flakgeschützen bestückt. Bei den nächtlichen Bombenangriffen der britischen Royal Air Force am 25./26. Februar 1944 brannte das komplette obere Turmgeschoss ab, jedoch konnte der Turm nach Sanierungsarbeiten bereits im Jahr 1950 wiedereröffnet werden.“ So abgehoben wie der Ballon unten waren wir nicht, aber unsere Aussicht war ähnlich.



Tübingen, Weilheim, Schongau oder Dillingen wurden im Krieg nur wenig angegriffen, Augsburg jedoch wurde insgesamt mehr als zehnmal bombardiert und war zwei großen Luftangriffen ausgesetzt. Der schlimmste davon war der vom 25./26. Februar. „Bei diesen Bombardements starben 730 Menschen und 1.335 wurden verletzt. 85.000 Augsburger wurden obdachlos, fast ein Viertel aller Wohnungen war zerstört. Es gab 246 große und mittlere sowie 820 kleine Feuer. Aufgrund zugefrorener Wasserflächen und Hydranten

wurde die Brandbekämpfung erschwert, die Temperatur betrug minus 18 Grad Celsius. Fast die Hälfte der Bevölkerung verließ die Stadt.“ So steht es heute in Wikipedia und stand es damals in den Reiseführern, von denen ich mir einen gekauft hatte, obwohl er eine Deutsche Mark kostete, soviel wie ein Paar Wiener mit Semmel und Senf auf dem Augsburger Hauptbahnhof.

Nachdem wir die 258 Stufen von der Aussichtsplattform des Perlachturms hinab gestiegen waren meldete sich bei Alex wie mir ein Gefühl von Hunger, wie er sich um zwei Uhr nachmittags einstellt, wenn man zum Frühstück um halb neun Corn Flakes mit Banane, Joghurt und Milch gegessen hat. Der Magen grummelt hörbar und schreit um Hilfe. Wir einigten uns darauf, nicht weiter bis zum Dom zu laufen und anstatt ein Paar Wiener mit Semmel und Senf am Hauptbahnhof zu essen und zu Fuß zurück nach Göggingen zu laufen, sondern unser restliches Bargeld zu verwenden, um mit der Tram zurück in die Promenadenstraße zu fahren und dort unseren Hunger zu stillen. Wir taten das wohl, aber was wir aßen oder ob wir den Rest des Tages Mensch Ärger Dich Nicht oder Canasta oder sonst was gespielt haben, ist mir nicht mehr erinnerlich. Wahrscheinlich gab es am nächsten Tag wieder Corn Flakes, aber Mittags kam Tante Maria von der Arbeit und sie hat sicher etwas kräftiges gekocht, denn sonst wäre ich mit knurrendem Magen mit der Tram zum Königsplatz gefahren, um mich mit Siegfried Grau zu treffen. Sicherheitshalber habe ich meine samtweiche schwarze Cordhose, meine Ministrantenschuhe und meinen Anorak angezogen, um älter als zwölf Jahre auszusehen. Siegfried hatte schon Flaum unter der Nase, ich noch nicht. Er machte echt was her, als ich ihn am Königsplatz traf: Er trug eine Bomberjacke, enge Hosen und spitze braune Lederschuhe mit Löchern drin. Er wirkte aufgekratzt und geheimnistuerisch. „Komm ich zeig dir was, was du noch nie gesehen hast! Aber um sechs muss ich zu Hause sein.“ „Hast du mal von Elvis Presley gehört?“ „Nein, wer ist das?“ „Ein GI, der in Friedberg stationiert ist“ „GI, was ist das?“ „Ein Ami Soldat und der beste Rock’n Roll Sänger von Augsburg!“ Da ich nur Bahnhof verstand, schwieg und wartete ich. „Komm, wir gehen einfach ein paar Straßen und du wirst es sehen.“ Gehen ist gut, dachte ich, denn es ist kostenlos und lief neben Siegfried her, der zielbewusst eine Rock’n Roll Bar für GI’s in den Straßen zwischen Bahnhofsviertel und Königsplatz ansteuerte, um vor einem mehrstöckigen Gebäude aus der Gründerzeit stehen zu bleiben.



Wenn ich an Amerika dachte, sah ich eine Postkarte vor mir, die den Time Square in New York zeigt. Hanne Kannegießer hat sie Herbst 1956 an seinen Freund Onkel Kreppel geschrieben und ich habe sie aufgehoben. Die Gaststätte im Erdgeschoß sah aber aus wie ein bayerisches Wirtshaus mit hohen Fenstern und einer großen Leuchtreklame über der Tür, die für „Hasenbräu“ warb. Keinerlei Hinweis auf Amerika oder Rock’n Roll. Siegfried sah mich prüfend an. Dann sagte er: „Kopf hoch, Brust raus! Deine Schultern hängen zu schlaff nach vorn!“ und „Kämm deine Haare, spuck in die Hände, schieb deine Tolle nach vorne und dann nach oben.“ Ich tat wie er sagte und er schien zufrieden, grapschte meine Hand und zog mich durch einen

Türvorhang in einen Gastraum mit hohen Fenstern, einer Bar und einer Tanzfläche auf der am helllichten Nachmittag Halbstarke beiderlei Geschlechts in engen Hosen auf der Tanzfläche akrobatische Bewegungen zu einer Musik aufführten, die klang, als ob jemand jammert während eine Gitarre göttliche Töne dazu gibt. „Das ist Elvis!“ sagte Siegfried zu mir und „Das ist Rock’n Roll, das ist Amerika! Komm, wir setzen uns an einen Tisch und tun als ob wir über vierzehn Jahre alt sind.“ Die Kellnerin hatte kein Problem mit uns, denn Siegfried bestellte zwei Flaschen Coca Cola und von da an konnten wir sitzen bleiben, solange die nicht leer waren.



Auf der Tanzfläche tummelten sich ein paar Paare und übten Sachen, die wir nicht mal im Turnen taten. Und das mit Musik, Spaß und Körperkontakt. Der Sänger sang herausfordernd, seine Liedzeilen waren kurz und klangen aggressiv, die Tänzer schalteten auf Nahkampf und wirbelten ihre Partner durch die Luft, zogen sie über ihren Rücken, schoben sie durch ihre Beine oder drehten sie in Pirouetten. Manche der Tänzerinnen trugen Petticoat und winzige Unterhosen. Und das an einem Samstagnachmittag in Augsburg vor Seminaristen wie Siegfried und mir? Ich war zu tiefst beeindruckt von der Sünde, die sich vor uns abspielte und der Wucht der Anklage, die ich fühlte, obwohl ich damals nicht wusste, was „Jailhouse Rock“ bedeutet. Wenig später spielte die Juke Box ein anderes Stück: „Love me tender“ (ich hatte keine Ahnung was er sang), aber aus all dem Gehüpfte auf der Tanzfläche wurde plötzlich ein Wange an Wange Tanz, an dem sich die Partner in ihren engen Hosen oder Petticoats aneinander schmiegt. Ich sah Siegfried fragend an, aber der machte eine Handbewegung, die sagen sollte, „das ist noch gar nichts“ oder „entspann dich, schlimmer wird's nicht“ und sah dabei gerade aus wie damals, als es um die Größe Augsburgs im Vergleich zu München ging. Irgendwann um fünf Uhr nachmittags verschwand die Sonne über den Häusern auf der anderen Seite

der Straße und die Tanzfläche glühte nicht mehr unter den Bewegungen der Paare, die sich auf ihr räkelnd von der Schwerkraft befreiten. Es war Zeit zurück zum Königsplatz zu gehen. Dort teilte mir Siegfried mit, dass er seine Eltern überzeugt hat, das er in Zukunft an einem Augsburger Gymnasium besser aufgehoben sei als in Dillingen und wir uns deshalb in St. Ottilien nicht wieder sehen würden, aber, wann immer ich auch nach Augsburg käme, nicht zögern sollte, mit ihm Kontakt aufzunehmen. Ich bedauerte, dass wir uns erst jetzt näher gekommen sind und in der Trambahn, die mich zurück nach Göggingen brachte, hatte ich Zeit, über das Geschehene nachzudenken.

Ich war jetzt zwölf Jahre alte und hatte einen kurzen Einblick in die Welt, in der sich meine älteren Brüder bereits bewegten und die meine Zukunft begleiten würde. Siegfried hatte mir erzählt, dass er sich darauf freut mit achtzehn Jahren gemustert und dann für wehrtauglich erklärt zu werden. Er hoffte, so wie er bisher Priester und Missionar werden wollte, auf eine Ausbildung nach dem Abitur bei der Bundeswehr zum Offizier. Sein Vater arbeitete bei den Amerikanern in der Sheridan Kaserne im Augsburger Stadtteil Pfersee und unterstützte den Sinneswandel seines Sohnes. Ich hab Siegfried damals nicht gefragt, wie er das mit dem fünften Gebot vereinbaren kann. Er konnte das, aber nicht ich. Die Zehn Gebote waren für mich der Limes der christlichen Zivilisation. Sie waren das Vermächtnis Abrahams auf denen die Bergpredigt Jesus aufbaut. Mir wurde klar, dass ich, falls ich das Missionsseminar verlassen würde, ein Problem hätte, das mich ab dem 4. April 1965 einholen würde und „Musterung auf Wehrtauglichkeit“ hieß.

Zurück in der Promenadenstrasse in Göggingen, bei Tante Maria, Karin und Alex, konnte ich mich von meinen düsteren Zukunftsahnungen lösen. Es gab Brot und Spiele. Alex hatte zwei Eintrittskarten besorgt für ein Fußballspiel seines Lieblingsvereins Schwaben Augsburg, der damals um seinen Wiederaufstieg aus der II. Division in die Oberliga Süd kämpfte. Am Sonntag um 15 Uhr machten wir uns auf den Weg zum Rosenau-stadion. Es war nicht weit entfernt und wir konnten zu Fuß dorthin gehen.



Das Rosenaustadion war im Vergleich zum Bolzplatz des TSV Hohenpeißenberg, damals im Ortsteil Hetten, überwältigend. Ich weiß nicht mehr gegen wen Schwaben Augsburg spielte, aber dass die Schwaben in der zweiten Halbzeit den Ausgleich und wenig später das Siegtor erzielten und die Zuschauer, die das Stadion zur Hälfte füllten, vor Freude johlten und das Stadion glücklich verließen. Auch Alex freute sich, aber ich hatte indifferente Gefühle. Das lag nicht an den Warnungen meiner Mutter, die Fußball für einen Proletarier Sport mit hohem Gewaltpotenzial hielt, auch nicht an meinen eigenen wenig erbaulichen Erfahrungen auf dem Platz, sondern an der absurden Ausrichtung, Durchführung und Dauer des Spieles. Andererseits erkannte ich die Bedeutung der Veranstaltung für die Menschen am Sonntagnachmittag. Sie freuten sich, jubelten und verzweifelten je nach Spielergebnis und waren bereit auch nach einer Niederlage am folgenden Wochenende wieder in den Rängen zu stehen. Das hatte fast religiösen Charakter bis hin zur Inbrunst. Auch

Götz freute sich über das Ergebnis und tat das noch am Montag, während ich meinen kleinen Pappkoffer packte, um mit der Tram nach Haunstetten zu fahren, wo Hannelore Harms auf mich wartete, um mit ihrem Chef von der Sparkasse am Lech entlang Richtung Hohenpeißenberg zu fahren. Es war ein prachtvoller, sonniger Sommertag, als ich auf dem Beifahrersitz des schwarzen Mercedes 190 neben dem Sparkassendirektor saß und wir mit Hannelore und ihren endlos himmelblauen Augen auf dem Rücksitz um 11 Uhr vormittags losfuhren.



Nach einer Stunde erreichten wir Landsberg am Lech. Der Sparkassendirektor war hungrig. Es war Mittagszeit als er mit seinem schönen Auto auf dem großen, völlig unzerstörten Hauptplatz in Landsberg am Lech eintraf, es vor dem Gasthaus zum Goldenen Stern parkte und uns zum Mittagessen einlud. Hannelores Augen blitzten als sie nach meiner Hand griff und sagte: „Komm mit Putzel, jetzt gibt’s Mittagessen!“ Ich war hungrig wie ein Löwe und gespannt auf das Essen. Der Sparkassendirektor enttäuschte mich nicht. Er bestellte Hirschgoulasch mit Knödel und Blaukraut für alle, Burgunder für Hannelore und sich selbst sowie eine Flasche Überkinger für mich. Es war köstlich und ich fühlte mich wohl, zuversichtlich und geborgen. Meine Rückkehr zum Hohenpeißenberg war wie eine Triumphfahrt: Nach zwei Jahren an der Donau war ich wieder im Ammertal gegenüber der Zugspitze und das für sieben Wochen. Hurra, Hurra, Hurra!

Als wir nach der ersten Kurve der Bergstraße das Kurheim oben am Hang erblickten, war die Freude groß. Das Haus reckte sich mit seinen vier Dachgauben und dem spitzen Giebel über dem Balkon in den blauen Himmel. Daneben erhoben sich hohe dunkelgrüne Tannen und dahinter der grasgrüne Hang der Heilstätt bis zum Blick auf den Kirchturm auf dem Gipfel des Hohenpeißenberg. Zwei Sonnenschirme standen auf der Terrasse, zwei Tische mit Stühlen und unter dem Balkon des Eingangs war die lange Tafel an der breiten Bank am Holz der Balkonwand, mit Tischtüchern bedeckt und frisch aufgedeckt für den Nachmittagskaffee mit Kuchen und frischer Sahne vom Lenzenbauer. Wir fuhren über die Zufahrt am Bach entlang, durch die Furt über den Bach auf die steile Anfahrt am Berghang zum Parkplatz hinter dem Haus, wo sich inzwischen die halbe Familie zur Begrüßung versammelt hat. Unter lautem Hallo, Umarmungen, Küssen gingen wir dann alle auf die Terrasse. Dort nahmen die Erwachsenen meine Mutter, Onkel Kreppel, Hannelore, der Sparkassendirektor und meine Oma an der Kaffeetafel Platz.

Wir Brüder saßen mit Abstand an einem Tisch unter dem anderen Sonnenschirm und hatten uns genug zu erzählen. Fritzi hatte sein erstes Jahr an der Oberrealschule mit Gymnasium in Weilheim mit gutem Zeugnis

abgeschlossen und fühlt sich wohl in Weilheim und mit Freunden aus der Volksschulzeit in Hohenpeißenberg. Wölfi war ein Jahr in Garmisch an einer Holzschnitzschule, hat bei Onkel Hayo in Murnau am Maria-Antonienweg gewohnt und ist jeden Tag mit Zug nach Garmisch und zurück gefahren. Jörg hat seine Musterung hinter sich und überlegt, ob er sich für vier Jahre bei der Luftwaffe verpflichten soll. Das hätte Vorteile, allerdings ist Englisch Voraussetzung. Klaus geht weiter zur Volksschule, aber spielt inzwischen Flöte und dient als Ministrant.



Natürlich gab es auch Schlagsahne zum Kuchen, aber erst wenn er auf dem Teller lag, dann gab's einen Schlag davon, aber nicht mehr. Der Kaffee für die Kinder hieß Karo, war koffeinfrei und aus Pulver. Aber die Sahne, die war vom Lenzenbauer, frisch vom Milchfass abgeschöpft, bevor er das mit anderen Milchfässern an der Bergstraße zur Abholung bereitstellt. Er verkaufte neben Sahne auch Milch an eine auserwählte Kundschaft, die nachmittags ab fünf mit ihren Milchkanen in der Küche wartete, bis die Lenzenbäuerin ihre Henkelkannen befüllt zurückgab, 50 Pfening pro Liter berechnet und kassiert hat. Die Kopftuchfrauen, meist aus den nahe gelegenen Häusern der Kolonie, hatten sich viel zu erzählen, zum Lachen oder empören und Schmäh auszutauschen. Zu den Freunden meiner Brüder Fritz und Wölfi gehörten auch Sepp und Emmi, die beiden Söhne vom Lenzenbauer. Sie spielten oft Schafkopf zusammen, gingen ins Kino oder in die Kegelbahn im Gasthof in der Klausenstraße an der Hauptstraße Richtung Peiting.

Aber für die Ferien hatten sich meine nächstälteren Brüder was Besonderes einfallen lassen: Eine Radtour nach Passau an der Donau und dann mit dem Schiff nach Wien und von dort per Rad nach Ladendorf um Onkel Max, Tante Podone, Mäxi, Sigismund und Marie Antoinette zu besuchen. Da fiel mir auf, dass ich im Internat zwar leidlich Schlittschuhlaufen und Bockspringen oder Reckturnen gelernt hatte, aber nicht Fahrrad fahren. Ich beschloss das zu ändern, was nicht einfach war, weil Wölfi und Fritz auf zwei Rädern für Wochen verschwanden nur ein Rad übrig blieb, um mein Vorhaben zu realisieren: Der Einkaufsholländer meiner Mutter. Wenige Tage nach der Abfahrt von Wölfi und Fritz nutzte ich die Mittagsruhe, um mich dem Fahrrad meiner Mutter anzunähern. Ich war damals 168 cm groß und das Fahrrad schwer und unhandlich, ganz was anderes als der Tretroller mit dem ich in Maisach Ausflüge machte.

Irgendwann funktionierte es jedoch und ich konnte stehend an den Lenker geklammert mehrere Meter geradeaus fahren, bremsen und nach einiger Zeit auch Kurven drehen. Das war eine Überraschung, die mich antrieb möglichst täglich diese Fähigkeit während der Mittagsruhe so zu erweitern, dass ich die holprige Zufahrt hinab bis zur Bergstraße ohne treten zu müssen aufrecht hinabrollen konnte. Es gelang mir die Schraube für die Sitzverstellung zu lösen, den Sitz nach unten zu verschieben und sitzend die Balance zu halten. Nachdem ich meine Teststrecke mehrfach bergab gefahren bin, begannen meine Versuch bergauf zu radeln, was damals nicht einfach war, denn es gab nur einen Gang und stehend mit einem schweren Rad mit einem Ochsenhornlenker bergauf zu fahren ist anstrengend und nicht viel schneller als es zu schieben. Es dauerte nicht lange bis meine Mutter mich dabei erwischte, wie ich ihr Rad die Zufahrt zum Haus hochschob

und mich zur Rede stellte. Sie hatte Verständnis für meine Situation, aber war sehr besorgt darüber, dass ich stürzen und ich wie Rad zu Schaden kommen könnte.



Zwei Tage später hatte sie eine ihrer glänzenden Ideen: Sie schlug vor, nach Maisach zu den Ackermanns fahren, da seien die Söhne über die Ferien außer Haus und ich könnte zehn Tage dort bleiben und auf einem Rad der Kinder auf der ruhigen Allee Richtung Überacker auf flachem Land trainieren. Auch für Transport hatte sie schon vorgesorgt: Frau Moch, Apothekerin aus Donauwörth und eine Freundin von Frau Eberhard, der Pastorenwitwe, die mit ihren Kindern in der kleinen Wohnung an der evangelischen Kirche zu Besuch war, aber in unserem Haus übernachteten, würde in wenigen Tagen mit ihrem Fiat Jagst zurück nach Donauwörth fahren. Sie würde mich dann in Maisach absetzen.



Es wurde eine fröhliche Fahrt mit Trudel Moch und ihrer Freundin Gretl in einem lustigen Auto, das eine Extratür für den Rücksitz hatte. Die beiden wurden nach Ankunft von Frau Ackermann zum Tee gebeten und ich musste artig dabei sitzen und sprach nur, wenn ich angesprochen wurde. Das geschah erst nach Abreise meiner Reisebegleiter, als mich Frau Ackermann mit nach oben nahm und mir ein kleines Mansardenzimmer, in dem ein Bett stand und ein Fenster, das sich öffnen ließ. Sie meinte, dass ich mich ja schon auskenne und sich seit meinem letzten Aufenthalt nichts verändert hätte, auch nicht die Essenzeiten, die sich immer noch

nach den Praxis- und Visitenzeiten ihres Mannes richteten. Außerdem wäre es hilfreich, wenn ich den Hund der Familie, einen großen schwarzen Neufundländer, der Arri gerufen wurde, von fünf bis sechs Uhr an der Leine ausführen könnte. Es gäbe einen Weg an einem Kanal entlang, in dem Arri gerne schwimmen geht. Dazu könne ich ihn von der Leine lassen, um ihn danach wieder hurtig anzuketten. Andere Menschen mit Hunden sollte ich tunlichst aus dem Weg gehen. Sie erkundigte sich auch nach meinen Fortschritten im Schwimmen und als ich ihr von meinem Donauausflug erzählte, klatschte sie in die Hände, rief „Bravo, Bravo!“ und meinte, dann müsse sie sich ja jetzt nicht mehr sorgen, dass ich in ihrem Pool ertrinke. Das war das erste Mal seit Tübingen, dass jemand besorgt war, dass ich ertrinken könnte. Damals war es Tante Traudi, die, nachdem ein Volksschüler von einem Steg in den Neckar gefallen war und ertrank, mir verbot unbegleitet am Neckar zu spielen. Damals war ich sechs und konnte kaum schwimmen und jetzt bin ich zwölf und kann sogar Fahrradfahren. Das sagte ich auch Frau Ackermann mit stolzer Miene. Sie hat das von meiner Mutter gehört und sagte, es wäre auch ein Fahrrad in der Kammer neben der Garage. Ihr zweiter Sohn hatte sich ein neues gekauft, aber das alte wäre noch in gutem Zustand und hätte eine Fichtel&Sachs Dreigang-Nabenschaltung. Sie gab mir einen Fahrradschlüssel und nannte das Fabrikat: ein rotes Miele Fahrrad. Der Sohn hat sich ein Rennrad gekauft und zugestimmt, dass ich sein altes Rad während meines Aufenthaltes benutze.



Es war mühsam, dieses Herren-Fahrrad zu besteigen, aber auch schwierig wieder aus dem Sattel zu kommen, wenn die eigene Schritthöhe noch unterhalb des Rahmens liegt. Ich bin nie gestürzt, aber beim Absteigen ist mir oft das Rad entglitten und zu Boden gefallen. Gelegentlich klemmte danach ein Schutzblech oder es klapperte unter der Kettenhülle. Ich hab es gleich am ersten Tag nach dem Essen auf der Allee Richtung Überacker ausprobiert und war überglücklich. Ich konnte zwar nicht so schnell fahren, wie die Bergstraße bergab, aber auf flacher Strecke war es wesentlich schneller als Muttis Holländer. Das konnte ich nun jeden Tag genießen und traute mich einige Tagen später sogar über den Fliegerhorst hinaus bis nach Fürstenfeldbruck. Dort gab es auch Ampeln und die waren gewöhnungsbedürftig. Das dauernde Auf- und Absteigen an jeder Kreuzung war anstrengend und darauf hatte ich keine Lust und fuhr künftig über Überacker bis nach Ensbach und Richtung Sulzemoos zur Autobahn München Stuttgart, die ich von meiner

Reise nach Tübingen kannte. Auf dem Rückweg hat man auf der Höhe nahe Überacker eine famose Aussicht auf die Landeshauptstadt München. Es war ein klarer sonniger Nachmittag und in vierzig Kilometern Entfernung glaubte ich die Türme der Frauenkirche zu sehen und war gespannt darauf, sie in Originalgröße zu erleben.

Aber in diesen Sommerferien sollte es nicht dazu kommen, sondern der verlief wie die Sommer vorher: Die „von Naso“ belegten für einige Wochen mehrere Zimmer und kamen mit zwei Autos. Eines davon gehörte Onkel Dieter, einem hochgewachsenen schlanken Mann mit sanfter Stimme und einem Herz für Kinder. Gelegentlich packte er alle Kinder, die er im Haus finden konnte, in seinen goldbraunen Volkswagen mit Bonner Kennzeichen und fuhr mit ihnen auf Voralpentour. Die kleinsten saßen in der Kofferraumkuhle hinter der Rücklehne, drei auf der Rückbank und eins auf dem Beifahrersitz. Meine Mutter war froh, dass wir weg waren und Onkel Dieter war froh die Sehenswürdigkeiten des Pfaffenwinkels und des Oberlands mit einer Kinderschar zu besuchen. Einmal hat er uns nach Oberammergau mitgenommen. Wir badeten vorher in einem See. Onkel Dieter hatte uns zur Belohnung zum Eis essen in eine Eisdiele eingeladen und als wir dort an unseren Eisbechern naschten, zog sich draußen der Himmel zu und eines der heftigen Gewitter, wie sie in den Bergen vorkommen entlud sich genau über der Ortschaft. Die Straße vor der Eisdiele waren bereits wadentief überflutet, als wir zum Auto eilten und losfuhren.



Da wir alle nass geworden waren beschlugen nicht nur die Scheiben des Volkswagen recht schnell, sondern auch die Brille von Onkel Dieter. Das Wasser stand auch knöchelhoch auf der Straße über Unterammergau nach Saulgrub. Es war später Nachmittag, aber so Dunkel wie kurz nach Sonnenuntergang. Als Onkel Dieter merkte, dass wir uns fürchten begann er zu singen und forderte uns auf mit zu singen.

Das Lied vom vollen Wagen

Hab mein Wage vollgeladen,
voll mit alten Weibsen.
Als wir in die Stadt rein kamen,
fingen sie an zu keifen.
Drum lad ich all mein Lebetage
keine alte Weibsen auf mein Wagen.
Hü, Schimmel, hü. hü, Schimmel, hü!

Hab mein Wagen vollgeladen,
voll mit alten Männern.

Als wir in die Stadt rein kamen,
murrten sie und schalten.
Drum lad ich all mein Lebetage
nie alte Männer auf mein Wagen.
Hü, Schimmel, hü!

Hab mein Wagen vollgeladen,
voll mit jungen Mädchen.
Als wir zu dem Tor 'nein kamen,
sangen sie durchs Städtchen.
Drum lad ich all mein Lebetage
nur junge Mädchen auf mein Wagen.
Zieh, Schimmel, zieh!

Von Saulgrub bis Rottenbuch konnte ich Text und Melodie auswendig, ab Rottenbuch sang auch mein jüngerer Bruder Klaus mit, die Straßen waren frei, die Scheiben wieder durchsichtig und das Klopfen des Regens auf dem Blech hörte auf. Als wir dann am Berg ankamen war jede Trübsal wie weggeblasen, niemand jammerte, der Himmel klarte auf und von der Terrasse des Gästehauses Dr. Wychgram, wie das Kurheim inzwischen hieß, bestaunten Gäste wie Einheimische mit großen Augen einen Regenbogen, der jenseits der Ammer von der Wieskirche bis nach Oberammergau vor dem Hintergrund der noch immer düsteren Alpen in den schönsten Farben leuchtete. Als er verblasste versammelten sich alle in gelöster Stimmung im Esszimmer zum Abendessen.



Onkel Dieter nutzte die Gelegenheit, um nochmal das Lied vom vollgeladenen Wagen vorzutragen und Erwachsene wie Kinder zum Mitsingen aufzufordern. Das fand dann unter Gelächter und Händeklatschen statt. Unter den Gästen war auch ein hübsches großes Mädchen mit dunklen langen Haaren. Sie hieß Sylvia und war die Tochter von Bodo und Agnes von Naso. Sie kamen aus Bad Godesberg am Rhein bei Bonn. BN stand auf dem Kennzeichen des Ford Taunus 15 M, mit dem sie angereist waren.

Zum Abendessen versammelte sich die Familie von Naso an einem der zwei Achtertische im Esszimmer. Bodo, der Älteste, präsierte am Tischende, Agnes saß auf dem Stuhl zur seiner Linken, Dieter gegenüber

ihr auf der Sitzbank, die vom Geschirrschrank (siehe Foto) an der Wand entlang bis zum Aufzugschacht auf der gegenüberliegenden Seite reicht. Auf dem Stuhl neben Agnes saß Sylvia, gegenüber von Sylvia saß ich auf der Bank. Neben Sylvia saß meine Mutter auf einem Stuhl und Onkel Kreppel saß ihr gegenüber mit Klaus auf der Bank neben Oma, die am andren Ende des Tisches gegenüber von Onkel Bodo präsierte. Vielleicht erinnerte sie der Bonner Diplomat an Zeiten, die lange zurück lagen, denn sie genoss die Gesellschaft und die Zeremonien der Bürgerlichkeit. Sie achtete auf die richtige Lage des Bestecks und darauf, dass jeder Gast saubere Servietten und eine Serviettentasche hatte, an der ein kleines Steckfach aus transparentem Plastik angenäht war, in den eine Namenskarte eingeschoben wurde, denn die Serviettentaschen dienten auch zur Sitzverteilung. Auch die versuchte Oma unter Kontrolle zu behalten und sie setzte sich erst, wenn alle anderen sich an dem von ihr zugewiesenen Platz gesetzt hatten. Wenn sie dann entdeckte, dass kein Buttermesser neben der Butterschale lag konnte sie mürrisch werden und einen Tadel aussprechen. Dazu genügte ein einziger Satz: „Da fehlt ein Buttermesser!“ Dann wussten wir, dass sie aufrecht und bewegungslos bleiben würde, bis jemand ein Buttermesser neben die Butterdose gelegt hat.

Die Wände hinter der umlaufenden Bank waren von Holzpaneelen bis zur Hälfte der Raumhöhe bedeckt. Sie waren bemalt worden und jemand, möglicherweise ein Kurgast, hat auf jedes Paneel mit Ölfarben und leichter Hand Bilder von zehn einheimischen Blumen im Stil der oberbayerischen Bauernmalerei gepinselt. Auch auf den Türen der Geschirrschränke findet man ornamentale Spuren des Künstlers. Der Raum ist etwa drei Meter hoch, hat drei weißlackierte, viersprossige Doppelfenster mit Außenläden in bayrisch grün und werden nach innen von Vorhängen im Stil der fünfziger Jahre umrahmt. Zwei der Fenster gehen nach Süden und man kann die Bergketten der Alpen sehen. Durch das dritte geht der Blick Richtung Westen auf den Waldrand zum Bach hin und auf die Gipfel der hohen Tannen im Wald am Kirchweg.



Auf der Nordseite des Speiseraumes führt eine Doppeltür aus dunklem Holz in das rote Zimmer, das so heißt, weil die Gestelle einer dreisitzigen Bank und von sechs Stühlen wie auch die Deckenbalken mit tomatenroter Ölfarbe bemalt sind. Die Sitzflächen sind aus hellem Strohgeflecht. Das Rote Zimmer dient manchmal als zusätzlicher Bewirtungsraum, wird aber auch gerne zum Spielen genutzt, was meist nach dem Ende des Abendessens zu erwarten ist. Dort stand auch eine fliederfarben bemalte Kommode mit Spielsachen. Es gab eine große Auswahl von Spielen für alle Altersklassen: Brettspiele, Kartenspiele, Würfelspiele und Mikado. Mensch ärger dich nicht war gut für vier Spieler, aber auch Schwarzer Peter, Tarock, Canasta oder Rommé. Im Roten Zimmer wurde besonders gerne Poch gespielt. Poch ist ein Glücksspiel für drei bis sechs Personen. Es ist ein sehr altes Kartenspiel, das bereits im Jahre 1441 in Straßburg erwähnt wurde. Pochen gilt als einer der Vorläufer des Pokerspiels, das sich im 19. Jahrhundert in Amerika entwickelte. Man spielt mit einem

Paket von 32 oder 52 Blatt französischer Spielkarten, manchmal auch deutschen Spielkarten; außerdem benötigt man ein sogenanntes Pochbrett, welches die Einsätze für Ass, König, Dame, Bube, Zehn, Mariage, Sequenz und Poch aufnimmt. Näheres ist in Wikipedia zu finden.



Das Rote Zimmer ist ein Zimmer in den Farben der dänischen Flagge. Eine hing auch in Miniatur auf dem Sekretär in Omas Wohnzimmer an einem ebenso kleinen Flaggenmast: weißes Kreuz auf rotem Grunde. Sie hat den Raum eingerichtet, als sie mit Opa das Kurheim 1936 übernommen hatte und dort saß sie jetzt noch gerne mit ihrer Tochter auf der roten Bank zum Nachmittagstee, las Zeitung oder Zeitschriften und unterhielt sich mit ihr, oft auch in Dänisch. Dabei rauchten beide filterlose Zigaretten aus Orienttabak der Marke Senoussi von Reemtsma, wobei Oma eine besondere Technik hatte den Rauch in Kringeln auszublasen, die im Licht der Abendsonne lange im Raumen stehen blieben, bevor sie zerfielen. Sie hatte nicht die Absicht, mir ihre Kunstfertigkeit vorzuführen, sondern beobachtete den Zerfall der Rauchkringel mit einem nachdenklichen und melancholischen Ausdruck, als ob sie Kontakt mit den Geistern der Vergangenheit aufnahm. Sie war inzwischen siebenundsiebzig Jahre alt, nicht mehr so rüstig wie früher und verließ das Haus selten. Etwa, um am Sonntag am Gottesdienst in der kleinen evangelischen Kirche im Dorf teil zu nehmen. Das tat sie, nachdem nun auch Jörg nur noch wenig da war, meist alleine. Aber alle paar Wochen kam Onkel Hayo mit Tante Traudi und den beiden Enkelinnen Renate und Sibylle am Wochenende zum Kaffeetrinken nach Hohenpeißenberg. Dann nahmen sie Oma für ein paar Wochen mit nach Murnau oder ließen Renate und Sibylle bei ihrer Tante und Oma am Berg, worüber sich alle freuten: Oma, meine Mutter ihre Kinder, die Kusinen und ihre Eltern.

Heute Abend blieb sie bei den Erwachsenen am von Naso Tisch im Esszimmer und niemand kam ins Rote Zimmer um Poch zu spielen. Sie versammelten sich später auf der Terrasse an dem Tisch mit der Bank mit Bergblick und Kerzen in Gläsern auf dem Tisch. Als Klaus und ich im ehemaligen Laboratorium mit den Stockbetten zu Bett gingen, blieben drei der vier Stockbetten leer, weil vor Wochen auch Jörg abgereist war. Von den fröhlichen Erwachsenen, die auf der Terrasse die vom Wein beschwingt bis spät in die Nacht feierten, hörten wir bald nichts mehr, weil wir wie die Marmeladentiere schliefen.

Inzwischen sind die Radler Wölfi und Fritzi sonnengebräunt und muskulös aus Niederösterreich zurückgekehrt, die von Naso und andere Gäste abgereist, die Saison geht zu Ende und in zehn Tagen würde ich mit meinem Pappkoffer in der Hand zum Bahnhof gehen, um nach St. Ottilien zu fahren und die Schule fortzusetzen. Jörg kam mit einem Moped angefahren und als er zu seinem Standort zurückkehrte ließ er das

Rad am Berg. Es hatte eine Gangschaltung und wurde von Fritz übernommen. Ich durfte dafür seine alte Höllenmaschine benutzen. Die Bergstraße war damals nur bis zur Abfahrt zum Schnaderbeck geteert und wir fuhren noch über Stock und Stein. Mit seiner sperrigen Rücktrittsbremse, einer von der Hitze aufgeweichten Handdruckbremse am rüttelndem Lenker und seinem harten Ledersattel benahm sich das Rad wie ein wildes Pferd. Sobald der geteerte Abschnitt der Straße begann, änderte sich auch das Verhalten des Rades. Das Rad hatte auch keinen Tacho, aber etwa 15 km pro Stunde waren eine gute Durchschnittsgeschwindigkeit. Wir radelten gegen Westen die Hauptstraße entlang Richtung Hetten, bogen vorher auf die neue Ortsumgehung von Hetten Richtung Peiting. Nun kamen die ersten Hügel, Rad wie Radler ächzten, aber dann ging es ja wieder bergab, bis zu einer Stelle zwischen Hohenbrand und Hausen. Von hier führt die Seestraße durch Wiesen und Felder bis nach Peiting Ost und von weiter nach Peiting West in die Badstraße.



Dort befand sich damals das Moorbad Peiting. Das Hauptgebäude bestand aus einem langgezogenen Barackenbau mit Umkleidekabinen sowie zentralen Kassen- und Zugangskontrolleinrichtungen. Das Wasser, das aus dem nahe gelegenen Bach in das Schwimmbad geleitet wurde, kam aus den Mooren um den Hohenpeißenberg und war deshalb nicht glasklar, sondern leicht bräunlich. Was die Besucher nicht kümmerte, da dem Moor auch heilsame Wirkung nachgesagt wurde. Das Bad hieß auch Volksbad, so wie Grundschulen auch Volksschulen hießen. Das Moorbad Peitung war im Wortsinn ein Volksbad, weil dort das bunte Volk der Bergarbeiter, die aus vielen unterschiedlichen Regionen kamen, um in Peiting untertage zu malochen, hier Samstags Nachmittag auf die jungen Einheimischen traf, um zu sehen und gesehen zu werden. Auf den Liegewiesen, die die großen Schwimmbekken umgaben, wurden Muskeln gezeigt und Balztänze aufgeführt, während die Mädels sich wohligh auf ihren Handtüchern räkelten und die Jungs herbei riefen, um ihnen den Rücken mit Sonnencreme einzureiben. Manche sogar im Bikini. Meine Brüder waren bereits gute Schwimmer und standen am fünf Meter hohen Sprungturm des Hauptbeckens an, um ihre Springkünste zu zeigen. Sie warteten auf ihre Chance zum Rückeneincremen, während ich dem Getümmel auswich und im fast ungenutzten Becken für Nichtschwimmer das Tauchen mit einer Brille trainierte, die Fritz mitgebracht hatte. Ich hatte großes Vergnügen daran, mit aufgesetzter Brille und angehaltenem Atem auf dem Beckenboden zu liegen und von unten durch das Wasser wie durch ein Prisma den sonnigen Himmel in den Farben des Regenbogens zu beobachten.

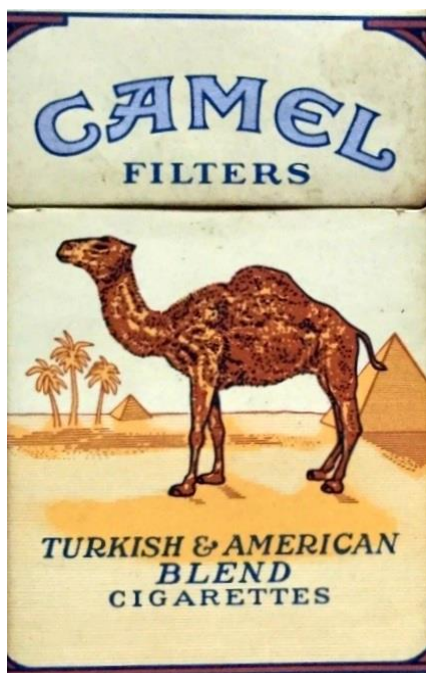


Am Kiosk gab es Eis. Vor dem Schalter mussten wir lange anstehen. Jungs wie Mädels, alle durcheinander drängelten sich und es dauerte bis jeder bekam, was er wollte. Das Schwimmbad war vollbesetzt. Bald wurde es auch mit dem Handtuch auf den Liegewiesen eng, Plätze im Schatten alle belegt. Eine große Uhr über dem Kiosk zeigte 15 an, ein runder Thermometer aus Messing zeigte +28. Im Schatten. Auf den Wiesen gut über 30 Grad. Am Kiosk sah ich eine neue Zeitschrift, die aber teuer war: eine Mark fünfzig Pfennige. Wölfi half mir aus und mit Eis und der Zeitschrift „**Hobby**“ gingen wir zurück zu unseren Handtüchern, die Fritzi für uns freigehalten hat. Er machte sich nun auf den Weg Richtung Umziehkabinen, Toiletten und Kiosk. Ich setzte mich mit den Rücken zu Sonne auf die Wiese, legte mein Badetuch über Kopf und Rücken und lutschte an einem Langnese Eis namens HAPPEN, ein Himbeere, Vanille, Schoko Eis zwischen zwei Waffeln.



Dann wischte ich meine Finger säuberlich an meinem Taschentuch ab und nahm das Heft mit den Fernsehaugen aus dem Weltraum in meine Hände und klappte es erst wieder zu, als Fritzi von seinem langen Ausflug zurückkam. Er hielt eine Zigarette zwischen seinen Fingern, stand da in seiner Badehose und hielt eine Schachtel in der Hand, auf der ein Kamel vor einer Palme und zwei Pyramiden in der Wüste auf einen Reiter wartet. Darüber steht: **CAMEL FILTERS**. Ammizigaretten im Schwimmbad von Peiting. Ja, da war ein Ammi am Kiosk und hatte kein deutsches Kleingeld dabei, er brauchte eine DM und hat ihm dafür die

Schachtel Camel gegeben. Camels haben nur die Ammis, die gab es nicht auf dem deutschen Markt. Da ist dein **Hobby** aber teurer! Fritzi grapschte sich mein **Hobby**, blätterte kurz durch, grinste und meinte, das sei wohl eher was für Techniker am Feierabend.



Es sei auch viel zu heiß zum Lesen und außerdem musste er sich erst mal einölen, was er dann auch mit Bewegungen tat, die ihm Gelegenheit boten seine Bizepse rollen zu lassen. Dann setzte er sich auf sein Handtuch neben Wölfi und beide sahen Camel rauchend zu wie die Mädchen Sonnenmilch auf der nackten Haut ihrer Arme, Beine und Schultern verteilten und einmassierten. Dabei lächelten sie sich zu und blickten kichernd und mit neckischen Wimpernschlägen in Richtung meiner Brüder.

Die Zeitschrift **Hobby** wird in Wikipedia so beschrieben: „Wesentlicher Teil waren die Artikel über die neuesten Errungenschaften der damaligen Technik, mit ihren mutigen, aus heutiger Sicht fast skurrilen Zukunftsvisionen, die in einem zukunftsgläubigen und technikverliebten Stil geschrieben wurden. Auch die ersten Entwicklungen im Bereich der Homecomputer wurden von der Zeitschrift begleitet.“ Das heißt, sie wurde nicht ernst genommen. Musste man ja auch nicht, obwohl „Fernsehagen im Weltraum“ damals gar nicht so skurril waren. Marsautos vielleicht, aber einen Monat nachdem die UdSSR einen Satelliten mit einem Funksender, der 21 Tage aktiv war und ein Kurzwellensignal (20,005 MHz und 40,003 MHz) ausstrahlte, hatte sie einen weiteren mit einer Interkontinentalrakete in die Umlaufbahn geschossen. „Der zweite von Menschen gebaute Körper in einer Erdumlaufbahn war Sputnik 2, der am 3. November 1957 gestartet wurde und das erste Lebewesen in eine Erdumlaufbahn brachte, die Hündin Laika. Eine lebendige Rückkehr zur Erde war nicht vorgesehen, weil die dafür notwendige Technik in der Kürze der Zeit nicht fertiggestellt werden konnte.“ Das war zwei Jahre später 1959 nicht anders, aber Science Fiction gab es seit Jules Verne und seiner Geschichte „Von der Erde zum Mond.“ Aus dem Jahr 1865. Der wissenschaftlich-technologische Fortschritt hatte eine neue Dimension erreicht: Die Endlosigkeit des Weltraums. Mit Hilfe der Mathematik und begrenzt durch die Gesetze der Physik ist es möglich gegen Himmel zu fahren wie Jesus oder sogar Wasser zu Wein verwandeln. Fritzi konnte sich nicht halten vor Lachen, als ich ihm davon erzählte. „Was hast du denn im Kopp? Ein besoffener Hund im Weltraum macht den Weg zur Schule auch nicht kürzer.“ Er verschwand dann auch mit Wölfi Richtung Sprungturm. Zur Abkühlung konnte ich jetzt nur noch in das Planschbecken für Kinder. Von dort konnte ich unsere Handtücher und Klamotten, darunter meine Mauthe Armbanduhr und **hobby**, im Blick behalten. Es war eh Zeit uns auf den Rückweg zu machen, denn die Abendbrotzeit im Haus am Berg begann pünktlich um 19 Uhr. Bei Nichteinhaltung: Katzentisch, außer man hatte eine stimmige Ausrede.



Die Rückfahrt auf Fritzis bockigem Rad zurück auf den Hohenpeißenberg war am Schluss gruselig: Den Bock am Lenker haltend zu Fuß über die Schotterstrecke und den steilen Hang über den Pfad zum Küchenvorplatz zu schieben, mich frisch zu machen, um mit fünf Minuten Verspätung am Tisch mit meinen Brüdern zu sitzen war Schweiß treibend. Dennoch, ich war zufrieden mit mir. Ich hatte es geschafft, ich konnte Fahrrad fahren und hatte gelernt, eine Technik unter meine Kontrolle zu bringen und zu nutzen ohne auf die Schnauze zu fallen. Außerdem bin ich beim Tauchen nicht ertrunken wie Onkel Kreppels Freund Christian Eberhard beim Segeln auf dem Starnberger See. Hätte ja passieren können. Aber nicht mir. Ich war zufrieden mit mir. Die restlichen Ferientage am Berg und seiner Umgebung vergingen wie im Fluge. Für ein paar Tage bis zum vorletzten Wochenende im August war ich auch noch in Murnau bei Onkel Hayo, Tante Traudi und meinen Cousinen Sybille und Renate.



Das Haus liegt auf einem Höhenzug am Südufer des Staffelsees an einer Seitenstraße der Kohlgruber Straße, dem Maria Antonien Weg, der damals noch nicht geteert war. Das letzte Haus auf der rechten Seite mit der Nummer 20 hat sowohl nach Süden ein Panoramafenster mit Blick über das Murnauer Moos auf die Alpen, als auch einen Balkon nach Norden mit Panoramaaussicht auf den Staffelsee, seine Inseln und die Marktgemeinde Murnau.



Hinter dem Panoramafenster über dem Eingang befand sich das Esszimmer mit einer Eckbank, Tisch und vier Stühlen, einer Vitrine mit Glaswaren alle Art. Das Ticken einer kleinen hübschen Pendeluhr mit einem diskreten Laufwerk füllte den Raum. Auf dem Fenstergesims standen Alpenveilchen, Mimosen, Kakteen und bunte Gräser. Dort versammelte sich die Familie täglich um sieben Uhr zum Frühstück, Onkel liefert die Mädchen pünktlich vor acht an der Volksschule ab und fuhr zu seiner Praxis im Gebäude des Griesbräu am Obermarkt. Mittags holte er sie wieder ab und um ein Uhr gab es Mittagessen zum sanften Ticken der Uhr. Von zwei bis halb vier Uhr Nachmittag verschwanden Onkel Hayo und Tante Traudi in ihrem Schlafzimmer zum Mittagsschlaf. Dann gab es Tee aus Meißner Tässchen und Gebäck. Um 16.30 öffnete Onkel Hayo die Praxis wieder. Er schloß um 18.30 und um 19 Uhr gab es Abendessen. Um 20 Uhr gingen die Kinder zu Bett, um 22 Uhr die Eltern. Im Erdgeschoß und der Wohnung darunter lebte Tante Traudis Mutter, Frau Jerschke, die auch so von mir genannt werden wollte. Nicht Tante Gertrud. Sie stammte aus Thüringen und war etwa so alt wie meine Großmutter. Ihr Mann hatte zu Kaisers Zeiten als Regierungsbeamter gedient und war dabei bis nach China in die deutsche Kolonie von Tsingtau gekommen. Von dort hat er eine Ladung von Möbeln und chinesischen Kunstgegenständen mitgebracht. Nach seinem Tod ist sie mit diesem chinesischen Nachlass nach Murnau gezogen und hat damit ihren Salon eingerichtet und dekoriert. Ich hatte den bisher nur flüchtig gesehen, aber diesmal sollte ich ihn näher kennen lernen, denn Frau Jerschke war zu Besuch bei ihrer Verwandtschaft und ich durfte auf der Coach in ihrem Salon übernachten. Das war etwas anderes als mit meinen Brüdern in den Stockbetten des Laboratoriums zu schlafen. Aus allen Richtungen starrten mich feuerspeiende Drachen und breitmäulige Fratzen an: von den Wänden, von Paravents, geschnitzten Etalagen oder Deckenbalken. An der Decke war eine große vergoldete Mistel als Leuchter installiert und die Schirme der Stehlampen waren mit Szenen wie steile grüne Berge mit Wasserfällen oder Gartenszenen mit Pagode und Brücken, auf denen sich Menschen in bunten Kleidern bewegten, bemalt. Als ich nach dem Abendessen unter meine Decke schlüpfte, traute ich mich nicht das Licht auszumachen und als ich endlich den Mut hatte, es zu tun, stellte ich fest, dass der Mond noch voll war und der Salon noch zwielichtiger. Ich hab mich nicht gefürchtet, ich wusste, dass die Fratzen leblos sind und trotzdem hatte ich Angst, fast wie vor sechs Jahren in Tübingen bei Onkel Hayo. Ich überwand meine Angst, knipste das Licht an, ging aufs Klo und prüfte meine Hautfarbe. Da war nichts gelb und meine Augen ohne Trübung. Danach konnte ich schlafen und als Onkel Hayo mich am Frühstückstisch fragte, ob ich gut geschlafen hätte und ich mit einem „Ja!“ antwortete, meinte er in der ihm eigenen knappen Art: „Na dann kannst du ja dort heute wieder schlafen.“ Dann drückte er aus dem Honigspender einen Klacks Honig auf ein Stück Toast, kaute kurz, spülte mit einem Schluck Kaffee nach, stand auf und verschwand bis zum Mittagessen in seiner Praxis im Griesbräu.

Am Samstag den 15. August, am Tag von Marias Himmelfahrt, einem katholischen Feiertag in Bayern, blieb seine Praxis geschlossen. Sein lindgrüner Volkswagen sah aus wie ein Käfer, wie er so da makellos gepflegt auf dem ebenso makellosen weißen Kies mit blinkenden Stoßstangen aus Chrome, chromgefassten Blinkern mit gelb leuchtenden Lichtern auf den runden Kotflügeln. Darunter Räder mit einem weißen Rand auf den Reifen mit blinkenden gewölbten Radkappen in denen sich die Bäume, der Himmel und die Familie spiegelten, als sie sich dem Wagen näherte. In diesem Fall mein Onkel, Tante, Sybille, Renate und ich. Ein Picknickkorb, Wasserflaschen, gefaltete Luftmatratzen und Wolldecken wurden unter die Haube gepackt, der große Sack mit dem Gummiboot auf dem Dachständer festgezurr. Onkel und Tante und die Mädchen stiegen ein, wobei ich erst mal draußen blieb, um die Ausfahrt hinab zum Maria-Antonien-Weg zu laufen, nach der Durchfahrt das Tor zu verriegeln und hinter Tante Traudi auf der Rückbank neben Sybille am Fenster Platz zu nehmen. Das Fenster konnte man auch nach außen aufklappen. Die Aussicht war gut. Wir fahren den Maria-Antonien-Weg Richtung Westen hinab zur Kohlgruber Straße und auf der nur bis zu einem Schild auf dem Bergegeist stand. Von dort fuhr Hayo Richtung Norden zum Strand und der bestand aus Sand und war seicht. Keine glitschigen Steine, kein Müll und auch kein Moorwasser, zwar nicht so klar wie das Wasser der Ammer, oder das des Bergbaches, aus dem das Wasser der Zisterne des Kurheims kam. In Trinkwasserqualität, getestet und bestätigt. Aber Staffelsee Wasser trinken? Ein guter Indianer kocht fragwürdiges Wasser ab, außerdem hatten wir ja Leitungswasser mitgebracht. Was nicht dabei war, war eine Pumpe, um eine Luftmatratze und ein drei Meter langes Gummiboot auf zu pumpen. Tante Traudi, hatte Humor und sang gerne mit ihren Töchtern. Das Lied, mit dem uns motivierte, ging etwa so: „Vier Chinesen mit nem Blasebalg sitzen hier am Strand und blasen den Balg, wenn sie's nicht tun wird erst die Blase kalt und man sieht sie blasen im Wasser bald.“ Das konnte man auch als Kanon zwischen längeren Atempausen singen und das stehend, sitzend oder liegend je nach Körpergröße. Das Gummiboot hatte zwei Einlassventile, so konnten Onkel und Neffe die gemeinsame Mund zu Mund-Beatmung vornehmen. Obwohl mein Onkel außerhalb seiner Praxis starker Raucher war, seine bevorzugte Marke waren filterlose mit süßlich riechendem Tabak gefüllte Gold Dollar.



British American Tobacco erwarb 1950 die Berliner Zigarettenfirma Garbaty und die Marke *Gold Dollar* kam als erste echte Vorkriegsmarke auf den deutschen Markt. Ich überlegte während einer Atempause, wie viele Zigarettenpausen mein Onkel auf Grundlage eines täglichen Bedarfs von 20 Stück und eines groben Durchschnitt von jährlich 7.000 zwischen 1950 und 1959 gemacht hat. Das sind ziemlich viele, mehr als Tübingen im Knaur Weltatlas damals Einwohner hatte. Die Marke Gold Dollar wurde 1931 gegründet. Hayo's Geburtsjahr war 1916. Bei der nächsten Pause sang der Damenchor den Chinesen Kanon und ich konnte nicht zu Ende denken.

Die übernächste Atempause brachte endlich das Ergebnis: Es könnten bis zu 100.000 Zigarettenpausen sein. Dafür hatte mein Onkel aber noch verdammt starken Atem, dachte ich, als ich nach meinen schlaff

aufgeblasenen Bootsteil blickte. Er sagte nichts. Er blickte mich an wie seine Sprechstundenhilfe. Er hatte seinen Part erledigt und strebte jetzt nach Höherem: Er wollte in See stechen. Er schraubte die Paddel zusammen und legte sie, während ich noch am Blasen war, ins Boot. Hayo war damals 185 cm groß und ich 168. Bezogen auf Größenunterschied und Ergebnis, habe ich gut abgeschnitten. Das Ergebnis ist dasselbe, meines hat nur länger gedauert. Es war Zeit in See zu stechen. Für seine erste Tour packte Hayo Frau und Töchter ins Boot, Traudi übernahm das zweite Paddel. Ich schob das Boot über den Sand und das seichte Wasser, erst paddelten sie vorsichtig, dann im freien Wasser, Windstille und ruhiger See teilten Traudi und Hayo schneller aus und bald war das Boot außerhalb der Rufweite. Auf folgendem Bild kann man meinen Standort etwa in der Mitte des Südufers am Strand sehen



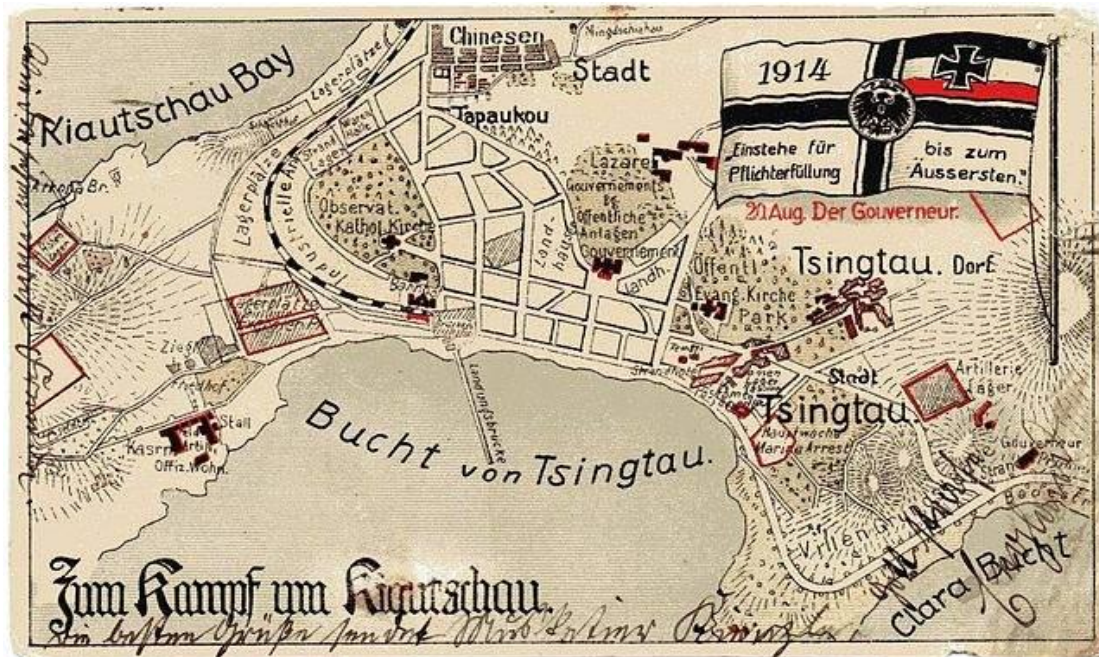
Da die Luftmatratze an Land zurück blieb, konnte ich damit in See stechen, mich auf seinem ruhigen Wasser auf den Rücken legen und etwas dösen, bis mich lautes „Hallo! Wir kommen zurück! Vorsicht, aus dem Weg!“ aufweckte. Die Mädchen zeigten mit ihren Finger ein „Ädschibätschi!“ und brausten an mir vorbei. Die Bugwelle kippte mich von der Luftmatratze, alle lachten und sogar Hayo, der Schweigsame schmunzelte. Es war Zeit für eine Jause und nun kamen die Wolldecken und der Picknick-Korb zum Einsatz. Traudi hatte englische Sandwiche gemacht aus diesem neuartigen Kastenbrot, das man auch toasten kann. Die wurden mit etwas Butter bestrichen und saftigem Schinken, Teewurst, Käse oder in Scheiben geschnittenen Eiern mit Mayonnaise belegt. Die Vierecke wurden Diagonal zu zwei Dreiecken geschnitten, die auch in Kinderhände passten. Es gab Teller und Besteck aus festem Plastik sowie auch Becher für das Wasser und Papierservietten. Alles Dinge mit denen ich bisher selten in Berührung gekommen.

Inzwischen war es später Nachmittag und kleine Dunstschleier trieben über dem See, als wir uns daran machten, alles wieder einzupacken und in Onkel Hayo's lindgrünem Käfer unterzubringen. Hayo fuhr diesmal die Kohlgruber Straße durch bis zum Café Ludwigshöhe. Dort auf dem Parkplatz erfuhren wir die Überraschung: Es gab Eis für uns und Kaffeekekännchen für die Erwachsenen. Durch die großen Fenster des Cafés hatten wir freien Blick auf den verschleierte See wie seine Inseln und direkt unter uns konnten wir

den Leuten zu sehen, die auf dem Minigolfplatz am Hang unterhalb des Gebäudes versuchten den Ball in Löchern im Boden zu versenken. Aber es kam noch besser. Onkel Hayo kündigte an, dass wir morgen nach dem Nachmittagstee alle noch mal herkommen würden, um Minigolf zu spielen. Er hatte Urlaub und mochte es, seine Familie um sich zu haben. Er war mein Lieblingsonkel, er war zurückhaltend und respektierte Kinder. Er schlug nicht oder wurde laut, wenn seine Gefühle oder Regeln verletzt wurden. Er hatte eine in sich ruhende Autorität. Er war von großer Gestalt, nicht athletisch, aber schlank und trainiert, obwohl er nicht viel von Sport hielt. Er achtete auf gute Kleidung, obwohl er in der Praxis meist einen weißen Kittel trug. Seine Stimme war sanft, aber bestimmt. Sein früher dunkles, dichtes Haar zeigte erste graue Strähnen, aber seine Augen waren noch immer so blau und durchdringend wie die meiner Mutter.

Mir geht's gut, dachte ich, als ich nach Schnittchen mit Limonade zum Abendbrot in meinem Bett auf dem Sofa in Frau Jerschkes chinesischem Salon lag und auf die Idee kam, einmal alle Lichter im Salon gleichzeitig anzuknippen und nicht nur die vergoldete Mistel mit fünf Glühbirnen in der Mitte der Decke. Es waren sechs Lampen. Sie waren alle abgesteckt, denn die Blitze der schweren Sommergewitter übertrugen sich oft auf die Stromkabel. Das wusste ich vom Hohenpeißenberg, als eines Nachts, als ein schweres Gewitter über dem Haus tobte und krachender Donner mich aufweckte. Ich schlief mit meinem Bruder Wölfi im Laboratorium und als der Donner verhallte hörte ich ihn schreien, als wäre ein Wolf im Raum. Im Leuchten eines Blitzes, sah ich wie er auf seinem Bett saß und sich schüttelte, als ob er friert, den Kopf hin und her drehte und dabei „AuauauuaAAUUA!“ Schrie. Ich hörte Schritte auf der Kellertreppe, Onkel Kreppel kam mit einer Taschenlampe aus dem Dunkel herein, setzte sich neben ihn legte seinen Arm um ihn, beruhigte ihn und als er ihn fragte, was passiert sei, zeigte Wölfi nur auf die Steckdose. Er bibberte weiter vor sich hin, deutete mit seinen Hände einen Abstand von etwa einem Meter an, schüttelte seinen Kopf, rollte mit den Augen und schrie ohne zu stottern: „FEUER! FEUER! FEUER!“ Mutti war inzwischen mit einer Kerze dazu gekommen und tröstete ihn wie mich, drängte uns unser Bettzeug mit zu nehmen und den Rest der Nacht auf dem großen Sofa im Holzzimmer zu verbringen. Später erfuhr ich von Wölfi, dass aus der Steckdose neben seinem Bett zwei Feuerschwerter geschossen seien, die so hell gewesen wären wie die Sonne. Kurz schnell, heiß und blendend. Es wurde ihm schwarz vor Augen und das blieb auch so, als er sie wieder öffnete. Da hätte er angefangen zu schreien.

Daran dachte ich, als ich die sechs Lampenstecker in Frau Jerschkes Salon zurück in die Dose schob und anknipste. Es war nicht so hell wie der Blitz aus Steckdose, aber fast so hell wie hundert Altarkerzen. Drei Tischlampen, zwei Wandleuchten und eine Stehlampe brannten. Es gibt kein Foto von Frau Jerschkes Salon, aber ich erinnere mich an glänzende Lackkabinette, faltbare bemalte Paravants, die den Raum teilten und dickbäuchige Männer mit runden Köpfen aus schwarzem Marmor. Drachen flogen mit feurigem Maul, weit ausgerollter Zunge und ausgefahrenen Krallen am Himmel und auf der Erde erhoben sich Menschen in merkwürdiger Kleidung und drohten den Drachen mit gezogenen Schwertern. Apokalyptisch dachte ich und hatte wenigstens ein Wort, um mich gegen die kulturelle Entfremdung zu wehren. Zugleich wusste ich, dass die Volksrepublik China unter Mao-Tse Tung Teil der kommunistischen atheistischen Gefahr ist, vor der sich die Erwachsenen fürchten. Auch Onkel Kreppel mochte China nicht, sie hatten Tibet annektiert und der Vorsitzende Mao hatte die Atom-Bombe als Papiertiger bezeichnet. Von diesen Dingen hatte ich damals keine Ahnung, aber ich ahnte, dass die Wirklichkeit komplizierter ist, als die Prophezeiungen des Johannes, denn darin kommt China gar nicht vor. Ich besah die Reisfelder und Menschen mit hochgekrempten Hosen wie sie Setzlinge ins Wasser steckten, hinter sich Bergketten, die aussahen wie der Kofel bei Oberammergau in zehnfacher Perspektive und die wunderschönen Frauen, die mit bemalten Sonnenschirmen unter fremdartigen blühenden Bäumen flanierten und genoss die Feinheit der Linien, die Pracht der Farben und das edle Material auf dem sich alles entfaltete. Dann schaltete ich alle Lichter wieder aus, zog die Stecker wieder raus, kuschelte mich in mein Bett, faltete meine Hände und sagte „Gott, ich danke Dir für diesen Tag. Amen!“. Dann schlief ich selig von feuerzüngelnden Drachen bewacht in Kiautschou, im Süden der Shandong-Halbinsel an der chinesischen Ostküste. Das Deutsche Kaiserreich hat das Gebiet 1898 vom Kaiserreich China angepachtet um dort einen Flottenstützpunkt für die kaiserliche Marine einzurichten. Das wusste ich von Tante Traudi, die am 8. 12. 1922 als Tochter des späteren Regierungsdirektors Jerschke geboren wurde. Ihr Vater war gerne in China. Er war als Beamter in Tsingtau und hat die Stadtverwaltung mit aufgebaut.



Der nächste Tag war sonnig, aber der Salon von Frau Jerschke lag in Richtung Süd/Nord und die Sonne aus Osten ließ den Salon vormittags im Schatten. Aber das Esszimmer im ersten Stock war voller Sonne, als es dort, da es Sonntag war, um acht Uhr Frühstück gab. Um neun Uhr begann der Kirchengang der Familie in der protestantischen Kirche und Onkel Hayo setzte mich an der katholischen Pfarrkirche St. Nikolaus ab. Die Kirche war voll und ich fand nur einen Stehplatz unter der Empore. Ich konnte auch nicht zur Kommunion gehen, weil ich seit Wochen nicht gebeichtet hatte und mich sündig fühlte. Obwohl niemand da war, der mich beobachtete, fühlte ich mich unwohl. Das Jüngste Gericht konnte sich jederzeit ereignen und ohne Absolution wäre mein Schicksal fraglich. Im schlimmsten Fall Fegefeuer, denn Gott kannte meine Zweifel und selbst wenn mein Beichtvater mich freispricht ist es fraglich, ob Gott dem zustimmt. Aber darüber konnte ich mit niemandem sprechen und das war wahrscheinlich das Beste, was ich tun konnte. Doch selbst wenn das nützlich war, bedrückte es mich. Ich entdeckte etwas, was Gewissen genannt wird. Ein gutes Gewissen ist ein gutes Ruhekitzen. Und ein schlechtes? Was tut das mit mir? Etwa wenn ich lüge? Werden mich Alpträume heimsuchen?

Meine Mutter hat mich bisher ein einziges Mal geschlagen. Mit einem Kochlöffel in der Küche. Mehrfach. Sie war sehr aufgebracht. Es war in der Zeit als Fritz und Jörg noch am Berg lebten und oben am Platz unter dem Kirschbaum vor dem Wäschehaus mit Wölfi irgendwelchen Schabernack veranstalteten. Vielleicht haben sie ein gemeinsames Wettkacken veranstaltet und ich stand abseits davon, aber meine Mutter hat das entdeckt und mich herausgerufen, um mich in der Küche zu verhören. Sie wollte von mir wissen, was da abläuft und warum ich dem tatenlos zusehe. Sie hat mich für meine Untätigkeit bestraft und als meine Augen voller Tränen waren, zog sich mich nah an sich heran, saugte mir mit ihren blauen Augen meine braunen Augen aus dem Kopf, bis ich fast das Bewusstsein verlor und sagte mit eindrücklicher Stimme: „Puzel lüge nicht! Lüge nie! Wenn Du einmal lügst musst Du immer weiter lügen bis Dein Lügengebäude einstürzt. Dann stehst Du nackt da und jeder kann es sehen.“ Das klang nach Vertreibung aus dem Paradies und Äckern voller Steinen und Dornen, die nur mit Mühsal und im Schweiß des Angesichts zu bewirtschaften sind.

Das achte Gebot sagt: „Du sollst nicht falsch gegen deinen Nächsten aussagen.“ Das Wort Lüge kommt zwar darin nicht vor und mein Verhalten war in keiner Weise auf einer Falschaussage, sondern auf Nichtwissen basiert. Sie hatte die Kontrolle über meine älteren Brüder verloren und ließ nun ihre Enttäuschung am schwächsten Glied der Kette aus. Es war das einzige Mal, dass meine Mutter mich geschlagen hat und das geschah just in der Zeit, als sie mit meinem Vater eine Scheidung im beidseitigen Einverständnis plante, aber 1952 hatte ich davon keine Ahnung. Aber jetzt in St. Nicholas in der Pfarrkirche von Murnau unter der

Balustrade der Orgelepore musste ich daran denken. Das ist sieben Jahre her, dachte ich, das ist lange her, dass ich aufgehört habe etwas zu tun wozu ich ohnehin kein Talent hatte: Zu lügen. Damals ahnte ich aber auch, dass das, was als Notlüge bezeichnet wird, also eine Falschaussage ohne böse Absicht oder eigenem Vorteil keine Sünde sein muss, aber dennoch Konsequenzen haben kann.



Mein Stehplatz unter der Empore hatte den Vorteil, dass ich nach dem „Ite missa est!“ als erster die Kirche am späten Vormittag verlassen konnte. Die Wychgrams waren längst mit dem Käfer zum Haus Nr. 20 im Maria-Antonien-Weg gefahren und bereiteten das Mittagessen vor. Ich musste also möglichst flott per pedes den Kirchberg hinab über die Schloßbergstrasse den Untermarkt entlang bis zur Höllgasse laufen. Von dort geht es auf der Kohlgruber Straße weiter über die Eisenbahnlinie, die auch nach Kohlgrub führt, hügelanwärts zur Ludwigshöhe, am Hang neben dem Café steht eine Bank mit Seeblick. Zeit zum Verschnaufen.’



Ich lag gut in der Zeit, auch weil die Bahnschranken nicht gesenkt wurden. Zum Maria-Antonien-Weg war es nicht mehr weit, ich konnte sogar noch zur Mini-Golf Anlage gehen und sie eine Zeitlang von oben zu besehen. Es war Mittagszeit, heiß und niemand spielte. Die Anlage aus roten Bahnen wird in Wikipedia so beschrieben: „Minigolf im engeren Sinne bezeichnet jene Variante, die auf genormten Anlagen nach dem System des Schweizer Gartenarchitekten Paul Bongni gespielt wird. Die 18 Bahnen sind je 12 m lang und 1,25 m breit, mit Ausnahme der ca. 25 m langen *Weitschlag*-Bahn. Die Pisten sind aus Beton, in manchen Fällen mit Filz überzogen, und werden durch Flacheisen- oder Rohrbanden begrenzt. Sie dürfen zum Spielen des ruhenden Balls betreten werden. Die Hindernisse sind aus Naturstein oder Beton.



Nun hatte ich eine grobe Vorstellung von der Anlage und als ich zwischen den zwanzig großzügigen und meist von hohen Bäumen verdeckten Landhäusern auf dem Maria-Antonien-Weg der Nummer 20 und dem Mittagstisch mit der Familie zustrebte, war ich entschlossen mir von Tante Traudi das Spiel erklären zu lassen. Aber Onkel Hayo wollte, dass wir uns voll auf den Sonntagsbraten konzentrierten und versprach, dass wir das am Golfplatz nach holen würden. Um fünf Uhr Nachmittag fuhren wir alle im lindgrünen Käfer zum Golfplatz. Am Kassenhaus bezahlte Onkel Hayo für drei Kinderkarten, zwei Erwachsenenkarten und fünf Schläger sowie eine Box mit Bällen, mit einem grünen zwanzig Markschein. Kein Wechselgeld. Er gibt keine Trinkgelder und nimmt auch keine an. Meine Cousinen kannten das Spiel bereits. Ich war der Neuling und ahnte, dass es komplexe Regeln haben wird und ein Punktesystem, aber ebenso Präzision und Kontrolle erfordert. Ich war inzwischen so groß, dass ich auch Tischtennis und Badminton spielen konnte. Das konnten Sybille und Renate noch nicht, sie waren zwei bzw. ein Jahr jünger und kleiner als ich. Mini Golf ist also perfekt für sie. Sie kannten die Regeln, und begannen mit Tante Traudi den Durchgang. Onkel Hayo blieb mit mir nahe der Startbahn und erklärte mir die Regeln im Anschauungsunterricht mit Schläger, Ball und Startbahn. Ich übernehme hier aus Wikipedia:

„Pro Bahn sind höchstens sechs Schläge zugelassen. Für das Spiel an einer Bahn ist pro Spieler jeweils nur ein Ball zugelassen. Ein Ballwechsel vor Beendigung der Bahn ist nicht erlaubt. Der Ball wird vom Abschlagfeld (Minigolf rund) durch die Hindernisaufbauten geschlagen und muss diese auf dem vorgeschriebenen Weg durchlaufen. Erreicht er das Loch mit dem ersten Schlag nicht, wird er von dort weitergeschlagen, wo er zur Ruhe gekommen ist (sofern er das Hindernis korrekt überwunden hat). Jeder Schlag zählt als Punkt. Ist die Bahn vom Aufbau her nur von Abschlag aus spielbar, wird der Ball solange von dort gespielt, bis er die Grenzlinie passiert bzw. den Zielkreis erreicht hat. Bleibt er auf Bahnen mit Ablegelinien nahe an der Bande oder am Hindernis liegen, darf er für den nächsten Schlag an der nächstgelegenen Markierung abgelegt werden. Springt der Ball nach Überwindung der Hindernisgrenzlinie aus der Bahn, wird er dort wieder eingesetzt, wo er die Bahn verlassen hat. Springt er vor der Hindernisgrenzlinie aus der Bahn, muss der Ball wieder vom Abschlag gespielt werden. Das Ziel ist erreicht, wenn der Ball im Loch des Zielkreises zur Ruhe gekommen ist. Wenn dies nach sechs Schlägen noch nicht gelungen ist, werden sieben Punkte angerechnet und das Spiel an der nächsten Bahn fortgesetzt. Der Spieler, der am Ende die wenigsten Punkte hat, gewinnt.“ Schließlich schlossen wir uns den Mädels und Tante Traudi an, die inzwischen die sechste Bahn erreicht hatten. Irgendwie erinnerte mich das an Murmel spielen mit dem Handgriff von Opas Spazierstock.

Meine Punkte häuften sich, was mich jedoch nicht belastete. Ich genoss die Tatsache, dass ich mit Familie Wychgram nahe dem Staffelsee auf einem Mini Golf Platz im Grünen stand. Der Himmel blau, die Luft vom See lau. Die Mädchen lachen und manche Bälle krachen, wenn sie abprallen. Traudi machte die Buchhaltung, Hayo die Organisation. Traudi kam auf den ersten Platz. Ich war mit meinem fünften Platz zufrieden. Ist besser als kein Platz.

Es war etwa sieben Uhr Abend als wir zurückfuhren. Es gab Schnittchen und Apfelsaft und während sich Onkel Hayo ins Wohnzimmer zurückzog um Musik zu hören haben wir Kinder später mit Traudi noch ‚Mensch Ärger Dich nicht!‘ gespielt, bevor wir ins Bett gingen. Ich verrichtete mein Nachtgebet alleine in meinem Bett in Frau Jerschkes Salon und betete zum Herrn, mich vor den feuerspeienden Drachen zu beschützen, die darauf lauerten, mich zu ergreifen und nach China zu entführen. Aus den Zeitungen, die mein Onkel täglich kurz las bevor er sie in seine Praxis mitnahm, sie im Wartezimmer auslegte und abends nach Hause zurückbrachte, habe ich erfahren, dass in China Millionen Menschen an einer Hungersnot starben. Ich hatte oft Hunger, aber konnte mir nicht vorstellen, dass ich daran sterben würde. Meine einzige bisherige Erfahrung in Todesnähe hatte ich mit Onkel Hayo's Hilfe unbeschadet überstanden. Sie war unangenehm, weil ich nicht darauf vorbereitet war, ihm so früh zu begegnen. Aber nun war ich gewappnet, ich hatte Gott an meiner Seite und das Leben meinte es gut mit mir. Ich fiel in einen wohligen Schlaf. Als ich aufwachte dachte ich erst, dass meine Gebete nicht erhört wurden und ich nun doch in China gelandet bin. Aber das lag nur an Frau Jerschke's Mobiliar.



Der Sommer machte auch am Montag und Dienstag keine Pause. Die Sonne schien rund um die Uhr und wir spielten viel in dem weitläufigen Grundstück des Anwesens, das sich bis weit hinab Richtung Staffelsee erstreckte. Die Wiese wurde von einem Bauern bewirtschaftet und hatte die Sommermahd hinter sich. Das Gras wuchs nur noch kurz und nach der zweiten Ernte heißt es Grummet. In den Hecken fanden wir Brombeer- und Himbeerbüsche, von denen wir naschen konnten, aber die wir auch ernteten und in Bechern mit nach Hause brachten. Daraus machte Tante Traudi mit durchsichtiger Gelatine überzogene Torten.

Am Mittwoch dem 19ten August 1959 sollte ich alleine mit der Bahn vom Bahnhof Murnau über Weilheim nach Hohenpeißenberg fahren. Onkel Hayo setzte mich auf seiner Fahrt zur Praxis am Bahnhof ab, ich kaufte eine Kinderkarte, begab mich zum Bahnsteig und wartete auf den Zug, der von Oberammergau nach Weilheim fährt. Der kam auch und um neun Uhr zehn Minuten war ich in Weilheim. Doch als ich durch die Unterführung nach Gleis sieben eilte hörte ich die Lokomotive des Zugs nach Schongau pfeifen und ich auf dem Bahnsteig stand fauchte die Lokomotive pfeifend und mit Volldampf an mir vorbei. Auf den nächsten Zug musste ich eine Stunde warten. Der Himmel hatte sich inzwischen mit Wolken zugezogen, es begann zu regnen. Ich setzte mich auf eine Bank unter dem Dach des Bahnsteigs und wartete darauf, dass der Zeiger

zehn Uhr anzeigt. Auf den anderen Gleisen fuhren die Züge ein und aus. Manche leise wie der elektrische Schnellzug zwischen Garmisch und München. Wikipedia erklärt die Geschichte der Bahn: „Die Karwendelbahn (auch als Mittenwaldbahn bezeichnet) von Innsbruck nach Garmisch, 1912 fertiggestellt, war von Beginn an als elektrifizierte Bahn geplant, und so konnte ab dem 25. April 1913 der elektrische Betrieb in Garmisch aufgenommen werden. Erst 1924 mit der Inbetriebnahme des Walchenseekraftwerks wurden die seit längerem bestehenden Elektrifizierungspläne weiter verfolgt. Am 3. Dezember 1924 konnte die Deutsche Reichsbahn den elektrischen Betrieb auf der Strecke Garmisch–Murnau aufnehmen. Die Strecke wurde mit Strom aus dem Walchenseekraftwerk versorgt und am 5. Januar 1925 wurde der elektrische Betrieb bis Weilheim aufgenommen. Am 16. Februar konnte der Betrieb bis Starnberg fortgeführt werden und bereits in der Nacht vom 19. auf den 20. Februar 1925 konnte die erste elektrische Probefahrt nach München Hauptbahnhof unternommen werden. Am 21. Februar traf in München der erste elektrisch bespannte Zug – ein Schnellzug – aus Garmisch ein und seit dem 23. Februar wurden sämtliche Personenzüge elektrisch betrieben. Insgesamt benötigte die Inbetriebnahme der Elektrifizierung der gesamten Strecke also nur 45 Tage.“ 1959 waren auf der Strecke München-Garmisch Elektroloks des Typ E44, der von 1932-1945 entwickelt wurde, eingesetzt.



Das ist lange her, dachte ich und wartete auf den Dampfzug, der mich laut und fauchend Richtung Schongau und Kaufbeuren befördern sollte. Aber der Fortschritt schreitet fort, dachte ich, manchmal eben nicht gleichzeitig, als um 10.15 auf dem Bahnsteig ein roter Schienenbus mit Dieselaggregat und Panoramafenstern einfuhr um mich abzuholen. Aber unter den dicken Regenwolken, die sich über der Ammer und den Voralpen aufgestaut hatten, war es eigentlich egal. Der Regen prasselte auf das Blechdach des Schienenbusses und die Panoramafenster waren bald von Dampf blind. So fühlte ich mich auch, als der Bus mit quietschenden Bremsen am Bahnhof zum Halten kam, ich die Tür aufdrückte, die Bahnsteigsperrle passiert hatte und mich mit meinem Kofferchen im Warteraum auf die Bank setzte um auf ein Ende des Regens zu warten, der sogar den Gipfel des Hohenpeißenberg hinter Wolken versteckte.

Die großen Ferien gingen zu Ende und erst Ende Dezember würde ich meine Cousins und Murnau wieder sehen und, da es am Hohenpeißenberg noch immer kein Auto gab, würde ich wieder per Bahn anreisen. Dann wird es an Sylvester Kinderpunsch, Feuerwerk und Bleigießen geben. Das hatten mir Onkel Hayo und

Tante Traudi versprochen. Als es aufhörte auf regnen ging ich los. An der Bahnhofsgaststätte vorbei in die Kurve bergan zum Baugeschäft Eggersdorfer. Nach dem Haus des Pulloverfabrikanten Vollmer geht es steiler bergauf bis zur Tankstelle von Schelle. Die Wolken hatten sich Richtung Osten verzogen, es klarte auf und der Blick auf den Gipfel des Berges war wieder frei, als ob nichts gewesen sei. Die Fenster und Türen des Gasthofs „Schächen“ Pension standen offen. Sogar ein Postkartenständer stand wieder im Freien auf dem Vorplatz. Ein schöner Mittag. Das Dorf strahlte wie ein frisch gewaschenes Auto. Die Hänge des Lenzenbichl, wie der Steilhang unterhalb der Mauer des Kirchvorplatzes auf dem Berg genannt wurde, waren makellos grün. Kein Zaun ist zu sehen, kein Strom- oder Telefonmast.

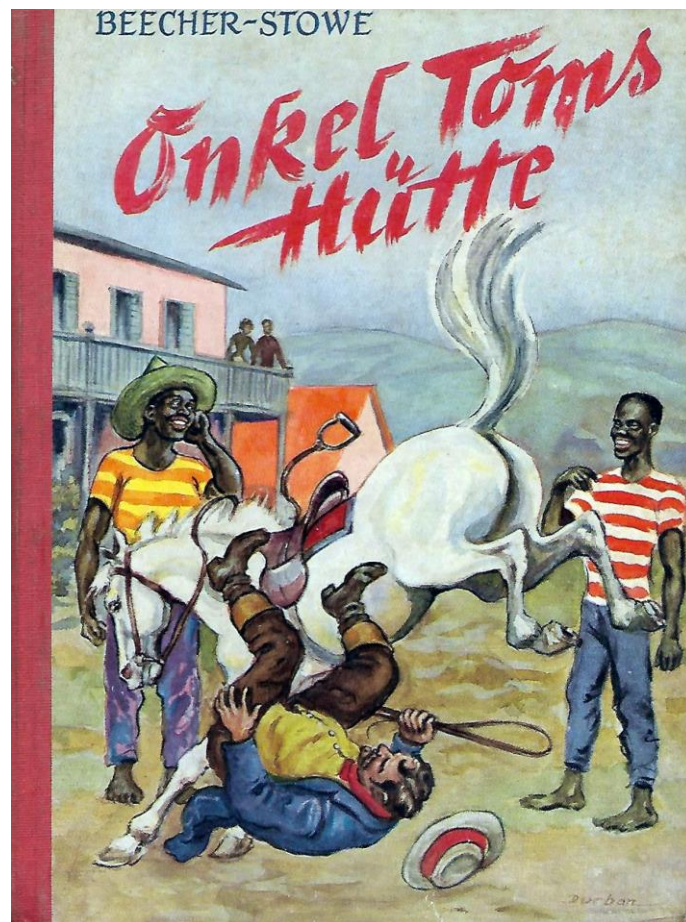


Der „Schächen“ war neben der Kirche auf dem Berg, das zweite Zentrum des Dorfes. Im Basisgeschoß an der Straße von Weilheim nach Schongau gab es ein Postamt in der Mitte, rechts davon betrieben zwei Frisöre einen Salon für Frauen und in einem Raum daneben, unterhalb einer Terrasse neben dem Haupthaus, einen Salon für Herren, der sein Licht durch im Terrassenboden darüber verbaute Glassteine erhielt. Ich war von klein auf dagegen, dass mit scharfen Werkzeugen an meinen Haaren in der Nähe meines Kopfes experimentiert wurde. Seit ich zur Schule ging schleppte mich meine Mutter gefühlt alle zwei Wochen in die Herrenabteilung, wo zwei Erwachsene in weißen Kitteln ihre Rasiermesser an Lederschlaufen wetzten. Sie sahen aus wie Dick und Doof im Schlachthaus. Ich habe mich gefürchtet und wollte wieder raus. Da holten die Erwachsenen das Zuckerbrot raus. Meine Mutter versprach mir was, die Frisöre winkten mit Bonbons und ich gab nach. Unter anderem auch, weil ich dachte, dass ich sie beim nächsten Mal überlisten könnte. Im Seminar in Dillingen wurden wir regelmäßig geschoren wie die Schafe. Die Frisur hieß Topfschnitt. Das wird sich in St. Ottilien nicht ändern. Neben dem Frisörsalon führte unter einem gemauerten Bogen eine Steintreppe zum ersten Stock. Dort befand sich der Haupteingang des Gasthofs. Daneben waren das Schaufenster und der Eingang zum Metzgerladen von Frau Dollinger. Gegenüber gab es einen von Kastanien beschatteten Biergarten und ein paar Parkplätze auf hellem Kies, der laut knirscht, aber gut aussieht. Auf den Tischen lagen karierte Tischdecken und die meisten waren zur Mittagszeit an diesem Mittwoch von Gästen besetzt, die unterwegs waren und ihre Autos abgestellt hatten. Manchmal waren dicke Schlitten darunter wie dieser BMW 502 Achtzylinder.



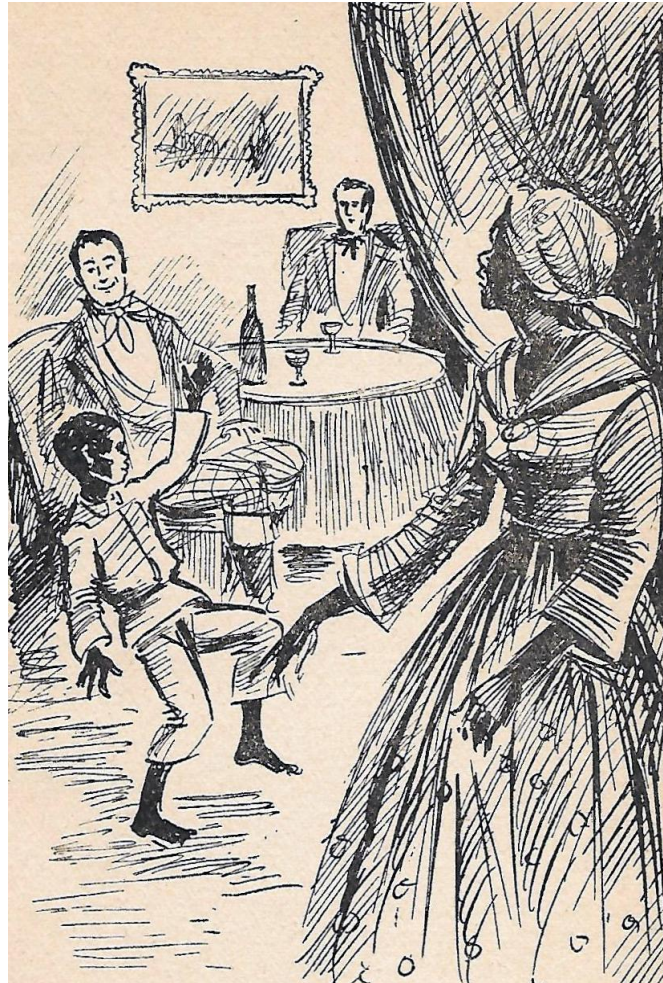
Aber es gab keine Zeit mehr zu trödeln, denn ich lag durch den verpassten Anschlusszug und das Warten auf ein Nachlassen des Regens bereits eineinhalb Stunden jenseits der erwarteten Ankunftszeit. Also sputete ich mich und erreichte über den Kirchweg und die Bergstraße wenig später mein Elternhaus am Berg. Es gab kein großes Hallo, denn in dem ständigen gehen und kommen von Familienmitgliedern und Gästen fiel meine Rückkehr nicht besonders auf. Eine Tante aus Dänemark, die Oma besuchte, hatte für uns Kinder einen großen Karton mit der Aufschrift LEGO mitgebracht. Er war voller Bausteine verschiedener Größe und Farben aus Plastik sowie Fenstern und Türen aus demselben Material. Sogar das Glas in Fenstern und Türen war aus durchsichtigem Plastik. Die Teile hatten kleine Rundnoppen auf der Oberseite und entsprechende rundliche Vertiefungen in der Unterseite. Damit konnten sie ineinander gesteckt werden. Man konnte mit diesen Steinen Häuser bauen und die vielen Fenster und Türen reichten selbst für Wolkenkratzer. Es war genau das richtige Spielzeug für die regnerischen und grauen Tage, die bis Ende August folgten. Es waren jedoch nicht genug Steine um einen Wolkenkratzer wie das Empire State Building nachzubauen, dennoch brauchte ich dazu alle Steine, auch die, die mein jüngerer Bruder Klaus beanspruchte, um sich ein Häuschen zu bauen.

Außerdem dauert es länger so ein Gebäude zu errichten und es steht deshalb nach Fertigstellung erstmal unter Denkmalschutz. Davon hörte ich, als Onkel Kreppel sich darum bemühte das Haus umzubauen und mit entsprechend, von ihm selbst gezeichneten Plänen zur Gemeinde ging, um die Genehmigungsbedingungen zu erkunden. Dazu gehörte der Denkmalschutz. Änderungen dürfen nur im Rahmen des bestehenden Gebäudes und Wahrung seines oberländischen Stiles erfolgen. Ich erinnere mich, dass er vom Ergebnis enttäuscht war und seine Pläne vorerst eingerollt in seinem Zimmer verschwanden. Bruder Klaus drängte Oma unseren Streit zu schlichten. Sie erklärte den Denkmalschutz nach zwei Tagen für beendet und ich sollte ihm helfen, den inzwischen sechzig Zentimeter hohen Turm aus zwei tausend Legosteinen wieder auseinander zu stöpseln. Die Farbsortierung blieb ihm überlassen. Sie beobachtete uns dabei und als sich Klaus an die Farbsortierung machte, sah ich, dass sie ein Buch in der Hand hielt. Sie hielt es mir so entgegen, damit ich den Titel sehen konnte.



Oma sagte, dass sie wüsste, dass ich weder Spielzeug noch Bücher in das Seminar mitnehmen darf und habe sie sich deshalb entschieden, mir zu meinem nahen Abschied ein Buch zu schenken, aber warnte mich zugleich davor, es ins Seminar mit zu nehmen. Die Menschen, die darin vorkommen seien auch schwarz, aber sie lebten nicht in Afrika sondern in Amerika. Da ich schon „Tom Sawyer“ gelesen hätte würde ich mich schon zu rechtfertigen. Sie verließ das Holzimmer und ließ uns zurück. Klaus war noch an der Farbsortierung, ich stand mit dem Buch in der Hand und beeindruckt vom Titelblatt, zeigte ich es Klaus. Der lachte kurz und kommentarlos und baute weiter an seinem Einfamilienhaus.

Ich machte es mir auf dem großen Sofa im Holzimmer bequem und begann zu lesen. Das erste Wort über das ich auf der zweiten Seite stolperte war „Quadronknabe“ und dann eine „Quadronin“. Ich merkte mir das, um später bei Oma nachzufragen. Eine Tuschzeichnung zeigt die Wohnzimmerszene, in der der Händler Mr. Haley und der Eigentümer des Sklaven Tom, Mr. Shelby an einem runden Tisch sitzen und dem kleinen Jim (dem Quadronen) beim Tanzen zu zusehen, während die Haushaltshilfe Eliza (die Quadronin) aus einem Vorhang hinzukommt. Es geht um Sklavenhandel. Ich lese: „Im Staate Kentucky war wohl um 1850 die mildeste Form der Sklaverei zu finden.“ Da war es Zeit für mich, ins Laboratorium zu gehen und den Knairs Weltatlas zu Rate zu ziehen. Aber in dem Länderkapitel über die Vereinigten Staaten gab es „Kentucky“ nur in der Liste der amerikanischen 48 Bundestaaten in alphabetischer Reihenfolge mit Zahlen (Stand 1950) zu Fläche (105.000 qkm), Bevölkerungszahl 3 Mio., Dichte (28) und Bevölkerung nach städtisch (30%), Farmbevölkerung, (44%), Neger (8%). 1951 lebten 151.772.000 Menschen in den USA. Die Bevölkerung bestand aus rund 80% Weißen und über 10% Negern (1950: 15,8 Mio.). Es gibt zwar Abschnitte zu Bergbau und Industrie, Land und Forstwirtschaft, Handel und Verkehr mit zwei Karten und sieben Tabellen und eine Einführung in Landschaft, Klima und Pflanzendecke, aber nichts über Geschichte oder Sklaverei. Ich wusste, dass sie nach dem Bürgerkrieg im letzten Jahrhundert abgeschafft wurde, konnte aber mit diesem Wissen wenig anfangen. Sklavenhandel kannte ich bisher nur aus dem Lateinunterricht und der Geschichte des Christentums. Ich nahm mir vor, Oma auch diesbezüglich zu befragen und las weiter.



Sklavenhändler Huley ist in den Besitz einer Hypothek auf Shelbys Gut gelangt und zwingt ihn damit ihm den Sklaven Tom zu verkaufen. Außerdem fordert er nun nicht Jim, sondern Harry, Elizas Sohn als Zugabe. Eliza, die das Gespräch belauscht hat, schleicht sich nachts mit Harry aus dem Haus und flüchtet. Auch George, Harrys Vater flüchtet. Obwohl er der Vater ist, gehört Harry nicht ihm, sondern Mr. Shelby und inzwischen dem Sklavenhändler Hudley. Eliza und Harry finden Unterschlupf bei Marry Bird im Gutshof ihres Mannes Senator Bird. Der gerät dadurch in einen Gesetzeskonflikt und in Streit mit Marry:

„Ja meine Liebe, es ist ein Gesetz durchgegangen um den Leuten zu verbieten, den von Kentucky herüberkommenden Sklaven weiterzuhelfen.“

„Nun John, ich möchte doch wissen, ob du solche Gesetze wie diese für gut und richtig hältst?“
„Du wirst mich nicht gleich umbringen, wenn ich sage, dass ich es tue.“

„Du solltest dich schämen John. Es ist ein schändliches Gesetz, und ich werde es brechen, sobald ich eine Gelegenheit dazu erhalte. Es ist weit gekommen, wenn eine Frau einem armen, hungernden Geschöpf nicht einmal ein warmes Essen und ein Unterkommen geben kann, bloß weil es ein Neger ist, der sein ganzes Leben lang misshandelt und unterdrückt worden ist!“

„Aber Marry, bei alledem dürfen wir unsere Gefühle nicht mit unserem Verstand durchgehen lassen dürfen.“
„Ich verstehe nichts von Politik, aber ich kenne die Bibel, die sagt, ich solle Hungrige speisen, Nackte kleiden und die Betrübten trösten, und ich werde der Bibel folgen.“

„Auch in Fällen, wo dein Handeln öffentliche Unzufriedenheit herbeiführen würde?“
„Der Gehorsam gegen Gott führt keine öffentlichen Übel herbei; ich weiß, dass er das nicht kann.“

Die Antwort Marry's auf die Frage ihres Mannes fand ich ziemlich waghalsig. Als Katholik würde ich das mit meinem Beichtvater besprechen, denn wie kann ich wissen, was Gott nicht kann. Er kann alles. Auch seinen Sohn kreuzigen lassen oder Abraham mit einem Kindermord auf die Probe stellen. Ich begann daran zu zweifeln, dass Gott an solchen Ereignissen beteiligt war. Die Frau des Senators bezieht sich zwar auf die Bibel, aber auf die Barmherzigkeit des Neuen Testaments, also die Schriften über Jesus. Die christologische Frage nach der Natur von Jesus und seiner Stellung gegenüber Gott dem Vater und dem Heiligen Geist, wurde erst 325 durch das Konzil von Nicäa unter Kaiser Konstantin entschieden. Der Zweifel an Jesus als den Sohn Gottes wurde dadurch zur Häresie. Die ersten sechs Werke der Barmherzigkeit folgen der Rede Jesu bei der Ankündigung des Weltgerichts: „Kommt, ihr Gesegneten meines Vaters! Nehmt das Reich in Besitz, das seit der Erschaffung der Welt für euch bereit ist. Denn ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben, ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben, ich war fremd, und ihr habt mich beherbergt, nackt, und ihr habt mich bekleidet, ich war krank, und ihr habt mich besucht, ich war im Gefängnis, und ihr seid zu mir gekommen“ (Mt 25,34-36).



Es dauerte einige Tage bis ich das Ende erfuhr: Onkel Tom, bekennender Christ, der bisher am Sonntag regelmäßig die Gottesdienste der Sklaven leitete, folgt den Prinzipien der Barmherzigkeit bis ihn sein letzter Herr, der brutale Plantagen Betreiber Mr. Legree, ein Scheusal und Menschenschinder vor die Wahl stellt, seinen Glauben zu verraten oder zu sterben. Er zieht den Tod dem Verrat vor und wird von Legree erstochen. Tom wird zum Märtyrer. Er war sich seiner Entscheidung bewusst. Er wusste, dass ihn seine Entscheidung dem Vater näher bringt. Bei einer Fehlentscheidung hätten sich die Tore der Hölle weit geöffnet. Ein sündhaftes Leben in einer falschen Welt würde das Fegefeuer werden, aus dem sich die Glut des Teufels speist. Es gibt Regeln ohne die wir nicht leben können und es gibt Regeln, die hinterfragt werden

müssen weil sie nicht plausibel sind. Plausibel ist ein Wort, das ich mir früh merkte, weil meine Mutter es oft verwendete, um auszudrücken, dass ich das was ich ihr erzählt habe, nicht nachvollziehen kann. Tom hatte die richtige Entscheidung getroffen. Er erfüllte die Kriterien der Seligsprechung.

Nach einer Woche war ich soweit vorbereitet, um Oma das Buch zurückzugeben und mit ihr darüber zu sprechen. Ich sagte ihr, dass ich es ganz gelesen hätte und dass der Inhalt grauenhaft sei. Das sei zwar hundert Jahre her, aber deshalb sei das, was geschah, grauenhaft, weil unmenschlich und nicht nach den Geboten. Oma sagte nur, dass ich das Buch nicht zurückgeben brauche. Klaus sei noch zu jung dafür. Ich sollte es für ihn aufheben. Und was das Grauen betrifft, sei es nur der Mensch, der dazu fähig sei unmenschlich zu handeln. Das Christentum hilft dabei die Bestie im Menschen zu zähmen. Aber der Verlust des Glaubens wird weitere Monster hervorbringen. Denk daran, wenn du wieder im Kloster bist und bete, denn wir sind eins, wo immer wir auch sind, damit wir alle zusammen Gutes schaffen. Dann stand sie auf, ging zu ihrem Sekretär, holte eine Schachtel Senoussi und eine Schachtel Zündhölzer heraus, wandte sich zur Tür und forderte mich auf, mit ihr zur Bank vor dem Haus zu gehen und dem Sonnenuntergang über dem Auerberg zu zusehen.



Während Oma ihre Senoussi rauchte hatte ich noch Zeit um sie zu fragen, ob Beecher-Stowe ein Mann oder eine Frau, weiß oder schwarz, katholisch, jüdisch oder evangelisch ist. Alles was außer „Beecher-Stowe“ und „Onkel Toms Hütte“ bekannt ist, ist der Verlag: Rheinischer Jugend Verlag Wuppertal, „In neuer Bearbeitung von Wolfgang Gramowski. Nachdruck verboten. Gesamtherstellung: Buchdruckerei Engelbert Priem, Wuppertal Elberfeld.“ Kein Jahr, keine Einführung, Vorwort oder Kapitelübersicht. Es beginnt mit dem 1. Kapitel auf Seite 5 und zwei Blätter nach 37. Kapitel auf der Seite 169 steht am Textende ENDE, dann folgt eine leere Seite und die Rückseite des Einbands. Ich zeigte ihr das, aber sie fand das belanglos und fragte mich zurück, ob das mein Verständnis des Inhalts ändern würde. Das Buch käme doch eindeutig aus Amerika und sei ins Deutsche übersetzt worden, denn sonst könnte ich es ja nicht lesen. Ich schwieg und sah mit gesenkten Augenlidern auf ein Spektakel, das sich über die ganze Alpenkette ausbreitete und Alpenglügen genannt wird. Das Rot spiegelte sich in unseren Gesichtern und auf der weißen Mauer des Hauses. Es war, als ob das Tor der Hölle sich öffnet. Nach wenigen Minuten verlor der Spuk an Strahlkraft

und Farbe, über dem Ammertal stieg Nebel auf, Rottenbuch gegenüber verschwand in der Dämmerung und an der Zugspitze konnte man die erleuchtete Gondel der Seilbahn vom Eibsee zur Bergstation der Zugspitze bergauf schweben sehen. Dann verschwand die letzte Gondel in der Bergstation und es wurde dunkel.

Oma ging zurück in ihre Zimmer und ich ins Laboratorium, in dem nur noch Klaus, Fritz und ich schliefen. Wölfi war schon wieder unterwegs nach Murnau und seiner Ausbildung als Schnitzer und Jörg wieder der Bundeswehr. Es war Ende August, die Tage wurden kürzer, die Dunkelheit kam schneller. Es waren noch zwei Tage Zeit bis zu meiner Abreise. Ich war wohlgenut und freute mich darauf das große Kloster und sein Seminar endlich vor Ort zu erleben.

Ich war zuversichtlich, denn der Abschied aus Dillingen und die Erfahrungen der Sommerferien hatten mich reifer gemacht. Jedenfalls fühlte ich mich so. Ich konnte jetzt nicht nur Fahrrad fahren, besser Schwimmen und Schafkopfsielen, sondern nach meinen Ausflügen nach der Romantischen Straße, Augsburg und Murnau war mir als ob ich aus einem geöffneten Eisenbahnfenster eines schnell fahrenden Zuges in Fahrtrichtung blicke und der Fahrtwind tüchtig meine Haare zaust. Der Mensch war dabei den Weltraum nicht mehr nur durch Ferngläser zu erkunden, sondern machte sich, wie die frühen Seefahrer, daran die Überlebensbedingungen in Erdnähe zu erkunden.



In der Bibel steht: „ Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Der Schöpfungsprozess der Erde wird ausführlich geschildert. Nur der Himmel kommt zu kurz. Es sind nicht nur tausend Sterne, die am Nachthimmel stehen und nur Gott zählen kann. 1958 haben die Sternenzähler berechnet, dass allein die Galaxie Milchstraße, eine von Millionen Galaxien, bis zu eine Billion Sterne umfasst. Gott hat die alle geschaffen, das steht außer Frage. Er hat auch Billionen von Planeten erschaffen, die diese Sterne umkreisen. Als Gott den Planeten Erde in sechs Tagen geschaffen hat, vollendete er sein Werk am siebten und ruhte. Hat Gott erst den Kosmos geschaffen und ist die Erde die Krönung dieser Schöpfungsgeschichte?

Oder ist Gott selbst der unermessliche Kosmos und die Missetaten, die seine Geschöpfe, die Menschen, die den winzigen Planeten Erde bevölkern und seine Gebote nicht einhalten, entgehen? Oder verschont er sie in seiner Güte, weil ihn die Bitten seiner Gläubigen erreichen? Ist dafür der Heilige Geist zuständig? Wenn Jesus sein fleischgewordener Sohn ist, der die Menschen durch sein Opfer von der Erbsünde befreit hat, warum machen die Menschen so wenig aus dieser Freiheit? Ich hatte Angst vor meinen Fragen und zugleich bedrückte mich eine hilflose Traurigkeit darüber, das Haus am Berg mit seinen kuscheligen Ecken und Zufluchtsorten zu verlassen, um Tag für Tag möglichst unauffällig zwischen Schlafsaal, Kapelle, Refektorium, Klassenzimmer, Refektorium, Studiersaal, Refektorium, Kapelle und Schlafsaal zu leben. Zwei Monate lang bis zu den Herbstferien um Allerheiligen. Dann erst konnte ich für ein paar Tage wieder nach Hause.





Burkhardt Huck

Ein Kurheim mit Alpenblick

Die kurze Zeit im großen Kloster

2. September 1959, einem Mittwoch, begann in Bayern ein neues Schuljahr. Ich fuhr mit dem Schienenbus über Weilheim Richtung Mering und verließ ihn am Bahnhof des Klosters St. Ottilien. Von dort führt eine Straße zum Kloster. Ein Kloster mit eigenem Bahnhof ist selbst in Bayern ungewöhnlich. Das Wandbild



auf der Bahnhofsmauer gibt einen Hinweis auf die Bestimmung des Klosters: Die Missionierung der neugewonnen Kolonien des Deutschen Kaiserreiches durch die Mönche des Ordens vom Heiligen Benedikt. Im Jahre 1884 gründete der Beuroner Benediktiner P. Andreas Amrhein im oberpfälzischen Reichenbach eine Gemeinschaft, die nach mittelalterlichem Vorbild das traditionelle benediktinische Leben mit der



Missionstätigkeit verbinden wollte. Reichenbach war geographisch wenig günstig und da überdies der Bischof von Regensburg Amrhein bekämpfte, wurde die Gründung 1887 nach Emming in Oberbayern verlegt. Der alte Weiler besaß eine kleine Kapelle, die der hl. Ottilia geweiht ist, so dass der Name des Klosters bald feststand: St. Ottilien. Im gleichen Jahr wurde die erste Missionarsgruppe nach Deutsch Ostafrika ausgesandt. Bis heute ist St. Ottiliens größte Aufgabe die Unterstützung junger Kirchen im Aufbau und die

Mithilfe bei der Einpflanzung benediktinischen Klosterlebens in überseeischen Ländern. St. Ottilien ist das Stammhaus der weltweit arbeitenden »Missionsbenediktiner von St. Ottilien“. „Bisher konnten weit über 200 000 Heiden für Christus gewonnen werden, in 1280 Lehranstalten aller Art werden 64 000 Schüler unterrichtet, 13 000 Katechumenen stehen in unmittelbarer Taufvorbereitung.“



Dort wo auf obigem Bild eine gebogene Straßenlaterne steht, ging es rechts durch eine Allee und an einem von Bäumen umstandenen Teich vorbei zum Gebäude des Missionsseminars des Klosters St. Ottilien. Der Gebäudekomplex, der sich östlich des Konventbaus bis zum Bahnhof erstreckt, beherbergt die Schuleinrichtungen des Klosters. Den historischen Kern bildet das alte Schwesternkloster St. Katharina von 1891. Nach der Verlegung des Mutterhauses der Missionsbenediktinerinnen nach Tutzing am Starnberger See im Jahre 1904 bezog das bereits 1891 gegründete Missionsseminar diese Gebäude. Es diente der Ausbildung des Ordensnachwuchses. Im Herbst 1959 waren es 145 Jungen, die sich berufen fühlten, dieser großen Ordensgemeinschaft beizutreten. Ob alle sechs Absolventen des Jahrgangs 1950 Novizen wurden, weiß ich nicht. Der Jahrgang von 1951 umfasste 21 Kandidaten, für die sich die Entscheidung, den Dienst anzutreten, erst nächsten Sommer stellen würde. Die Zahlen blieben seitdem fast gleich: um die zwanzig pro Klasse. Nun bin ich einer von ihnen, dachte ich als ich mich dem Seminargebäude näherte und mit Entsetzen sah, dass die kleine spätgotische Hauskapelle mit den hübschen Glasfenstern, in der ich während der Aufnahmeprüfung vor zwei Jahren Jesus bat mir bei der Prüfung bei zu stehen, verschwunden war. Ich habe die Prüfung bestanden und nun war die Kapelle weg? Neben dem Leerraum stand jetzt ein Rohbau in mitten von Aushub und Arbeitsbühnen. Wo würden wir künftig zwei Mal am Tag beten?

Das konnte ich, nachdem ich an der Pforte des Haupteingangs in der Mitte des Gebäudes geläutet und mich bei einem Frater als Zögling in der dritten Klasse angemeldet hatte, bald erfahren. Er öffnete die Tür zu

einem Besucherraum mit Holzstühlen neben der Pforte, musterte mich von oben bis unten und sagte dann: „Setz dich und warte hier, bis ich zurück bin! Ich werde deinen Mentor holen.“ Er verließ den Raum, schloss die Tür und ging. Als die Tür wieder aufging kam Arnim auf mich zu. Ich salutierte mit zum Hutrand geführter Grußhand wie ein Soldat, ließ den Arm sinken und wir schüttelten uns erfreut die Hände. Arnim war mein Mentor im ersten Jahrgang in Dillingen. Wir hatten uns ein Jahr nicht mehr gesehen und waren beide deutlich gewachsen. Arnim, noch in Reisekleidung, forderte mich mit tiefer Stimme auf, meinen Holzpappkoffer mit zu nehmen. Er wollte mir zuerst meinen Spind zeigen, damit ich meinen Koffer



Missionsseminar Hauptgebäude

abstellen konnte. Gegenüber der Hauptpforte führt eines von zwei Treppenhäusern mit breiten Steinstufen zu den oberen drei Stockwerken. Im zweiten Stock bogen wir nach links in einen langen Gang mit vielen Türen auf beiden Seiten, manche offen, andere nicht. Es waren die Stuben der Klassen V bis IX. Am Ende des Gebäudes traf der Gang im neunzig Gradwinkel auf einen anderen, der in den Anbau führt. Dazwischen gab es ein zweites Treppenhaus mit einer Pforte zum Vorplatz. Die Pforten wurden nachts verschlossen. Wir kamen in den zweiten Stock des Treppenhauses, von dem eine Treppe zum letzten Stock des Anbaus führt. Dort befand sich der Schlafsaal für die Klassen drei bis fünf, also über sechzig Jungen. Entsprechend viele Bettgestelle aus Stahlrohr mit niedrigen weißen Bügeln an Kopf und Fußende sind entlang des Mittelganges in vier Reihen á achtzehn Betten aufgestellt. An jedem Bett stand ein niedriges Nachtschränkchen mit einer Schublade und einem Kästchen für Hygieneartikel. Arnim zeigte mir mein Bettgestell in der vorderen Hälfte des großen Saals nahe dessen Eingangstür auch die Waschanlage stand: zwanzig mit offenen Röhren verbundene Waschbecken, die sich in zwei Reihen gegenüberliegen. Auch die Bettenbelegung erfolgte nach dem ersten Buchstaben des Alphabets. Ich hatte Bett 12 und einen Platz an der Außenwand, abseits des Hauptgangs. Armin erklärte mir, dass die fünfte Klasse bei der Morgenwäsche den Vortritt hätte, dann die vierte und die dritte zuletzt. Ich fand das ungerecht und er meinte es würde aber gut funktionieren. Ich sollte mich nach dem Essen um meinen Wäschekorb kümmern. Der stünde bereits in der Nähe meines Spinds im Dachgeschoß des Haupthause. Er zeigte mir den Zugang dorthin und lotste mich dann zurück zum Anbau, um mir die provisorische Hauskapelle zu zeigen. Sie wurde nach dem Abbruch der alten Kapelle im früheren Studiersaal der Klassen sechs bis acht unterhalb des Schlafsaals im zweiten Stock untergebracht. Dort standen nun die Bänke der abgerissenen Kapelle schlecht beleuchtet vor einem Altar, der nichts ausstrahlte. Aber es gab ja in der Nähe noch den Hochaltar im neugotischen Dom des Klosters, die Ottilienkapelle nebenan oder die Pfarrkirche in Eresing im Stil des Rokoko und der Tradition von Dominikus Zimmermann, der auch die Wieskirche gestaltet hat. Einer seiner Schüler, Ignaz Günther, hat die Deckengemälde der Gnadenkapelle auf dem Hohenpeißenberg geschaffen. In der provisorischen Kapelle war

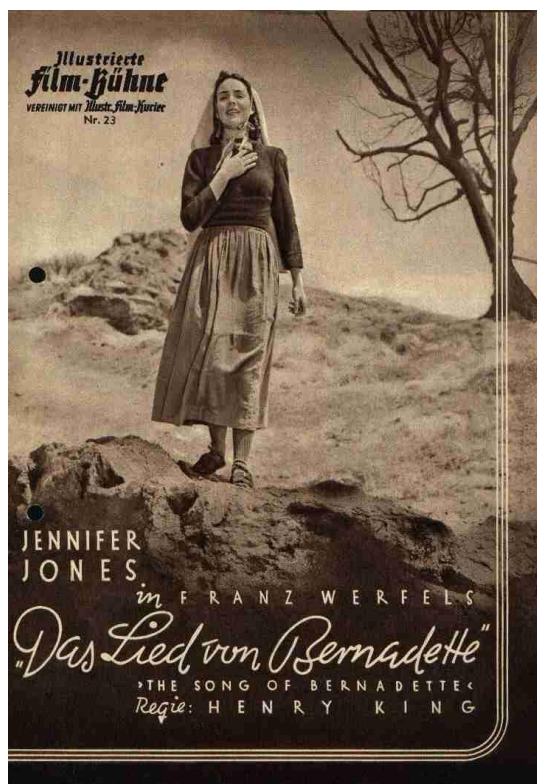
die Decke schmucklos und außer vielen Neonröhren hatte sie nichts zu bieten. Wer guckt schon an die Decke? Meine Stimmlage hatte sich seit Ostern Richtung Alt verändert, aber Arnims klang wie ein Tenor:



Missionsseminar Anbau

Schön, einen gutaussehenden Mentor mit so einer Stimme zu haben, dachte ich, als er mir den Studiersaal im ersten Stock des Anbaus erklärte. Auch dort würden wir künftig zusammen in einem Raum sein: Er mit der vierten in der Mitte des Saales, zwischen der fünften Klasse an der Fensterseite, und mir mit der dritten Klasse auf der rechten Seite des Raumes. Fünfundsechzig Pulte waren besetzt von Schülern aus drei Klassen, jeweils nach Nachnamen sortiert und beaufsichtigt von Pater Wolfram oder Pater Robert, den zwei Präfekten. Im Erdgeschoß des Anbaus lag ein Mehrzwecksaal, in dem vor allem Sport getrieben wurde. Die Halle wurde auch für Veranstaltungen genutzt. Die Sportgeräte können auch abgebaut werden, so dass der Raum voll bestuhlt werden konnte, wenn abends Vorstellungen oder Filmvorführungen auf der Theaterbühne stattfanden. Unter dem Bühnenboden gab es einen Fundus und auch eine Hebebühne samt Technik. Arnim zeigte mir eine verborgene Tür hinter der Bühne. Der Bühnenboden wird von unten durch ein Gewirr von Tragpfählen und Querbalken gestützt. Zwischen den Pfählen war Platz für den Fundus wie Kostüme oder Möbel, Stoffe, sogar Degen, Helme und eine Muskete. Ich war beeindruckt, doch Armin zog an meinem Hemd und deutete zum Ausgang. Wir mussten weiter. Ich freute ich mich auf Kino und Theater, aber Armin wusste noch nicht, was auf dem Programm stand. Er erinnerte sich an den letzten Film.

„Das Lied von Bernadette. Er war in Schwarz-Weiß mit Ton. Ein Film über Bernadette Soubirous, der die Mutter Gottes in einer Grotte bei Lourdes, in Südfrankreich erschienen ist. Sie wurde am 8. Dezember 1933 unter Papst Pius XI heiliggesprochen. Das hatte ich im Religionsunterricht gelernt, aber der Film hat zweieinhalb Stunden gedauert.“ Inzwischen läuteten die Mittagsglocken zum „Ave Maria!“ und es war Zeit



mit ihm ins Refektorium im Erdgeschoß des linken Flügels des Haupthauses zu gehen, aus dem bereits das laute Stimmengewirr von 145 Zöglingen schallte, die sich mit großem Hallo nach den Sommerferien trafen. Auch die Tischbesetzung erfolgte nach dem Alphabet und so saß ich wieder zwischen Fridolin Hauser aus Agawang und Rudolf Keller aus Schwabmünchen, an einem Tisch in der vorderen Reihe der linken Hälfte des Speisaales, in der die Tische der unteren Klassen standen. Auf der anderen Hälfte saßen die Klassen sechs bis neun von der Stirnwand vom bis ans Ende des Raums. An der Stirnwand, auf einem Podium mit zwei Stufen stand der massive Tisch, von dem aus der Regens und seine Präfekten das Geschehen überwachten und mit einer Tischglocke zur Ruhe riefen, wenn Regeln unbeachtet blieben. Was nicht oft passierte, meist wegen Nichteinhaltung des Silentium, das vom Tischgebet bis zum Ende Suppe gilt, bis es vom Pater Regens als beendet erklärt wird. Ich war hungrig wie ein Wolf und froh meine Suppe schweigend auslöffeln zu können: Leberspätzle in Kraftbrühe. Das tat gut und gab mir Mut für den Nachmittag. Wenn jetzt noch Blut- und Leberwurst auf Sauerkraut mit Kartoffelbrei serviert wird ist es ein Glückstag und weil es auch gerade Mittwoch war, sollte es so sein. Die Hauskapelle war weg, aber der Speisesaal mit seinen hohen Wandbildern, in denen vor blauem Himmel von wehenden weißen Schleiern umhüllte Gestalten engelselig zwischen Birken schwebend, war nach zwei Jahren unverändert und das Essen bisher gut. Nachmittags hatten wir Zeit den Spind zu belegen, das Bett zu beziehen und Schreib- und Malgeräte sowie Blöcke, Schulhefte und Bücher in unseren Pulten unterzubringen. Um drei Uhr Nachmittag sollten wir uns in unserem Klassenzimmer im zweiten Stock einfinden. Der für uns zuständige Präfekt Pater Wolfram würde uns in die Hausordnung einweisen. Anschließend würde er einen Kontrollgang durchführen, um fest zu stellen, dass wir alle gut untergekommen sind. Danach könnten wir bis zum Abendbrot im Weiher vor dem Haus schwimmen gehen. Auch die Spinde standen alphabetisch nach Nachnamen nebeneinander und der Buchstabe H ist die Nummer 12 auf unserer Liste. Es dauerte ein wenig bis ich dran war. Pater Wolfram hatte

nichts zu beanstanden und ich konnte meine Badehose anziehen und zum Teich gehen, um vor dem Abendbrot noch etwas zu schwimmen.



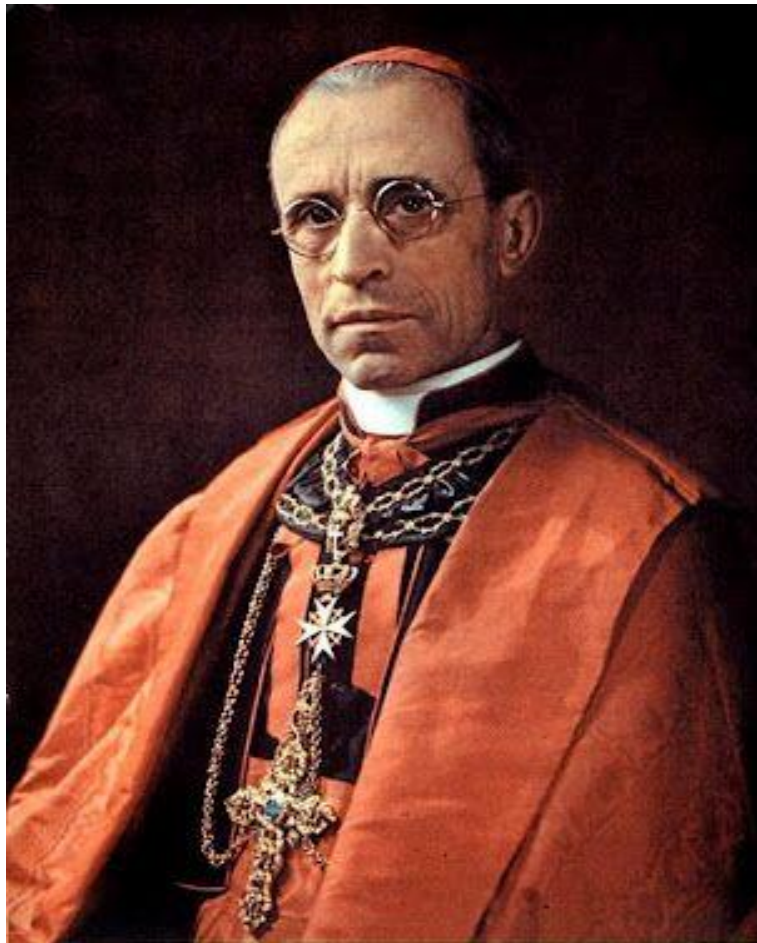
Nach dem Abendgebet in der Kapelle füllte sich das Dormitorium und es dauerte bis jeder gewaschen und mit geputzten Zähnen neben seinem Bettgestell stand. Dann überprüfte Pater Wolfram die vollständige Anwesenheit indem er den Mittelgang durch die Bettenreihen ging um mit scharfen Augen den Sitz unserer Schlafanzüge und den Zustand der umgeschlagenen Federbetten zu prüfen. Er kann auch in die Nachtkästchen sehen, wenn er es für nötig hält. Das galt in Dillingen, das gilt auch hier. Diesmal in einem Saal mit sechzig Kameraden im Alter von zwölf bis sechzehn, die darauf warten zu Bett zu gehen. Fand er viel, was seine Aufmerksamkeit erregte, dauerte es länger. Dann warteten alle länger, bis Wolfram den Befehl gab, ins Bett zu gehen und Silentium einzuhalten. Nach einem letzten Blick über die belegten Betten schaltete er die Deckenbeleuchtung aus und verließ den Raum.

Wenige Minuten später hörte ich an verschiedenen Stellen des Saales Getuschel und Geflüster. Aber das beruhigte sich und wurde von Husten, Nießen und Schnäuzen abgelöst, bis auch das verstummte. Ich fühlte mich merkwürdig mitten unter meinen Klassenkameraden in einem Saal, der so groß ist wie die Mehrzweckhalle im Erdgeschoß. Im dritten Stock, hinter den Bogenfenstern liegt das Dormitorium und am linken Ende dieses Stockwerks der Sanitärebereich. Wir waren ziemlich ruhig, doch bald nervten die Älteren durch Schnarchen, ein anderer erwachte schreiend aus einem Alptraum. Später rennt einer zu den Eimern unter den Waschbecken, weil er Kotzen muss und die Klos zu weit weg waren. Das alles spielte sich im Dunklen ab und regelte sich ohne Eingreifen der Präfekten. Es gab keine Nachtöpfe und der Weg vom Schlafsaal zu der großen Abortanlage im zweiten Stock des Haupthauses war weit und der Boden kalt.

Die beiden Präfekten lebten und wohnten im Hauptgebäude des Seminars. Dort befanden sich auch die sieben Klassenzimmer und ein Musikzimmer. Unser Klassenleiter Pater Guntram lebte, wie alle anderen Mönche, innerhalb der Klostermauern, zu dem die Zöglinge keinen Zugang hatten. Er unterrichtete die Klasse III in Deutsch, Latein und Geschichte. Präfekt Pater Robert war für die Leibeserziehung zuständig, Pater Emmanuel für Religion, Pater Augustin für Biologie und Erdkunde. Studienassessor Josef Graf war der Lehrer für Mathematik der Klassen III-VI und außerdem der Physik der Klassen V-IX. Er war ein viel beschäftigter mittelalter schlanker Mann in Hosen, Hemd, Weste und Jackett. Ein Zivilist mit Brille, der sein Lehrprogramm gezielt und mit Druck vermittelte. Wir mussten uns beeilen, wenn wir seine Standards erfüllen wollten. Das wollten wir, denn eine 3 in Mathematik ist erträglich, aber glanzlos. Herr Graf hatte unseren Ehrgeiz erweckt.

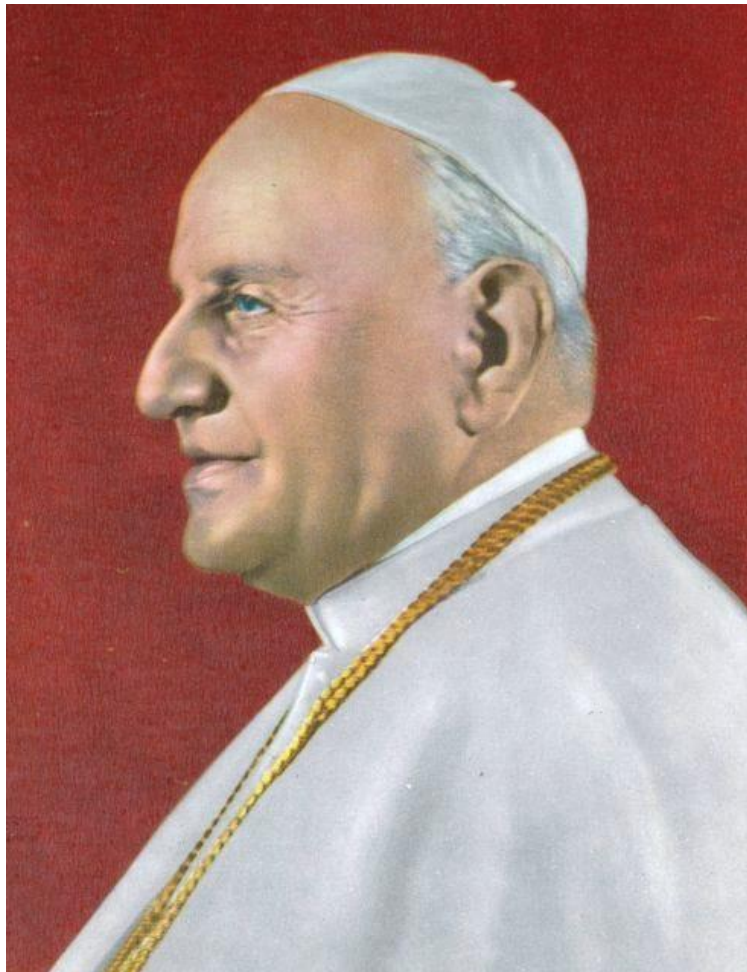
Auch der Musikdirektor Karl Paletta, Lehrer für Musik und Gesang war zivil gekleidet. Er trug ein zwei reihiges Jackett, das Hosenträger verdeckte, er mochte Bügelfalten und elegante Lederschuhe. Er hatte weiße Haare, wirkte aber nicht alt. Außer ihm gab es noch Pater Albert: Er war Lehrer für Violine und Blasinstrumente, aber nicht für Klavier. Paletta war Leiter des Schülerorchesters und der Ausbildung der

Schüler, die sich für Musik als Wahlunterricht entschieden hatten. Davon 39 für Violine in 17 Gruppen, 19 für Klavier in sechs Kursen, 5 für Orgel und 2 für Kontrabass. Meine misslungenen Flötenstunden mit Pater Balthasar rächten sich nun. Ich wurde dem Chor als Altstimme zugeteilt. Wir waren zweimal pro Woche zusammen im Musikraum und übten Chorsingen. Zum ersten Mal zwei Tage nach der Ankunft, am Freitag, um zwei Uhr Nachmittag. Da standen wir dem Maestro in der Aufstellung von Pater Balthasar nach Sopran, Alt und Tenor geordnet gegenüber. Wir sollten uns auf ein Lied unserer Wahl einigen und es vortragen. Wir entschieden uns für „Kein schöner Land“, holten Luft, Musikdirektor Paletta dirigierte uns mit Hand- und Armbewegungen, wurde dabei sichtlich nervöser bis er die Arme hochreckte und schrie: „Schluß! Aufhören!“ Dabei rollte er seine Augen, als ob er Zahnweh hätte. Dann fasste er sich, seine Stimme war klar und was er sagte auch. Er meinte, dass unser Stimmen eingerostet und unsere Atemtechnik miserabel sei, weil wir aus der Brust statt aus dem Unterbauch heraus atmeten. Deshalb würden wir das in den ersten Stunden trainieren, bis wir diese Defizite im Griff hätten. Am Anfang mokierten wir uns über seine nananana, lalalala und andere Lautmal- oder Sprechübungen, die Gymnastik durch Beugen, Arme schütteln, mit dem Kopf hin und her rollen und dabei mit den Füßen ohne Fußball tanzen, aber wir lernten bald unsere Atmung und Körperhaltung besser zu kontrollieren und unsere Münder so zu öffnen, das der Ton vom Atem getragen wird.



Nach dem Ende des Vormittagsunterrichts am Samstag und dem anschließenden Mittagessen, sollten wir uns ab zwei Uhr Nachmittag im Studiersaal bereithalten. Pater Regens werde ab dann jeden der Neankömmlinge aus Dillingen einzeln in sein Büro rufen. An der Ecke zum Anbau, im ersten Stock des Hauptgebäudes; stand der Mahagoni Schreibtisch im Büro von Pater Regens. Pater Bernward Zimt hatte nichts an seiner Ähnlichkeit mit Pius XII verloren. Er war nicht nur so groß und schlank, sondern der Leiter des Seminars wie der achten Klasse und trug noch immer eine Brille wie Papst XII. Seit ich vor über zwei Jahren mit meiner Mutter und Onkel Kreppel vor ihm saß, habe ich ihn nicht mehr persönlich gesehen. Aber

an diesem Samstagnachmittag sollte ich ihm, alphabetisch nach Nachnamen, als zwölfter meiner Klasse, wieder gegenüber sitzen. Diesmal allein und hinter ihm hing kein Porträt von Papst Pius XII sondern von Johannes XXII.



Er hatte einen großen Aktenordner mit vielen Fächern vor sich auf dem Tisch. Ich sagte „Ave Pater Regens“ und er sagte „Setz dich.“ Er zog ein paar Blätter Papier aus einem Fach mit dem Buchstaben H. Meinen Anmeldebogen und meine Zeugnisse. Seine Augen wanderten darauf herum, dann hob er sie, blickte mich an und erklärte mir mit einer mechanischen Stimme, dass ich mit wenig guten Noten aus Dillingen käme und auch zwei Verweisungen eingetragen wurden. Eine davon wegen Anstiftung eines anderen Zöglings zur Übertretung der Hausordnung. Ich wurde immer kleiner und die Augen hinter seiner Brille immer größer, bis er sich endlich zurücklehnte und wieder aussah wie Pater Regens in seiner schwarzen Benediktinerkutte. Er warnte mich davor durch solches Verhalten erneut auffällig zu werden, aber er war zuversichtlich, dass ich dazu mit dem Beistand unseres Herrn in der Lage sei. So habe ich das verstanden, als er die Papiere zurück in das Fach mit H schob, aufstand und mich aufforderte zurück in den Studiersaal zu gehen und ihm Keller, den nächsten auf der Liste der Zöglinge der Klasse III, zu schicken.

Nur mit dem Beistand des Herrn, war ich mir nicht so sicher. Was ist, wenn der Herr mich berufen, aber ich seinen Ruf missverstanden habe. Vielleicht sollte ich zu Hause bleiben und seinem Ruf folgen und außerhalb des Klosters ein gottgefälliges Leben mit Beruf, Frau und Kindern führen? Meine Kameraden dachten nicht über solche Fragen nach. Wieso auch. War ja noch lange hin. Wir waren noch nicht mal dreizehn Jahre alt, es ging uns gut, alles war überschaubar geregelt, Unterrichtspläne, Lehrbücher und Schreibmaterial wurden ausgegeben und wir gewöhnten uns an die neuen Lehrer und neuen Lehrinhalte. Die Tage nahmen ihren Lauf und waren fest getaktet. Nur am Sonntagnachmittag hatten wir frei. Dann kamen viele Eltern und Familien im eigenen PKW um ihre Söhne zu Kaffee und Kuchen abzuholen. Ich hatte wie auch in Dillingen

keinen einzigen Besuch, obwohl der Berg nicht weit war. Ich war nicht neidisch, aber ich vermisste Abwechslung, unkontrollierte Nähe und etwas, wovon ich noch nicht wusste, was es war, weil ich noch zu jung war. Aber ich ahnte, dass etwas mit einer Kraft auf mich zukommen könnte, die den Rahmen meines Lebens, das ich bisher kannte, sprengen würde. In den folgenden Wochen des Monats September lernten wir uns im Seminar und der Klosteranlage zurecht zu finden. Unsere Lehrer versorgten uns mit Lehrmaterial und begannen uns zu unterrichten. Eine Stunde Latein, sechsmal, Mathematik viermal, Geschichte zweimal, Erdkunde zweimal, Deutsch viermal, Religion zweimal, Musik zweimal, Malen und Zeichnen zweimal, Turnen und Sport zweimal neunzig Minuten pro Woche an sechs Schultagen. Zweimal in der Woche gab es am Nachmittag Wanderungen durch die Wälder, über Feld- und Wiesenwege zwischen den Dörfern ringsum das Kloster. Der Herbst war mild, es regnete selten und bis Ende September durfte im Teich vor dem Abendessen noch geschwommen werden. Einmal in der Woche konnten wir duschen. Das fand in einem Häuschen am Rand des Teiches gegenüber dem Seminargebäude statt.



Samstag, nach dem Mittagessen, ging jede Klasse einzeln für zwanzig Minuten dort zum Duschen. Es gab fünfundzwanzig Duschköpfe an einem Rohrgestänge und entsprechend viele Stehplätze. Wir stellten uns alphabetisch nach Nachnamen wie üblich unter einen Duschkopf. Wir duschten in Unterhosen und hatten Waschutensilien wie Bürste, Waschlappen und Seife mit uns. Unsere Handtücher waren in einem Regal neben dem Eingang. Manchmal regnete es, wenn wir aus dem Häuschen zurück zum Treppenhaus liefen, um im Schlafsaal unsere Unterhosen in den Waschbecken mit Rei aus der Tube zu behandeln und ordentlich zu spülen. Dann folgte Maniküre und Pediküre, Haare glatt kämen und den Scheitel von links nach rechts ziehen. Die Präfekten achteten darauf, dass die Regeln der Körperpflege und Bekleidungsordnung eingehalten wurden. Das galt auch für die Ordnung in den Spinden. Es gab keine Schuluniformen, aber die Anzihsachen mussten ordentlich gefaltet werden, Jacken ordentlich am Bügel hängen, Socken ineinander gerollt werden, damit sie als Paare überleben. Um 15 Uhr begann Pater Wolfram seine Inspektion. Jeder stand an seinem Spind und Wolfram begann beim Spind des Buchstaben A. Seine Augen tasteten die Inhalte nach Merkmalen der Ordnung ab. Er brauchte für A „nur“ eine Minute. Aber das konnte sich ändern, etwa

wenn er etwas findet, was nicht in Ordnung ist, der Unordnungsstifter seine Ansicht nicht teilt und das laut und unter Zeugen! Das kann böse enden für den Widerspruchsgeist und wir könnten die Samstagnachmittag Vesper mit Kuchen im Refektorium verpassen.

Die Sonn- und Feiertage begannen um 6 Uhr am Morgen. 6.20 Morgenmesse mit Kommunion in der Hauskapelle. Darnach Frühstück. 8.20 Kirchengang und Teilnahme am Hochamt in der Klosterkirche. Ab 10.30 Lesezeit im Studierzimmer. 12.00 Mittagessen. Von 13-16 Uhr Besuchszeit, darnach Vesperbrot. Von 17-18.30 Lesezeit, 18.45 Abendbrot, 19.45 Abendgebet. 20.15 Nachtruhe. Die Tagesläufe waren so eng getaktet, dass man das Seminargebäude zwar verlassen und sich innerhalb des Klostergeländes bewegen konnte, aber dort alleine blieb. Obwohl ein paar hundert Menschen an diesem Ort lebten, wirkte er meist wie ausgestorben. Es gab zwar Post und Telefon an der Klosterpforte aber weder Rundfunk, kein Kino und nicht mal einen Kiosk. Nur am Klosterpforten standen manchmal Autos und im Garten saßen „Fremde“. Dort gingen viele Eltern mit ihren Söhnen am Sonntag zum Kuchen essen.

An der Klosterpforte führte eine Nonne einen kleinen Laden, in dem es Postkarten und Souvenirs gab sowie Produkte des klostereigenen EOS Verlags. Unter anderem auch den „Missionskalender Jahrbuch St. Ottilien“, den die Zöglinge an ihren Heimatorten zu tausenden verkauften. Er bestand aus einem Kalenderteil von etwa dreißig Seiten. Alle Tage zeigen den Mondstand und den jeweiligen Tagesheiligen bzw. kirchliche Festtage an. Für jeden Monat gibt es ein ganzseitiges Bild passend zum Monat. Die anderen 150 Seiten sind voller gut illustrierter Geschichten und Begebenheiten aus dem Missionsnetzwerk der Erzabtei St. Ottilien. Am Montag der letzten Woche der Sommerferien 1959 wurde durch ein Auto ein Karton mit hundert Exemplaren des Missionskalenders für das Jahr 1960 am Kurheim in Hohenpeißenberg abgegeben. Sie kamen vom EOS-Verlag. In einem Begleitschreiben wurde die verspätete Lieferung bedauert, aber dass man zuversichtlich ist, dass ich versuchen werde so viele wie möglich zu verkaufen und den Erlös nach meiner Rückkehr an der Klosterpforte abzurechnen sowie etwaige Remittenden zurückzugeben.

An den Folgetagen habe ich in und um den Hohenpeißenberg herum fast hundert Exemplare des Kalenders für 1960 an Bauern, Handwerk, Gewerbe und Bergleute für eine Mark und dreißig Pfennige verkauft. Zwanzig Pfennige durfte ich behalten. Das waren die gesparten Portokosten. Die Kunden musste ich aber vor Ort aufsuchen und ihren Kaufwillen herausfordern. Das tat ich, indem ich ihnen erklärte, dass ich vom Kloster St. Ottilien käme und die Benediktinermönche mich geschickt hätten um ihnen den Missionskalender für das Jahr 1960 vorzustellen. Dabei überreichte ich ein Ansichtsexemplar zum Durchblättern und beobachtete ihre Gesichter, auf eine Reaktion wartend. Erst dann eröffnete ich das Verkaufsgespräch, nannte den Kaufpreis. Der Kunde bezahlte, manche gaben auch Trinkgeld. Ich wurde auch öfter auf die Bank am Küchentisch eingeladen, aber ich hielt Abstand, blieb auf das wesentliche beschränkt und hielt mich an die Verhaltensregeln der Satzung während des Heimaturlaubs. Keine Namen, nicht plappern. Was hinter den Klostermauern stattfindet, soll dort bleiben. Aber wenn die Frage kam, warum ich Missionar in Afrika werden wolle, musste sie beantwortet werden. Standardantwort: „Um die Heiden im Namen unseres Herren zum wahren Glauben zu führen.“ Dann schaute ich den/die Fragesteller/in aufmunternd an und wenn sie es nicht reagierten, beendete ich das Ganze mit einem „Amen!“ in der tiefsten Tonlage, zu der ich bisher vorgedrungen war: im Tenor.

Um hundert Exemplare zu verkaufen musste ich bei 150 Häusern anklopfen. An Häusern hat es nicht gefehlt und ich kannte fast jedes einzelne. Woran es fehlte war Zeit. Drei Tage blieben noch. Wenn ich fünf Minuten pro Haus brauche, geht das in den dichter bewohnten Straßen, aber die Fußwege besonders zu den Höfen am Berg waren lang und mein Fahrrad musste ich auf schlechten Wegen und bergauf meist schieben. Nun wollte ich endlich das Geld abgeben, das mir der Verkauf von 96 Heften á eine Mark und zehn Pfennige eingebracht hat. Fast alle wurden mit Münzen bezahlt, die ich bei der Kreissparkasse an der Bahnhofstraße in Hohenpeißenberg in Papiergeld wechselte. Dort hatte meine Mutter mit mir vor drei Jahren ein Sparkonto eingerichtet. Nachdem ich die Münzen und Scheine auf den Tresen gelegt hatte, zählte die Frau am Schalter das Geld durch, steckte einen hundert Markschein in eine Kuvert, legte 6,60 in Münzen dazu, befeuchtete die Klebekante mit der Zunge, verschloss das Kuvert damit und schrieb auf die Vorderseite: EOS-Verlag, St. Ottilien, Missionskalender 1960, 96 Exemplare. Sie übergab mir das Kuvert und meinte, das könne ich so abgeben. Bis dahin solle ich aber gut darauf aufpassen und es verstecken, etwa in einem Buch. Mein Anteil

belieb sich auf neunzehn Mark und zwanzig Pfennige. Zehn Mark gingen auf mein Sparbuch. Jetzt stand ich vor dem EOS-Verlag, um das Kuvert und vier Remittenden zurückzugeben. Die Nonne im Laden nahm alles entgegen, deutet auf meinen Namen auf der Liste meiner Klassenkameraden und ein Feld daneben, da sollte ich unterschreiben. Das Ansichtsexemplar durfte ich behalten. Die Verkaufsergebnisse der anderen Zöglinge auf der Liste waren durch ein Löschblatt verdeckt.



An diesem Freitagnachmittag sollte ich zum ersten Mal seit den Ferien einen Beichtvater in einem der Beichtstühle im rechten Seitenschiff der Klosterkirche aufsuchen. Auf den Bänken zu den Beichtstühlen im Seitenschiff knieten bereits Klassenkameraden und bereiteten sich auf die Beichte vor. Der mittlere Beichtstuhl war der unserer Klasse. Gresser musste gerade drin sein, denn neben mir wartete Hauser und auf meiner linken Seite Keller. Eine Beichte dauerte zwischen zehn und fünfzehn Minuten. Ich hatte also genug Zeit mich vorzubereiten.

Das Buch, das mich bei der Gewissensforschung begleitete war „Gottesdienst, Gebet- und Gesangbuch für das Erzbistum München und Freising“, München, Verlag F. Pfeiffer 1950 – 800 Seiten. Es hat vier Kapitel: Der Christ in seinem Glauben und Beten, S. 13-197, Das sakramentale Leben S. 198-281, Das Kirchenjahr S. 282-511, Liederteil S. 512-800. In Kapitel 2 findet man von Seite 230 bis 256 einen Abschnitt „Das Heilige Sakrament der Busse“, der auf den Empfang des Sakraments vorbereitet. „Wenn wir das Unglück gehabt hätten, in eine schwere Sünde zu fallen, müßten wir sogleich eine vollkommene Reue entwickeln, mit dem Vorsatz, sobald als möglich zu beichten. Diese vollkommene Reue tilgt sofort die Sünde, auch die schwere Sünde. Im 4. Kirchengebot verlangt die Kirche, daß jeder katholische Christ wenigstens einmal im Jahr seine Sünden beichtet (Osterbeichte). Die öftere heilige Beichte – möglichst die Monatsbeichte – ist eine

Gnadenquelle und fruchtbare Gewissensentscheidung.“ Das steht im Abschnitt für erwachsene katholische Laien im Erzbistum München Freising, zu dem Hohenpeißenberg wie auch St. Ottilien gehören. Auf dem Berg brachten alle die ihren eigenen „Gottesdienst“ mit, an deren Kniebänken auf polierten Messingschildern die Namen ihrer Familien stehen, die seit Generationen zu den Gottesdiensten kommen. Es lagen aber auch immer ein Dutzend freier Exemplare am Gang zur Gnadenkapelle. Ich hatte bisher gelegentlich im Abschnitt für Erwachsene gelesen, obgleich der Abschnitt für Jugendliche erst auf Seite 243 beginnt. Von der vollkommenen Reue, die auch schwere Sünden tilgt, hatte ich bis dahin noch nicht gehört. War Saulus ein schwerer Sünder bevor er auf dem Weg nach Damaskus – von einem himmlischen Licht umstrahlt – die Stimme Jesu hörte, der ihn fragt, warum er ihn verfolge? Er verliert daraufhin sein Sehvermögen, wird nach Damaskus geführt, dort von seiner Blindheit geheilt und lässt sich taufen. Aus dem jüdischen Saulus wird ein christlicher Paulus, der vielsprachig und zielstrebig das Christentum im römischen Reich verbreitet. Auf der Suche nach schweren Sünden gerate ich in der Liste von Übertretungsmöglichkeiten der zehn Gebote auf das sechste Gebot, das mich bisher wenig interessiert hat.

DAS HEILIGE SAKRAMENT DER BUSSE

Umkehr und Heimkehr

Jesus spricht: „Im Himmel wird größere Freude sein über einen einzigen Sünder, der sich bekehrt, als über 99 Gerechte, die der Bekehrung nicht bedürfen.“

Lk 15, 7

Die Buße ist das Sakrament der göttlichen Barmherzigkeit zur Vergebung der Sünden. Am Ostersonntag abends hat der Herr seinen Aposteln den Ostergruß gegeben, beim ersten Wiedersehen nach furchtbaren Tagen des Leidens und des Todes: „Friede sei mit euch!“ Dann hat er sie angehaucht und zu ihnen gesprochen: „*Empfanget den Heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen; welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten!*“

Joh 20, 22

In dieses Ostergeschenk, ins Sakrament des Friedens, hat der Herr Jesus seine ganze Erlöserliebe verschenkt. Im Bußsakrament läßt uns Christus unter seinem Kreuze knien, nimmt uns hinein in sein Erlösungssterben und in seine Auferstehung. Der Beichtstuhl ist keine Folterkammer, sondern eine Gnadenstätte des Friedens.

Unser Bußweg freilich muß eine Nachfolge des kreuztragenden Heilandes werden. Fünf Stationen hat dieser Kreuzweg der Buße: Die Gewissensforschung, die Reue, den guten Vorsatz, das Sündenbekenntnis und die Genugtuung. Das wichtigste ist die Reue. Ohne Reue kann keine Sünde nachgelassen werden. Wenn wir das Unglück gehabt hätten, in eine schwere Sünde zu fallen, müßten wir sogleich eine vollkommene Reue erwecken, mit dem Vorsatz, sobald als möglich

zu beichten. Diese vollkommene Reue tilgt sofort die Sünde, auch die schwere Sünde. Im 4. Kirchengebot verlangt die Kirche, daß jeder katholische Christ wenigstens einmal im Jahr seine Sünden beichtet (Osterbeichte). Die öftere heilige Beichte – möglichst die Monatsbeichte – ist eine reiche Gnadenquelle und fruchtbare Gewissensschulung.

Vorbereitungsgebet

Heiliger und barmherziger Vater! Vor dein göttliches Angesicht trete ich in Furcht und Beschämung; denn ich bin seit meiner letzten Beichte wieder in Sünden gefallen und habe deine unzähligen Wohltaten mit Undank vergolten. Aber du willst nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Du erbarmst dich aller, Herr, und hassest nichts von dem, was du geschaffen hast. Deshalb hast du uns im heiligen Bußsakrament ein Heilmittel gegeben, durch das wir unsere Seele reinwaschen und von dir Verzeihung erlangen können. Siehe, barmherziger Gott, so komme ich denn zu dir mit dem ernstlichen Willen, eine gute Beichte abzulegen. Hilf mir dazu mit deiner Gnade.

Komm, Heiliger Geist, sende dein Licht und deine Wahrheit, damit ich meine Sünden klar erkenne. Bewege meinen Willen, daß ich sie herzlich bereue. Gib mir Mut und Kraft, daß ich sie demütig und aufrichtig bekenne. Hilf mir, daß ich mich wahrhaft bessere. Gib, daß mir der Empfang des heiligen Bußsakramentes eine Quelle des Friedens, des Lebens und Segens werde. Durch Christus, unsern Herrn. Amen.

Heilige Jungfrau Maria, Zuflucht der Sünder, stehe mir bei und erflehe mir die Gnade einer würdigen heiligen Beichte.

6. Gebot: Das geschlechtliche Leben

Durch schwere Sünden gegen die heilige Reinheit werden Leib und Seele des Menschen entweiht, die Familien gefährdet oder zerstört.

Gegen die Schamhaftigkeit: Hast du durch vorwitzige Blicke, herausforderndes Benehmen, anstößige Kleidung, schamlose Witze oder Lieder dich selbst oder andere zur Sünde gereizt?

Gegen die Keuschheit: Hast du durch Gedanken und Vorstellungen, Blicke und Begierden, Hören, Reden oder Lesen unkeusche Lust in dir geweckt? Hast du Unkeusches allein oder mit anderen getan? Lebst du in einer sündhaften Bekanntschaft? Hast du deinen Brautstand durch Sünde entweiht? Lebst du in einem ehebrecherischen Verhältnis? Hast du durch Sünden mit Verheirateten auch fremdes Familienglück gefährdet und zerstört? Hast du dich gegen den Zweck der Ehe verfehlt durch Verhütung des Kindersegens?

Bemühe dich bei diesem Gebot, Zahl und erschwerende Umstände ehrlich und gewissenhaft anzugeben. Geschiedene, die nicht kirchlich getraut in bloßer Zivilehe leben, können die heiligen Sakramente nicht empfangen. Sie sollen aber nicht jede Verbindung mit dem kirchlichen Leben abbrechen, sich vielmehr von Zeit zu Zeit Rat beim Seelsorger holen und in Lebensgefahr unbedingt den Priester rufen lassen.

7. und 10. Gebot: Eigentum

Bist du neidisch oder geizig gewesen? Hast du fremde Not zu deinem eigenen Vorteil mißbraucht, durch schlechte Verwaltung oder Unterschlagung, durch leichtsinniges Schuldenmachen oder Nichtbezahlen gemachter Schulden, durch Beschädigung fremden Eigentums, durch Zurückhalten gefundener Sachen oder versäumte Wiedergutmachung, durch Verweigerung des Schadenersatzes? Hast du gestohlen, Gestohlenes angenommen, gekauft oder vertauscht? Hast du schlechte Arbeit geleistet, ungerechte Preise verlangt, minderwertige Ware geliefert?

8. Gebot: Wahrheit und Ehre

Hast du gelogen? Hat deine Lüge jemand geschadet? Hast du verleumdet (von anderen unwahre

Fehler ausgesagt oder ihre wirklichen Fehler vergrößert)? Hast du unbekannte Fehler des Nächsten ohne rechtmäßigen Grund aufgedeckt? Hast du verleumderische Aussagen nicht widerrufen? Hast du durch leichtfertige oder böswillige Reden, durch Zuträgerei Feindschaft gestiftet?

Fastengebot

Hast du an Fasttagen mehr als einmal eine volle Mahlzeit genommen? (Nicht verpflichtet zu diesem Abbruchfasten sind Schwerarbeiter, Kranke, Genesende, Jugendliche unter 21 Jahren und alte Leute über 60.) Hast du an Abstinenztagen ohne wichtigen Grund Fleisch gegessen? (Nicht verpflichtet zum Abstinenzfasten ist, wer an fremdem Tisch, wer im Gasthaus ißt, wer das Essen an die Arbeitsstätte mitnehmen muß.)

Beachte die Fastenverordnungen der Bischöfe.

Die Reue

Ohne Reue gibt es keine Verzeihung der Sünden. Reue ist innere Abkehr von der Sünde, ernste Umkehr und Heimkehr zu Gott. Denk an Gottes Vatergüte, an die Erlöserliebe deines Heilandes, an die großen Gnadenstunden des Heiligen Geistes in deinem Leben. Wie bist du undankbar und untreu gewesen! (Liebesreue.) Besinne dich auf deine Verantwortung vor Gott und auf die Strafgerechtigkeit Gottes. Wie sollst du beim Gericht bestehen können? (Furcht-reue.)

Bitte zuerst mit eigenen Worten um Verzeihung und dann erst bete langsam und nachdenklich die folgenden Reuegebete. So wird dein Herz und wird dein Wille sich von der Sünde abwenden und wieder heimsuchen zu Gott.

Reuegebete

Mein Gott und Herr! Ich habe oft gesündigt und deine gerechte Strafe verdient. Sei mir Sünder gnädig! — Dein göttlicher Sohn ist am Kreuze für mich gestorben

Auf dieser Seite hat mich das klein Gedruckte magisch angezogen: „Geschiedene, die nicht kirchlich getraut in bloßer Zivilehe leben, können die heiligen Sakramente nicht empfangen. Sie sollen aber nicht jede Verbindung mit dem kirchlichen Leben abbrechen, sich vielmehr von Zeit zu Zeit Rat beim Seelsorger holen und in Lebensgefahr unbedingt einen Priester rufen lassen.“ Ich hatte inzwischen gelernt dass die katholische Ehe ein unauflösbares Sakrament ist und auch, dass eine kirchliche Trauung in der protestantischen Kirche nach der Scheidung problemlos ist, wenn wenigstens eine Partnerin bzw. ein Partner evangelisch ist. Wer als standesamtlich wiederverheirateter katholischer Geschiedener oder wiederverheiratete katholisch Geschiedene in Lebensgefahr gerät und einen Priester ruft, darf trotzdem keine Sakramente mehr empfangen: weder Buße noch letzte Ölung. Er oder sie werden sich im Fegefeuer wiederfinden. Wie würde ich mich als Priester in so einem Fall verhalten? Ich war zwar persönlich weit entfernt von solchen Entscheidungen, aber die Frage tauchte damals wie viele andere plötzlich auf.

Statt deiner Führung zu folgen, bin ich meine eigenen Wege gegangen. Dadurch habe ich mich von dir abgewendet und bin in Sünden geraten.

„Tuet Buße!“ So hat dein göttlicher Sohn die sündigen Menschen gemahnt. Darum will auch ich umkehren und komme heute zu dir. Du durchschaust mich und siehst alles, was in mir böse ist. Erleuchte mich mit deinem Heiligen Geist, daß ich meine ganze Schuld und Unordnung recht erkenne. Rüttle mich auf, daß ich mich vom Bösen lossagen kann! Gib mir neuen Eifer für das Gute!

Erforsche dich!

Wann hast du das letztmal gebeichtet? Hast du die auferlegte Buße verrichtet?

Hast du den angerichteten Schaden wieder gut gemacht? (Gestohlenes, Gefundenes, Geliehenes zurückgegeben? Schaden ersetzt? Verleumdung zurückgenommen?)

Hast du bei deiner letzten Beichte eine schwere Sünde absichtlich ausgelassen, so daß die Beichte wiederholt werden muß?

Was hast du dir besonders vorgenommen?

Wie hast du diesen Vorsatz gehalten?

1. Glauben und Beten

Wie steht es mit deinem Beten? Gar nicht — nachlässig — unandächtig gebetet?

Faul im Religionsunterricht, in der Christenlehre gewesen? Freiwillig am Glauben gezweifelt? Dich des Glaubens geschämt?

Überlege: Warum hast du nicht gebetet? Warum schlecht? Welche Gebete versäumst du besonders häufig? Hast du regelmäßig eine gute Meinung gemacht? Ofters untertags an Gott gedacht?

Meidest du Kameraden, die über den Glauben spotten oder ungläubig sind?

Hast du das Gottvertrauen verloren oder bist du vielleicht gar schon verstoßt gewesen, daß du nicht mehr glauben willst?

Bist du für deinen Glauben eingetreten, wenn andere ihn angegriffen oder verspottet haben?

2. Ehrfurcht vor Gott und seinem heiligen Namen
Ehrfurchtslos von Gott und heiligen Dingen geredet? Heilige Namen gedankenlos ausgesprochen - im Zorn zum Fluchen mißbraucht?

Überlege: Sprichst du gerne die heiligen Namen in Stoßgebeten aus?

Sprichst du ein solches Stoßgebet zur Sühne für andere, die du fluchen hörst?

3. Sonntagsheiligung

Heilige Messe an Sonn- und Feiertagen freiwillig versäumt?

Einen Hauptteil derselben freiwillig versäumt? Nur ungerne zur Sonntagsmesse gegangen?

Gleichgültig, unaufmerksam, ungezogen bei der Meßfeier gewesen?

An Sonntagen unnötige Arbeiten verrichtet? Den Sonntag durch liederliches Vergnügen, in schlechter Gesellschaft entheiligt?

Überlege: Warum hast du die Sonntagsmesse versäumt? (Aus Bequemlichkeit, Vergnügungssucht, wegen Sport?)

Hast du dir Mühe gegeben, die heilige Messe andächtig mit einem Gebetbuch mitzufeiern? Hast du die Predigt angehört?

Hast du an Sonntagen die heilige Kommunion empfangen, wenigstens monatlich kommuniziert? Warum nicht? Wie war deine Vorbereitung, deine Danksagung beim Empfang der heiligen Kommunion?

4. Eltern und Schule

Zuhause ungezogen - frech - lieblos - ungehorsam gewesen? Den Eltern aus Bosheit Kummer und Verdruß bereitet? ihnen Böses gewünscht?

In der Schule unaufmerksam - faul - frech gewesen? Die Lehrer geärgert, den Unterricht gestört?

Die Schule geschwänzt? Schularbeiten nicht oder schlecht gemacht?

Überlege: Hilfst du deinen Eltern gern?

Betest du für sie?

Machst du ihnen Freude?

Achtest du die übrigen Angehörigen, alte Leute?

5. Nächstenliebe

Gegen Geschwister - andere Kinder - andere Menschen lieblos gewesen?

Feindschaft gehabt?

Anderen Schimpfnamen gegeben, sie verspottet, geschlagen?

Sie beneidet - schadenfroh gewesen - Schaden zugefügt - an der Ehre geschadet? Zur Sünde verführt, zu welcher? Anderen ein schlechtes Beispiel gegeben? Tiere gequält?

Überlege dir Christi Wort: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Menschen tun, das sollt auch ihr ihnen tun!“ Handelst du danach?

Bist du hilfsbereit, freigebig gewesen?

Hast du gute Kameradschaft gehalten?

Die Schwachen gestützt?

Hast du Böses verhindert, wenn du konntest?

6. Schamhaftigkeit und Keuschheit

Unschamhaft gewesen (- unnötig entblößt, solches unnötig angeschaut oder berührt)?

Schamlose Bilder angeschaut? Schamlose Reden geführt?

Unkeusch gewesen? In Gedanken, in Wünschen?

In Werken, allein, mit anderen?

Überlege: Kleidest du deinen Leib in Ehren?

Hast du Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Lebens?

Meidest du Bücher, die dich auf schlechte Gedanken bringen?

Lenkst du dich rechtzeitig von solchen Gedanken und Vorstellungen ab?

Betest du in Versuchungen?

7. Eigentum

Genascht, gestohlen? Was?

Gefundenes behalten? Geliehenes nicht zurückgegeben?

Fremde Sachen absichtlich beschädigt?

Überlege: Bist du zufrieden, sparsam gewesen?

Bist du verschwenderisch gewesen?

8. Wahrheit und Ehre

Gelogen, geheuchelt?

Fehler anderer unnötig weitererzählt?

Über andere Unwahrheiten ausgesagt?

Überlege: Warum lügst du gewöhnlich (aus Scherz, Gedankenlosigkeit, Furcht vor Strafe, Großtuererei)?
Warum hast du anderen an der Ehre geschadet (Lieblosigkeit, Rachsucht)?

Fasten- und Abstinenzgebot

Habe ich an Freitagen und am Aschermittwoch freiwillig Fleisch gegessen?

Wenn du 21 Jahre alt bist: Habe ich an den vorgeschriebenen Fasttagen die einmalige Sättigung beobachtet? Näheres sagen dir die Fastenverordnungen, die am Kircheneingang angeschlagen sind.

Selbstbeherrschung

Hochmütig - geizig - unmäßig - zornig - faul gewesen?

Überlege: Welcher von diesen Hauptfehlern (Wurzelsünden) ist an deinen Sünden besonders schuld? Hast du bisher diesen Hauptfehler bekämpft? Ist es damit bereits besser geworden?

Sage dem Beichtvater deinen Hauptfehler damit er dir zeigen kann, wie du ihn überwindest!

Bereue deine Sünden und bessere dich!

Nun kommt das Wichtigste: Du mußt dich mit großem Ernste von der Sünde lossagen und dich wieder mit aller Liebe zu Gott hängen.

Darum überlege:

Wie gut war der Vater im Himmel immer gegen dich! Wie schlimm und häßlich war es von dir, daß du gegen seinen Willen gehandelt und seine Liebe betrübt hast!

Mein Herr und Gott! Ich habe gesündigt. Ich habe Böses vor dir getan und viel Gutes unterlassen. All

diese Sünden siehst du und mußt sie verurteilen. Ich aber bitte dich: erbarme dich meiner, o Gott, in deiner großen Barmherzigkeit! Lösche meine Schuld aus! Verzeihe mir! Alle meine Sünden sind mir von Herzen leid. Hätte ich sie doch nicht getan! Nun aber will ich dein gehorsames Kind werden und dir wieder Freude machen. Hilf mir, daß ich mich bessere!

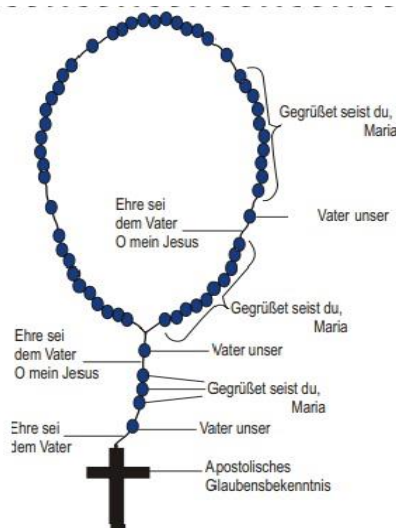
Schau auf den Heiland am Kreuz! Betrachte sein Leiden und Sterben. Es waren die Sünden der Menschen und auch deine Sünden, die das verschuldet haben.

Mein Heiland Jesus Christus! Wie furchtbar hast du am Kreuze für die Sünden der Menschen gebüßt! Alles hast du auch für meine Sünden ausgehalten. Auch ich bin an deinem Leiden schuld gewesen. Es tut mir von Herzen leid. Verzeih es mir! Ich will mir alle Mühe geben, daß ich in Zukunft keine freiwillige und überlegte Sünde mehr begehe. Ich will dich wieder von neuem lieben und aus Liebe zu dir gerne das Gute tun. Göttlicher Heiland, du hast über Sünde und Tod gesiegt; gib mir durch dein heiliges Sakrament die Kraft, daß ich im Guten wachse und mich wahrhaft bessere!

Denke an das Fegfeuer, wo die armen Seelen leiden! Stelle dir erst recht die Qualen der Verdammten in der Hölle vor! Daran kannst du erkennen, wie Gott die Sünden bestraft.

O mein Gott! Du bist gerecht. Ich habe für meine Sünden deine Strafe verdient. In deiner Langmut aber hast du bis heute gewartet und mich zur Beichte kommen lassen. Aus Barmherzigkeit willst du mich wieder als dein Kind aufnehmen. Das habe ich nicht verdient. Ich nehme mir fest vor, alles zu meiden, was gegen deinen heiligen Willen ist. Gib mir dazu deine Gnade! Amen.

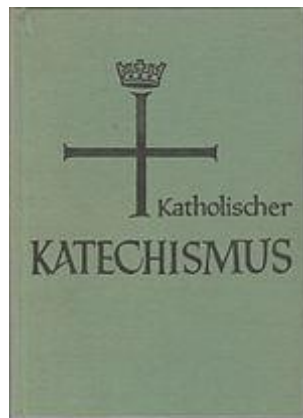
Die Gehäuse der Beichtstühle waren schlicht, aus heller Eiche. Das Fenster in der Tür zum Beichtstuhl, wie die Fenster an seinen Seiten war mit Gitterhölzern gefüllt, durch die nur wenig Licht fiel. Wenn man durch den Vorhang kam und auf der Bank vor dem Holzgitter kniete, konnte man kaum etwas erkennen. Es war ziemlich dunkel. Der Beichtvater kannte meinen Namen. Der stand auf der Liste und ich war pünktlich und anwesend. Ich kannte meinen Beichtvater nicht. Es war ein Mönch aus dem Kloster. Dann begann meine erste Beichte in der Klosterkirche. Es ist kein Beichtgeheimnis, wenn ich verrate, dass ich mich selbst nicht verraten habe. Ich habe ihm nicht erzählt, dass ich beginne nicht am Inhalt der Schriften zu zweifeln, sondern an deren Auslegung. Mir wurde vergeben und ich erhielt drei Rosenkränze, um den Herrn um seinen Beistand in meiner gefährdeten Situation zu bitten. Das tat ich dann auch mit Inbrunst. Ich betete den Rosenkranz dreimal kniend im Licht der sinkenden Sonne, das den Kirchenraum nur noch wenig erhellte.



Zurück im Seminar holte ich mein Gebetbuch aus Dillingen aus meinem Pult hervor. „Laudate – das Gebet und Gesangbuch für das Bistum Augsburg“ wurde herausgegeben im Auftrag des Hochw. Herrn Joseph Kumpfmüller, Bischof von Augsburg, Imprimatur Mai 1948. Druck: Kösel-Verlag München und Kempten 1956. Ich schlug das „Laudate“ auf und blätterte bis auf Seite 109, Das heilige Sakrament der Buße: Sechstes und neuntes Gebot (heilige Reinheit):

„Hast du mit freiwilliger böser Lust Unkeusches gedacht, angesehen, angehört, geredet, geredet oder gelesen? Hast du böse Begierden nach Unkeuschem freiwillig in dir genährt? Hast du Unkeusches allein getan oder mit anderen? Hast du gegen eheliche Treue und ehelichen Kindersegen dich versündigt? Berate dich ehrlich mit deinem Beichtvater! Bemühe dich auch, Zahl und erschwerende Umstände solcher Sünden gewissenhaft anzugeben!“ Mehr steht dort nicht geschrieben.

Der von M. Kardinal Faulhaber Erzbischof v. München-Freising herausgegebene „Gottesdienst“ setzt da etwas andere Akzente und das Kleingedruckte über die Auflösung einer kirchlichen Ehe ist mir bisher gar nicht aufgefallen. Das „Laudate“ ist etwas größer im Format und das Papier der 670 Seiten ist etwas fester. Aber im Erzbistum München-Freising wurde entsprechend dem „Gottesdienst“ gebetet und gesungen und auch die Seitenzahlen aufgerufen.



Im Religionsunterricht erhielt jeder von uns von Pater Emmanuel das Buch, das uns künftig stets begleiten wird. „Der Katholische Katechismus der Bistümer Deutschlands“ von 1959, 288 Seiten. In allen lateinischen und ostkirchlichen Riten beginnt heute die christliche Initiation von Erwachsenen mit ihrem Eintritt in den Katechumenat, um in einer einzigen Feier der drei Sakramente der Taufe, der Firmung und der Eucharistie zu gipfeln. In den ostkirchlichen Riten beginnt die christliche Initiation der Kinder mit der Taufe, auf die gleich darauf die Firmung und der Empfang der Eucharistie folgen. Im römischen Ritus dagegen geht die Initiation während der Jahre der Katechese weiter, um später durch den Empfang der Firmung und der Eucharistie, dem Höhepunkt der christlichen Initiation, vollendet zu werden.

Wikipedia enthält dazu folgenden Eintrag: „In der Eynzyklika ‚Acerbo nimis‘ brachte Papst Pius X. seine Sorge zum Ausdruck, dass religiöses Unwissen der Hauptgrund für das Entstehen der schweren Übel auf der Welt sei. Der Papst forderte deshalb, dass sich die Katechese an der Lehre der römisch-katholischen Kirche ausrichten müsse. Die Lehrsätze seien, so unterstreicht er, für die menschliche Denkfähigkeit und für die Erleuchtung unersetzbar. Der Religionsunterricht sei, so schrieb Pius X., wie er bereits in seiner Antrittsenzyklika E supremi apostolatus erwähnt habe, eine Sorge des Hirten und habe hohen Wert und große Bedeutung. Als erste Pflicht des Hirtenamtes legte der Papst die Verkündigung des Evangeliums und der Lehre dar und in 24 Punkten einige Bestimmungen zur Unterweisung der Jugend, der Vorbereitung auf den Empfang der Sakramente, die Gründung einer Vereinigung zur Katechese in jeder Pfarrei, die Gründung von Religionsschulen in größeren Städten und das Halten regelmäßiger Katechesen in den Gemeinden nieder.“

Wir waren mit Pater Emmanuel im ersten Teil „Von Gott und unserer Erlösung“ noch beim zweiten Kapitel „Von der Erschaffung der Welt, dem Sündenfall und der Verheißung der Erlösung“ auf etwa Seite dreißig.

Der zweite Teil „Von der Kirche und den Sakramenten“ würde erst nach den Weihnachtsferien drankommen. Dort gibt es ab Seite 160 ein Kapitel „Von der Gefährdung des neuen Lebens“ mit den Abschnitten „Die Versuchung, Die Todsünde, Die läßliche Sünde“ sowie ein Kapitel „Buße und Bußsakrament“ mit den Abschnitten „Die Tugend der Buße, Das Sakrament der Buße, Der Empfang des Bußsakramentes, Wie wir das Bußsakrament empfangen und Der Ablass“. Aber dort ist nichts über das Kleingedruckte zum Sechsten Gebot des „Gottesdienstes des Erzbistums München und Freising“ zu finden, wohl aber im Abschnitt 82. Das Sakrament der Ehe: „Durch das Sakrament der Ehe verbindet Christus die Brautleute zu einem heiligen, unauflöslichen Bund. Nur der Tod kann sie scheiden. Darum verurteilt Christus die Auflösung des Ehebundes mit den Worten: Jeder, der seine Frau entläßt und eine andere heiratet, bricht die Ehe, und wer eine vom Mann Geschiedene heiratet, bricht die Ehe“ (Luk. 16, 18). Das klingt ganz so als ob Ehebruch eine schwere Sünde ist, die auch durch vollkommene Reue nicht gesühnt werden kann.

Das dritte Schuljahr am Gymnasium begann nach drei Wochen, wie die beiden letzten Jahre mit einem Desaster im Fach Latein, Note 5 in der ersten Schulaufgabe, Ende September. Ich war nicht der einzige und Pater Guntram bemängelte nicht nur die Resultate, sondern den Leistungswillen der ganzen Klasse. Der müsse sich deutlich ändern. Im Deutschunterricht war er gnädiger und die erste Note war befriedigend. Im neuen Fach Geschichte sah der Lehrplan 2 Stunden pro Woche vor, um in insgesamt 56 Lehrstunden die Entwicklung der Welt vom Altertum bis zum Ende der Völkerwanderung in vier Lehrblöcken zu vermitteln.



Erster Gang durch die Geschichte **Altertum**

I. Vorgeschichte - Die frühen menschlichen Lebensformen. Die ersten großen Erfindungen. (ca 7 Std.)

II. Die Kulturen des Vorderen Orients Eine der großen Stromkulturen. Israel in seiner religiösen Bedeutung. (ca 9 Std.)

III. Die Griechen (ca 14 Std.)

Die griechischen Götter- und Heldensagen (Homer). Wanderungen und Kolonisation. Kulturelle Einheit: Delphi und Olympia. Politische Aufsplitterung in Gemeindestaaten: der spartanische Kriegerstaat; die athenische Demokratie. Der Freiheitskampf gegen das Großreich der Perser. Perikles. Politische Selbstvernichtung im Peloponnesischen Krieg. Alexander d. Gr. und sein Weltreich. Das Weltreich der hellenistischen Zivilisation und Wissenschaft (Alexandria und Pergamon).

IV. Die Römer (ca 14 Std.)

1. Gallier, Etrusker, Italiker, Griechen in Italien.
2. Die römische Republik. Der altrömische Bauernstaat. Patrizier und Plebejer. Rom erobert Italien. Hannibal und Scipio. Die Gracchen und ihre sozialen Reformen. Marius (Heeresreform). Sulla (Senatsherrschaft). Caesar (Imperium).
3. Das Römische Weltreich. Das Friedensreich des Augustus. Rom als Weltstadt. Diokletian (Reichsteilung).

4. Das Christentum und der römische Staat. Entstehung und Aufstieg des Christentums. Kaiserkult und Christenverfolgung. Konstantin d. Gr. Justinian.
5. Römer und Germanen Römische Kultur auf gallischem und germanischem Boden (Trier und Beispiele der engeren Heimat). Der Limes. Das Ende des weströmischen Reiches. Völkerwanderung: Gotenreiche in Italien (Theoderich) und Spanien.
6. Landnahme der Alemannen und Bayern.

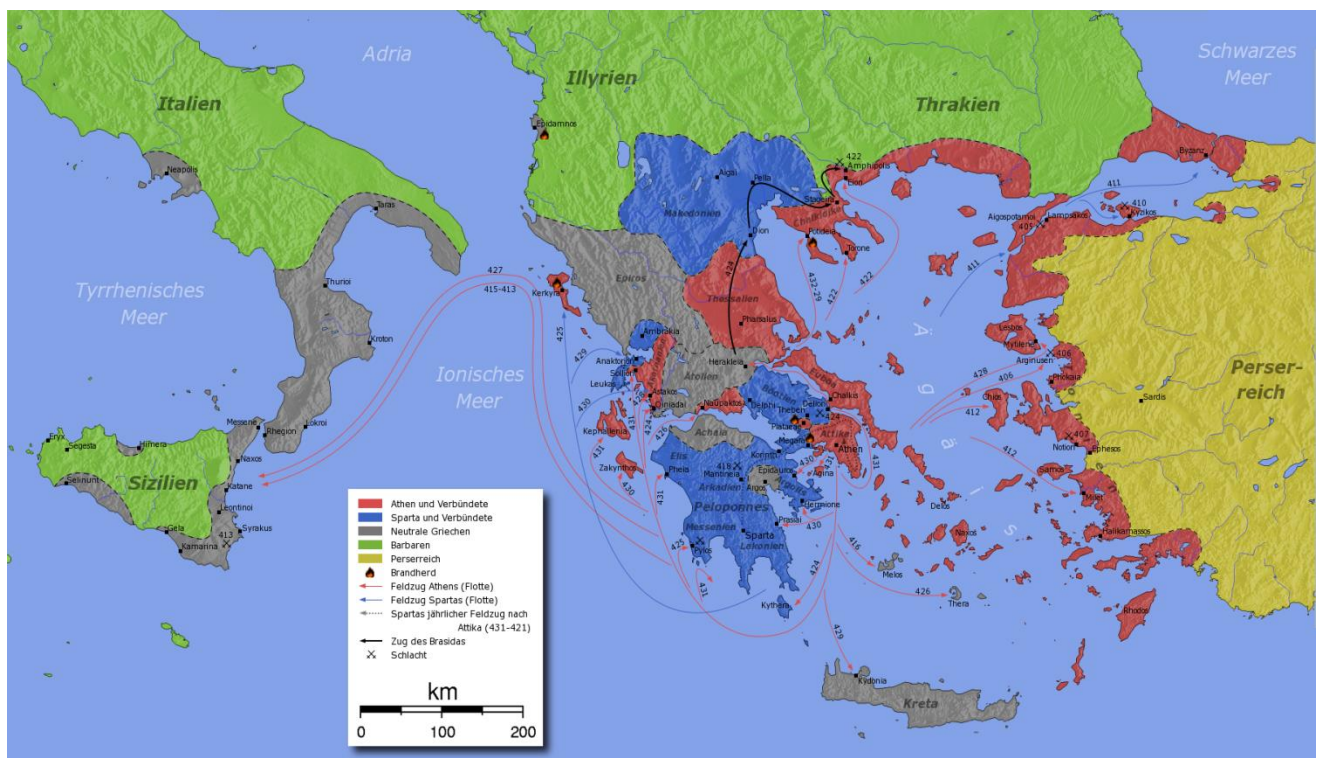
V. Die Verwandlung der Mittelmeerwelt (ca 12 Std.)

Da wir im nächsten Schuljahr anfangen sollten Griechisch zu lernen, war eine Einführung in die Griechische Geschichte und Römische Geschichte durch Pater Guntram sinnvoll, aber in zwei Stunden pro Woche ohne Abstriche schwer möglich. Dazu gehörte nicht nur die politische Geschichte, sondern auch die heidnische Götterwelt, die vom Olymp aus die Geschehnisse der Menschen beeinflusste. Aus dem Lateinunterricht wusste ich, dass die Römer zwölf Götter als „Dei Consentes“ verehrten mit Jupiter als Göttervater umgeben von elf weiteren Göttern, von denen jeder eine Zuständigkeit hatte. Dazu gehört auch ein Kennzeichen, das seinen Zuständigkeiten entsprach wie etwa Adler, Blitzbündel und Zeppter für den Göttervater Jupiter, Dreizack und Streitwagen für Neptun dem Herrn der Meere, Schwert, Schild und Helm für den Kriegsgott Mars, Ähren und Fackel für die Göttin der Landwirtschaft Ceres.



Im Klassenzimmer lag ein großformatiges Buch mit vielen Abbildungen zur Griechischen Kunst und Kultur mit Texten zur Götterwelt und den Tempelberg mit der Akropolis in Athen. Daraus erfuhr ich, dass die Hellenen in den Stadtstaaten der Antike zwölf Götter hatten mit Zeus als Göttervater, Herrscher über Himmel, Blitz und Donner; jüngster Sohn des Kronos und der Rhea; jüngerer Bruder von Poseidon, Hades, Hera und Demeter; Vater von Athene, Apollon, Aphrodite, Artemis, Ares, Eileithyia, Hebe, Hephaistos, Hermes, Persephone, Dionysos, Herakles; die beiden letzten zwei Kinder stammten von sterblichen Frauen, die später in den Olymp aufgenommen wurden. Von Semele stammt Dionysos und von Alkmene Herakles. Diese zwölf Kinder, die der Göttervater mit göttlichen wie irdischen Frauen gezeugt hat, haben auch dieselben Zuständigkeitsbereiche wie ihre römischen Entsprechungen. Es gibt noch über dreißig weitere Götter und Göttinnen sowie viele Arten von Nymphen. Eine Liste der Halbgötter, Heroen und Sagengestalten

zeigt siebzig Einträge von Achilles bis Theseus. Es gibt über fünfzig Tiere und Mischwesen, Ungeheuer, Riesen und Flugwesen. Das waren viele Namen, die Pater Guntram abfragen konnte, aber er durfte sich mit den Götzen der Heiden auch nicht zu lange aufhalten, denn der zu bewältigende Lehrstoff war enorm. Er hatte 56 Stunden, um uns 500 Jahre griechischer Antike zu erschließen und er war ein Lehrer, auf den ich mich freute, auch wenn ich seine Begeisterung für Sparta und seine militärischen Auseinandersetzungen nicht teilte. Pater Guntram war zwar jovial und berechenbar, aber hielt sich strikt an den Text des Lehrbuches. Rückfragen waren nicht vorgesehen. Also blieb ich allein mit meiner Frage, warum Jesus dreizehn Apostel hatte, obwohl er, der kaum so alt wie ich jetzt bin, bereits im Tempel die jüdischen Schriftgelehrten mit seiner Rhetorik in die Enge trieb, bestimmt wusste von der Bedeutung der Zahl Zwölf für Griechen und Römer. Bis zu den Weihnachtsferien wollte uns Pater Guntram bis zu den Schlachten und Feldzügen des Peloponnesischen Krieges führen. Die Farbgebung der folgenden Karte entspricht der Lage bei Ausbruch des Krieges 431 v. Chr., mit Ausnahme des halbbarbarischen Makedoniens.



Der Oktober war bereits zur Hälfte vorbei, als die Kartoffelernte begann und die unteren wie mittleren Klassen für ein paar Tage zur Kartoffellese auf die gepflügten Äcker rings um das Kloster ausrückten. Das Wetter war schön, die Tage warm, der Himmel blau und die Erde trocken. Die Kartoffeln waren gut sichtbar und leicht zu ernten. Wir füllten sie in große geflochtene Weidenkörbe, andere Kameraden fassten sie, wenn sie voll waren, an den Tragegriffen und leerten sie auf einen Anhänger mit Gummireifen. Wenn der voll war, kam ein Traktor mit einem leeren Anhänger vom Klostergut, stellte den ab und fuhr mit dem vollen Anhänger zurück zum Kloster. Um zehn Uhr brachte er auch eine Brotzeit aus der Seminarküche mit und wir machten auf einem Hügel Brotzeitpause. Die Aussicht war klar. Ohne Flimmern oder Dunst konnte man über den Ammersee und den Kirchturm von Dießen die Rückseite des Hohenpeißenberg und dahinter die Alpenkette mit der Zugspitze in der Mitte am südlichen Horizont sehen. Vielleicht war es der Föhn, der die Berge so nah heranrückte. Die Tage vor der Kartoffelernte waren frostig, aber jetzt standen wir in kurzen Hosen und Hemden auf dem Feld und froren nicht. Der Föhn beschert Südbayern nicht nur starke Temperaturunterschiede und eine grandiose Sicht, sondern soll auch Ursache von Kopfschmerzen oder auch Gefühlsverwirrung sein. Der Blick auf die Alpen jedenfalls erzeugte in mir eine seltsame Stimmung der Verlorenheit. Etwa wie Theseus sie gehabt hätte, wenn er den Faden der Ariadne verloren hätte und er

feststellen musste, dass er allein mit dem Minotaurus im Labyrinth gefangen war und den Ausweg ohne Faden nie finden würde.

Im dritten Jahr Latein lernte ich, dass Bedingungssätze (Konditionalsätze) meist mit „wenn“ beginnen. „Ein bedingungsloses Satzgefüge besteht aus einer Bedingung im untergeordneten und der durch sie bedingten Folgerung im übergeordneten Satz. Wie eine Behauptung in einem unabhängigen Satz als wirklich, möglich oder nicht wirklich hingestellt werden kann (vgl. § 178), so auch eine Bedingung und die sich aus ihr ergebenden Folgerung. Der lateinische und der deutsche Sprachgebrauch stimmen dabei im Wesentlichen überein.“ Landgraf-Leitschuh: Lateinische Schulgrammatik, Neubearbeitung München 1950, S. 213. Es könnte sich aber auch um einen Adverbialsatz der Zeit (Temporalsätze) handeln: „Die Temporalsätze bestimmen den Zeitpunkt, die Dauer oder die Häufigkeit eines Geschehens: sie beantworten die Fragen: wann, seit wann, bis wann, wie lange, wie oft? in der Form eines Nebensatzes. Gegenüber der Handlung des übergeordneten Satzes kann die im Temporalsatz enthaltene Handlung gleichzeitig, vorzeitig oder nachzeitig sein. Bei der Genauigkeit des Lateiners in der Behandlung der Tempora muß ferner beachtet werden, ob einmalige oder wiederholte Handlungen vorliegen (vgl. § 184 ff.) Da die Temporalsätze Aussagesätze sind, heißt die Negation non; als Modus ist der Indikativ zu erwarten. Doch steht aus besonderen Gründen bei einzelnen Arten der Konjunktiv.“ Landgraf-Leitschuh, S. 208

In meinem Labyrinth gab es keinen Minotaurus. Das Labyrinth war so ausgeklügelt gestaltet, das man sich dort länger aufhalten musste. Ohne Faden. Es gibt dort auch zu essen und zu trinken, aber es gab kein Entkommen. Im Katechismus fand ich auf S. 188 folgendes: „Das Leben im Orden bietet eine große Hilfe auf dem Weg zu Gott. Wer Gott im Ordensstand dient, hat eine sichere und feste Führung, ist frei von vielen Sorgen und Versuchungen und kann sich mit ungeteiltem Herzen Christus hingeben; er lebt mit anderen zusammen, die ihm durch ihr Gebet und Beispiel helfen, Gott in vollkommener Weise zu dienen. Wer in einen Orden eintreten will, muß von Gott berufen sein. Er muß den Willen haben, Gott über alles zu lieben, Christus ganz nachzufolgen und nach Vollkommenheit zu streben. Außerdem muß er bereit und fähig sein, in einer religiösen Gemeinschaft zu leben, ihre Regeln zu beobachten, den Oberen zu gehorchen, auf eigenen Besitz zu verzichten und ehelos zu leben. Er muß sich auch für die besonderen Aufgaben des Ordens eignen, in den er eintreten will. Für den, der Berufen ist, ist das Leben im Orden ein großes Glück und der sicherste und schönste Weg zur Vollkommenheit.“



Im Katholischen Katechismus, Teil II, im Kapitel über das Wirken der Kirche, im Abschnitt 52. „Weltmission“ stand auf Seite 94: „Vor seiner Himmelfahrt sprach Jesus zu den Aposteln: ‚Gehet hin in alle Welt und predigt

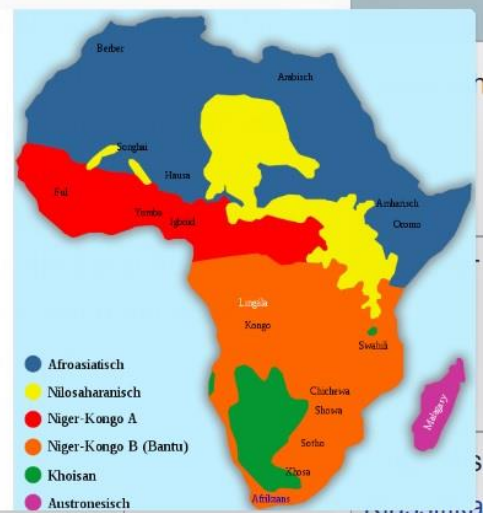
das Evangelium allen Geschöpfen. Wer glaubt und sich taufen läßt, wird gerettet werden; wer nicht glaubt, wird verdammt werden (Markus 16, 15 16). Die Mission ist eine der wichtigsten Aufgaben der Kirche. Immer noch warten viele Millionen auf die Frohe Botschaft. Zudem dringt heute der Unglaube bis in die fernsten Länder und raubt den Menschen auch das Wenige, was sie von Gott wissen. Die Liebe Christi muß uns dazu drängen, alles zu tun, daß auch die Heiden die Wahrheit erkennen und zum Glauben gelangen. In den Missionsländern arbeiten Priester, Brüder, Schwestern, Katechisten, Lehrer, Ärzte und andere Helfer. Viele Missionare kommen aus christlichen Ländern, andere stammen aus den Missionsländern selbst. Sie suchen durch Predigt und Unterricht, Gebet und Gottesdienst, Jugenderziehung und Krankenpflege die Menschen für Christus zu gewinnen. Wir alle müssen helfen, den Missionsauftrag des Herrn zu erfüllen. Missionare und Neubekehrte warten auf unsere Hilfe. Vor allem helfen wir durch unser Beten und Opfern; denn ohne Gnade kann kein Mensch zu Christus kommen. Auch können und sollen wir die Missionsarbeit unterstützen, indem wir Geld und andere Gaben spenden, die Missionszeitschriften halten und verbreiten und für die Mission sammeln und werben. Das Geld dient dem Bau von Kirchen, Schulen und Krankenhäusern, dem Unterhalt der Missionare und der Einrichtung neuer Missionsstationen. Wer in die Missionen gehen will, muß Freude daran haben, an der Ausbreitung des Reiches Christi mitzuwirken; er muß außerdem gesund und genügend begabt sein. Es ist eine große Gnade, von Gott in die Mission berufen zu werden. Wer den Ruf Gottes zur Mission in sich verspürt, soll diesem Rufe freudig folgen.“

Die Frage, die ich mir persönlich stellte war, warum ich die nächsten Zehn Jahre damit verbringen sollte neben Deutsch, die Sprache der antiken Heiden wie Griechisch oder Latein auch noch Hebräisch zu lernen, obgleich fast niemand im Missionsgebiet diese Sprachen verstand. In Peramiho, dem Hauptkloster der Benediktiner im ehemaligen Deutsch-Ostafrika, ein Ort in der Region Ruvuma im Südwesten der Kolonie etwa 80 km östlich vom Ufer des Malawisees entfernt, sprechen die Eingeborenen Bantu, was auf Deutsch ‚Sprache‘ heißt, denn in Tanganyika wurden insgesamt 125 verschiedene Sprachen gesprochen. Die deutsche Kolonialverwaltung förderte maßgeblich die Verwendung einer „Landessprache“, eben Swahili.

Swahili, besonders historisch auch **Suaheli** oder **Kisuaheli** (Eigenbezeichnung *Kiswahili*), ist eine **Bantusprache** und die am weitesten verbreitete **Verkehrssprache**

Ostafrikas. Das Wort s
 „Küste“ oder „Grenze“
Muttersprache der Swa
 Süd-Somalia bis in der
 wachsenden Zahl von
 Mehr als 80 Millionen M
 am meisten gesproche
 Millionen Swahili-Spre

Die **Bantusprachen** bilden eine Untergruppe des Volta-Kongo-Zweigs der afrikanischen Niger-Kongo-Sprachen. Es gibt etwa 500 Bantusprachen, die von ca. 200 Mio. Menschen gesprochen werden. Sie sind im gesamten mittleren und südlichen Afrika verbreitet und dort in allen

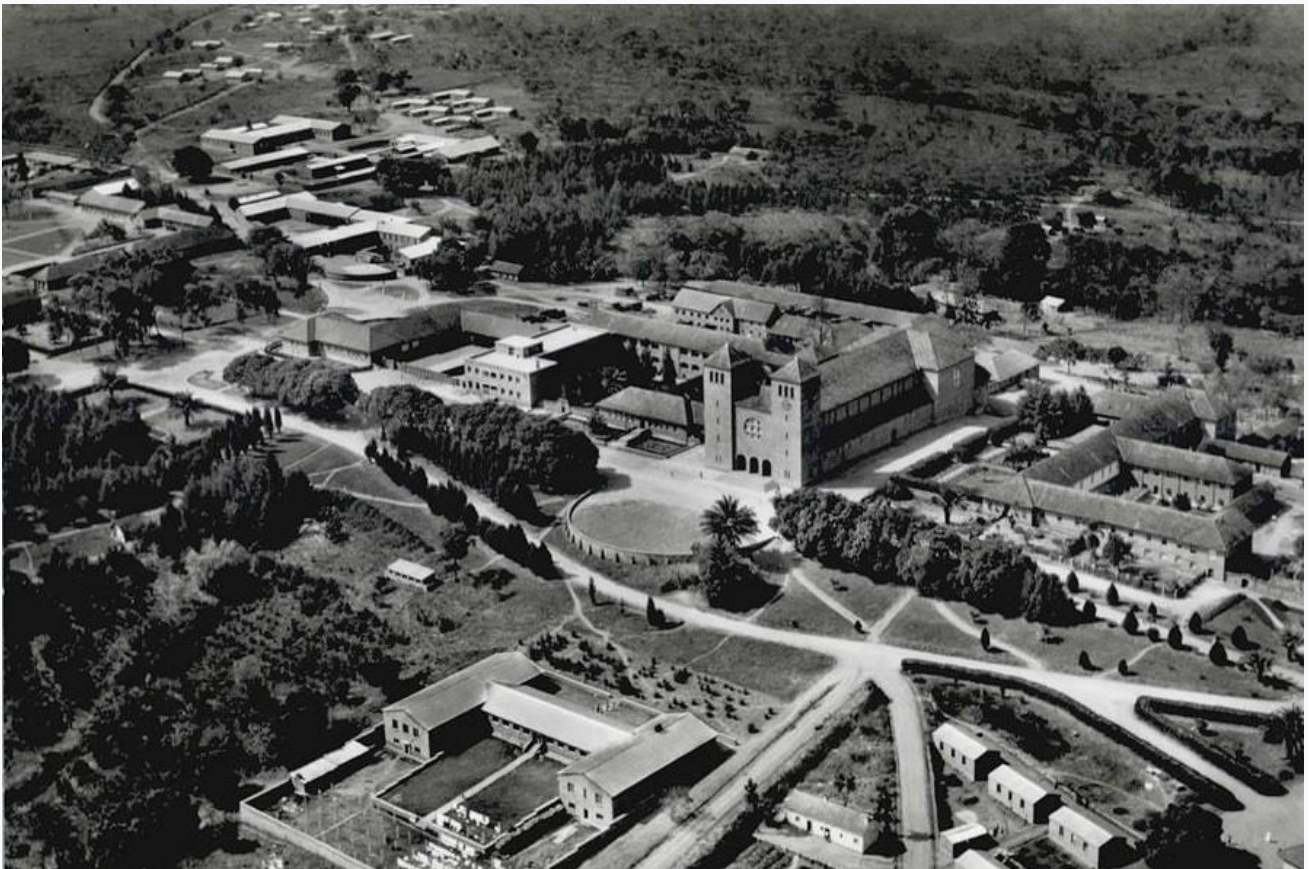


Inh
 1 Verbreitung

Seit dem 18. Jahrhundert übte die Küstenzivilisation durch den ostafrikanischen Karawanenhandel und den damit einhergehenden Sklavenhandel erheblichen Einfluss auf das Binnenland Ostafrikas aus. Im 19. Jahrhundert verlagerte der Sultan von Oman seine Hauptstadt auf die Insel Sansibar gegenüber der ostafrikanischen Küste und intensivierte damit seinen Einfluss auf Küste und Hinterland. Ab 1885 erwarb die von Carl Peters mitgegründete Gesellschaft für deutsche Kolonisation Ansprüche auf Teile des Binnenlandes und versuchte eine Kolonie zu begründen. Die Herrschaft der Gesellschaft brach 1888 im Aufstand der ostafrikanischen Küstenbevölkerung zusammen, woraufhin das Deutsche Reich mit militärischen Kräften die

Gebiete eroberte, die zur Kolonie Deutsch-Ostafrika wurden. Es waren Tanganyika, Ruanda und Burundi. Während des Ersten Weltkriegs konnte die deutsche Schutztruppe unter der Führung von Paul von Lettow-Vorbeck mit Unterstützung von Hilfstruppen einheimischer Askari bis Kriegsende Widerstand gegen die alliierten Truppen leisten. Die Kolonie wurde dennoch ab 1916 von britischen und belgischen Truppen erobert und anschließend unter den Siegern aufgeteilt. Das tansanische Festlandsgebiet kam als *Tanganyika Territory* unter britische Herrschaft und wurde als Völkerbundsmandat (nach dem Zweiten Weltkrieg als Treuhandgebiet der UNO) verwaltet.

Die heutige Abtei wurde in der Kolonie Deutsch-Ostafrika von Benediktinermönch Pater Cassian Spiß 1898 gegründet, um die nicht christliche Bevölkerung des Landes Ungoni zu missionieren. Nach der Niederschlagung des Maji-Maji Aufstandes 1907 förderte die deutsche Kolonialverwaltung ein öffentliches Schul- und Ausbildungsprogramm für die einheimische Bevölkerung. Das kam auch dem Ausbau des Klosters Peramiho zu einer Lehr- und Ausbildungsstätte für die ländliche Bevölkerung zu Gute. Ausbau und Betrieb konnten auch während der britischen Mandatszeit unbehindert fortgesetzt werden. 1931 wurde Peramiho zur Territorialabtei und damit zum Zentrum der benediktinischen Mission im Südwesten des heutigen Tansania.



„Ende des 2. Weltkrieges unternahm man in Peramiho einen zaghafte Versuch, einheimische Kandidaten für den Brüderberuf heranzubilden. Zwei junge Männer machten schließlich ihr Versprechen als Oblatenbrüder der Abtei Peramiho, während andere noch in der Ausbildung waren. Immerhin kamen aus dieser kleinen Gruppe zwei spätere afrikanische Benediktiner. So sah die Situation aus, als im Jahre 1953 Abt-Bischof Eberhard Spiess OSB die Verantwortung der Abtei Peramiho übernahm. Er entschloss sich, die notwendigen Schritte zur Gründung eines rein afrikanischen Benediktinerklosters anzugehen. Dieses Kloster sollte sich frei, gemäß afrikanischer Tradition und Kultur entwickeln können und keine Kopie der Abtei Peramiho oder anderer westlicher Benediktinerklöster werden. Im künftigen Kloster sollte es keinen Unterschied zwischen Chormönchen und Laienbrüdern geben, vielmehr sollte es eine Gemeinschaft mit gleichen Rechten und Pflichten für alle sein. Außerdem durfte das Gotteslob in der Landessprache Swahili

gefeiert werden. Der erste Obere und Novizenmeister, P. Chrysostomus Koch OSB, gab den jungen Mönchen eine solide, wenn auch traditionelle Ausbildung, während Br. Nonnosus Bleicher OSB die Mönche im Handwerk ausbildete und den Aufbau des jungen Klosters leitete. Mit der Anpassung an die afrikanische Lebensart oder gar Inkulturation war man eher vorsichtig, wenn auch gewisse afrikanische Elemente nicht fehlten, beispielsweise die gemeinsame Feldarbeit der ganzen Klostergemeinschaft. Ebenfalls der afrikanischen Tradition entsprechend waren die langen Sitzungen, die zum Erreichen eines Konsenses führen sollen. P. Gregory OSB hat die drei Grundelemente benediktinischen Lebens mit dem Bild von den mafiga matatu erklärt, den drei Steinen, auf denen der Kochtopf der afrikanischen Küche sicher steht: Wie der Kochtopf diese drei Steine benötigt, so braucht der Mönch ebenfalls alle drei Elemente benediktinischen Lebens, nämlich Gotteslob, lectio divina (geistliche Lesung) und Arbeit.“ Abt Lambert Dörr OSB, Peramiho.

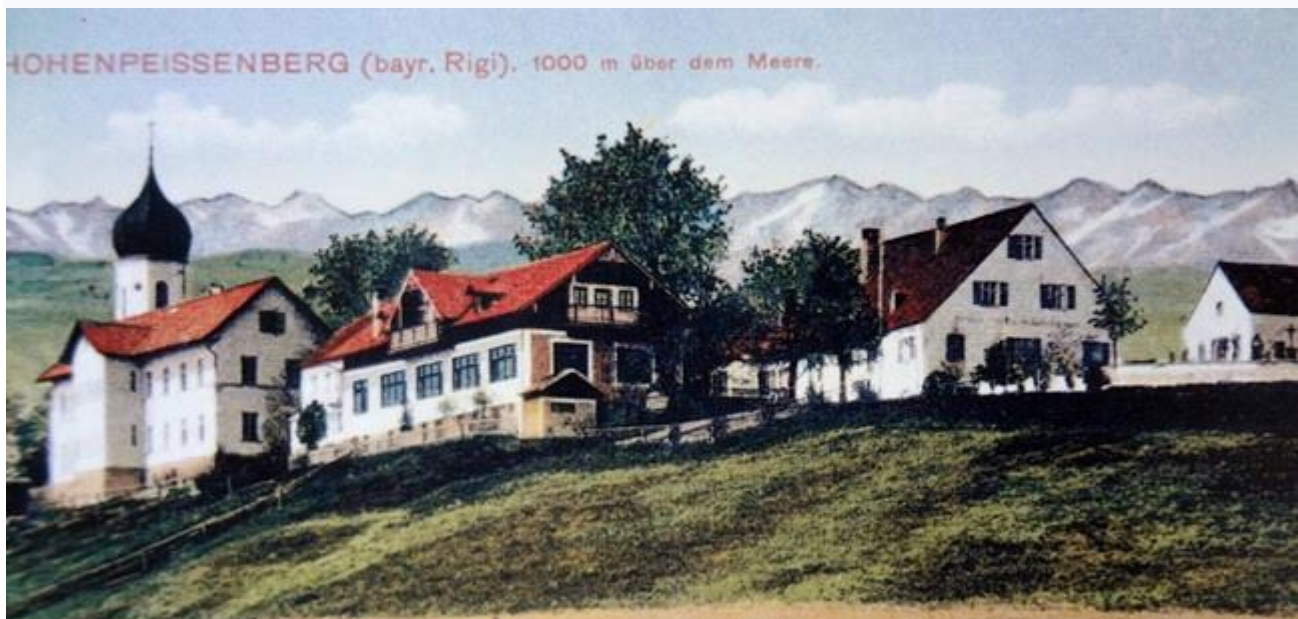
Im späten Herbst wurde die Turnhalle für einen Lichtbildervortrag eines Paters aus Peramiho umgebaut und wir versammelten uns dort alle um ihm zu zuhören. Der Pater aus Peramiho bediente den Diaprojektor und kommentierte die Bilder auf der Leinwand. Er war wie die Mönche des Klosters gekleidet und von der Sonne gebräunt und nicht so hellhäutig wie die Klostermönche. Er war mit dem Schiff durch den Suezkanal nach Genua am Mittelmeer gekommen. Heute hatte er Zeit gefunden, um in einem Vortrag über die aktive Ausbreitung des Glaubens in Ostafrika zu berichten.



„Am 15. Januar 1957 begann in Liganga, einer Missionsstation im Gebiet der Abtei Peramiho im damaligen Tanganyika/Ostafrika, ein neues Kapitel benediktinischer Geschichte. Abt-Bischof Eberhard Spiess OSB von Peramiho nahm eine kleine Gruppe junger Afrikaner in das Noviziat auf; das waren die ersten Samenkörner für die Einpflanzung des benediktinischen Mönchtums in Ostafrika.“ „Es zeigte sich jedoch bald, dass Ligana

nicht genügend Lebensraum und Entfaltungsmöglichkeiten für die wachsende Gemeinschaft bot. Da ergab sich die Möglichkeit, die Farm Hanga, etwa 50 Kilometer östlich von Peramiho, zu erwerben. Das Bild zeigt den Aufbauarbeiten die wenig später begannen. Da neue Kloster dort soll Ende 1960 bezugsfertig werden.“ Es gab Bilder auch von der Feldarbeit, aus den Werkstätten und dem landwirtschaftlichen Betrieb des Klosters Peramiho und den Dörfern der Eingeborenen und ihrer Lebensumstände. „Die Einheimischen“, deren schwarze Gesichter oft mit einem breiten Lächeln auf seinen Bildern zu sehen sind, sagte der Pater aus Peramiho, seien Völker ohne Heil, die der Disziplin und der christlichen Gnade bedürfen. »Dank ihrer weißen Lehrer«, davon ist der Missionar überzeugt, »verloren sie ihre abergläubische Angst, ließen einander am Leben, bekamen vernünftiges Werkzeug und starben nicht mehr an Durchfall und harmlosen Wunden. Und sie waren erlöst zum ewigen Leben«.

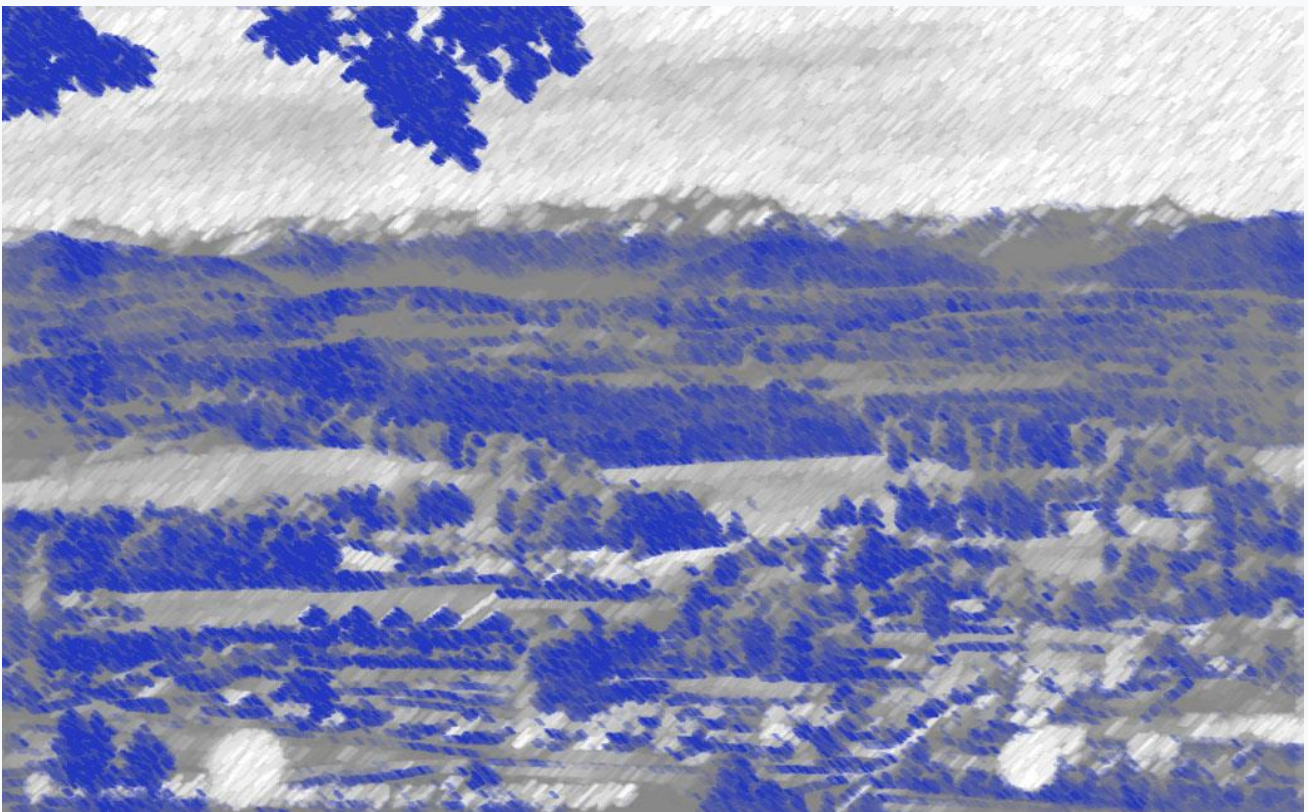
Auch die Natur und ihre gelegentlich gefährlichen Seiten wie Schlangenbisse oder Skorpionstiche, lauernde Krokodile und Löwen, die auf Beutejagd sind, wurden durch entsprechende Bilder illustriert. Danach gab es eine halbe Stunde, in der das Auditorium dem Vortragenden Fragen stellen konnte. Einer fragte nach dem Klima und den Hitzewerten und ob man sich daran gewöhnt, ein anderer wollte wissen wie es mit den hygienischen Verhältnissen bestellt ist. Auch die Sprache kam zur Sprache. Wie lernt man Suaheli und wie wichtig ist es? Sprechen die Einheimischen noch Deutsch? An mehr kann ich mich nicht erinnern. Es war schon spät, möglicherweise war ich verwirrt und müde oder hatte keine Kraft mehr, Eindrücke wie daraus resultierende Fragen zu verarbeiten. Ich war froh als ich im Schlafsaal unter meiner Decke lag und das Licht ausging. Ich wollte nach Hause und nicht nur die Kirche, sondern auch die Berge und meine Familie wiedersehen.



In der Woche darauf durften wir das Seminar zu Allerheiligen und Allerseelen verlassen, um diese Tage in den Kirchen und auf den Friedhöfen unserer Heimatorte zu feiern. Am Samstag dem 31. Oktober nach dem Mittagessen zogen wir los, aber ich war der einzige, der am Bahnhof von St. Ottilien auf den Schienenbus Richtung Weilheim wartete. Mit leichtem Gepäck, denn am Dienstag sollte ich am Nachmittag bereits die Rückreise antreten. Die anderen waren fast alle im Schienenbus Richtung Mering abgefahren. Einige wurden auch mit Autos abgeholt.

Um drei Uhr Nachmittag verließ ich den roten Schienenbus am Bahnhof Hohenpeissenberg und betrat den Bahnsteig. Die Sperre vom Bahnsteig zum Bahnhof war noch geschlossen und würde erst geöffnet werden, wenn der Stationsvorstand den Schienenbus mit einem lauten Pfiff abgefertigt hatte. Nachdem der Zug die Weiche auf das Hauptgleis passiert hatte, kümmerte er sich wieder um die Kartenkontrolle und entriegelte den Ausgang zum Bahnhof und dem Bahnhofvorplatz. Der Himmel über den Gebirgsketten mit dem Förderturm des Kohlebergwerks und den Werkshallen im Vordergrund auf der anderen Seite des Bahnhofs

war von gekräuselten Wolken bedeckt. Die herbstliche Sonne, die durch die Wolken verdunkelt wurde, tauchte die Landschaft in ein fahles Licht. Als ich die Bahnhofstrasse hoch Richtung Gasthof Schächten lief, musste ich an den Tag denken, an dem ich Onkel Kreppel vor vier Jahren zum Bahnhof gebracht hatte. Damals wollte ich wie er Schriftsteller werden. Er hatte Abitur, als er 1944 an die Front geschickt wurde. Auch meine Mutter hatte Abitur. Beide erwarteten von mir wenigstens das Abitur. Nun führte aber nach drei Jahren Seminar kein Weg zurück zu einem Hauptschulabschluss. Die einzige Möglichkeit führte über die Oberrealschule mit Gymnasium in Weilheim. Aber auch dort würde ich für die nächsten sieben Jahre werktätlich, damals also auch am Samstag, an einem altsprachlichen Gymnasium gezwungen sein zwei Stunden am Tag im Unterricht und zwei weitere Stunden durch Heimarbeit im Land der Griechen und Römer zu leben. Das große Latinum wie das Graecum waren seinerzeit Voraussetzung für die meisten akademischen Berufe. Ich hoffte darauf, mit meiner Mutter darüber unter vier Augen reden zu können. Als ich über den Kirchweg, vorbei an kahlen Akazienbäumen in Richtung des Hofes von Schnaderbeck zur Bergstraße ging und die Sitzbank mit Alpenblick erreichte, machte ich Pause und setzte mich. Das Dorf lag im Vordergrund, darüber das Alpenvorland und dahinter das Wettersteingebirge mit der Zugspitze. Ihr Gipfel verschwand in der Wolkendecke, die in flachen Wellen von einer fahlen Sonne erhellt, gegen Osten zog. Es war friedlich und still, die Luft klar, rein und mild. Die dunklen, kalten Rücken der Berge waren schon von Schnee bedeckt. Der goldene Oktober war vorbei, Wind drehte nach Osten und es roch nach Winter.



Ich machte mich wieder auf den Weg aufwärts zur Bergstraße, am Haus von Hohenauer vorbei, über den Fußweg durch die Wiese, die Treppe hinauf und vorbei am Hühnerstall zum Kucheneingang. Die Tür war nicht versperrt und die Küche leer. Alles sauber, niemand da. Auch treppauf ist niemand da. Keine Oma, kein Klaus. Ich gehe durch den Gang zum roten Zimmer, öffne und nun höre ich Stimmen aus dem Holzzimmer, dessen Tür offen steht. Da sitzen Fritz, Wölfi, Sepp und Emmi und spielen Schafkopf. Sie hörten auch nicht auf, als sie mich sahen, sondern gaben sich eifrig weiter Conras und Res. Sie spielten um Geld und rauchten schicke Ami Zigaretten. Zwischen zwei Spielen meinte Fritz, ich solle es mir bequem machen, aber Abstand zum Spieltisch halten. Dann spielten sie weiter und ich ging die Treppe hoch, um nach Zimmer 5 zu sehen. Fritz sagte, es sei frei. Das war es, aber ich musste Lacken und Bezüge aus dem Dielenschrank holen und das Bett beziehen. Eine ganz neues Gefühl: ein Zimmer mit Waschbecken und Alpenblick für mich allein.

Beschwingt machte ich mich auf den Weg nach unten. Die Kartenspieler hatten offenbar genug. Sepp und Emmi mussten zurück auf den Hof. Als sie fort waren konnte ich die meine Brüder endlich fragen, wo Mutti und Onkel Kreppel sind. Sie taten, als seien sie von meinem Unwissen überrascht. Schließlich feixte Fritz: „Die sind auf Hochzeitsreise und du weißt das nicht?“ Zu dieser Zeit hatte ich noch die Eigenart zu erröten, wenn ich mich ertappt fühlte und ebenso stark zu erblassen, wenn ich erschreckt wurde. Meine Brüder konnten das sofort lesen. Sie sorgten sich nun um mich und fragten nach, ob ich denn von der geplanten Hochzeit auf dem Standesamt im Rathaus am 11. November auch nichts wisse? Tat ich natürlich nicht. Ich wollte wissen, wann Mutti und Onkel Kreppel wiederkommen. Mitte nächster Woche. Da wäre ich zurück in St. Ottilien. Oma und Klaus kamen kurz darauf zurück von der Kindernachmittagsvorstellung im Kino beim Bräu. Das gemeinsame Abendbrot dauerte nicht lange, aber nachdem die Küche aufgeräumt war und Oma ihre Räume gegangen war, klopfte ich an ihrer Tür und bat sie darum, mit mir zu reden. Sie setzte sich mit mir an den runden Mahagonitisch und ich wünschte mir die Tage zurück, an denen ich ihr schweigend mit vorgestreckten Armen gegenüber saß und beobachtete, wie sie die Stricknadeln mit flinken Fingern bewegte, um die Wollfäden in schneller Folge durch endlose Schlaufen zu ziehen. Das erinnerte mich an die Zahl 8, von der ich gelernt hatte, sie nach links wie rechts gekippt, auch das Zeichen für Unendlichkeit ist. Heute war das anders. Sie war nicht ungeduldig, sie war müde. Als ich sie fragte, ob das, was meine Brüder mir erzählt hatten, wahr sei, antwortete sie mit einem deutlichen „Ja.“ Sie erwähnte „Umstände“, die diese Entscheidung herbeigeführt hätten und dass ich beruhigt schlafen gehen könne, weil das letztlich nur ein „administrativer“ Vorgang sei. Da meine letzte Postanschrift Administrationsgasse 5 hieß, war mir das Wort nicht unbekannt, aber unbekannt heißt nicht, dass man die Bedeutung im Einzelfall übersetzen kann, selbst wenn man Latein gelernt hat.

„So ist das auch mit Allerheiligen (lateinisch Festum Omnium Sanctorum), ein christliches Fest, an dem aller Heiligen gedacht wird, der „verherrlichten Glieder der Kirche, die schon zur Vollendung gelangt sind“, der bekannten wie der unbekannt. Das Fest wird in der Westkirche am 1. November begangen, in den orthodoxen Kirchen am ersten Sonntag nach Pfingsten. Im Lauf der ersten Jahrhunderte wurde es wegen der steigenden Zahl von Heiligen zunehmend schwierig, jedes Heiligen an einem eigenen Fest zu gedenken. Jährliche Gedenktage für Verstorbene gab es bereits im antiken Christentum. In der Ostkirche finden sich seit Anfang des 4. Jahrhunderts dann ausdrücklich Allerheiligenfeste, die als Herrentag aller Heiligen am 1. Sonntag nach Pfingsten gefeiert wurden. In der Westkirche weihte Papst Bonifatius IV. am 13. Mai 609 oder 610 das zuvor allen Göttern Roms geweihte Pantheon der Jungfrau Maria und allen Märtyrern (Sancta Maria ad Martyres) und ordnete eine jährliche Feier an, zunächst am Freitag nach Ostern, da das Fest inhaltlich stark von Ostern und dem Pascha-Mysterium her geprägt ist. Papst Gregor III. weihte über hundert Jahre später eine Kapelle in der Basilika St. Peter allen Heiligen und legte dabei für die Stadt Rom den Feiertag auf den 1. November. Allerheiligen ist ein sogenannter stiller Feiertag. Das heißt, dass an diesem Tag keine öffentlichen Tanzveranstaltungen durchgeführt werden dürfen und laute Musik verboten ist. Am Tag nach Allerheiligen, dem 2. November, begeht die römisch-katholische Kirche den Allerseelentag, an dem der Armen Seelen im Fegefeuer gedacht wird. (Wikipedia)“

Ich kannte bisher nur einen, der im Fegefeuer sein könnte. Es war der Bauer vom Pröbstlhof, der an der Kreuzung liegt an der die neue Bergstraße auf die alte Bergstraße trifft, die über die Nordseite des Berges hinaufführt. Am Hof des Maxlbauern macht sie eine Kurve und endet beim Pröbstlbauern. Das Hauptgebäude steht längs und etwas abseits von der Straße. Es gab eine große Linde an der Scheune nach Westen und einen Kuhstall nach Norden. Unter einem alten Birnbaum gab es einen festen Tisch mit Stühlen und Bänken. Vom Balkon leuchteten Geranien aus Kästen und der Bauerngarten war voller Blumen und Gemüse. Peter Pröbstl hatte auch einen Schwungradtraktor, der ganz anders klang als die von Eicher, Fendt oder Deutz. Er war ein gut aussehender, athletischer Mann mit dichten schwarzen Haaren und ebensolchem Bart. Er spielte gerne auf der Ziehharmonika und sang dazu. Als das Kurheim noch mit Patienten belegt war, gehörte der Pröbstlhof zum Kurprogramm. Die Patienten machten sich einmal wöchentlich nach einer kurzen Mittagsruhe von einer Pflegerin begleitet, auf den Weg durch den Wald Richtung Hubertushof. Kurz vor ihm biegt man nach links auf einen Fußweg der bergwärts direkt zum Pröbstlhof führt. Dort konnten sie an einem Tisch im Garten Brotzeit machen und Bier trinken oder Kuchen essen und Kaffee mit oder ohne

hausgeschöpfter Sahne trinken. Peter war unverheiratet, aber lebte nicht alleine. Er hatte wohl Geschwister und seine Mutter und möglicherweise noch eine alte Tante im Haus.

Ich kannte Peter nur von Besuchen zu denen meine Mutter mich mitgenommen hatte. Im Garten vor seinem Hof stand ein Gartenhaus das aussah wie ein Austraghäusel, das der älteste Sohn errichtet hatte, bevor er den Hof vom Vater übernommen hat. Vielleicht war der gefallen, oder das Häusel wurde der Pianistin zwangsweise als Wohnung zugeteilt. Ich wusste es nicht und konnte es damals auch nicht wissen. In diesem Häusel wohnte jedenfalls auf Perserteppichen eine mittelalte Pianistin, die zwar ihre Heimat im Osten verloren hatte, aber ihren Stutzflügel retten konnte. Der Wohnraum war sehr eng, aber trotzdem hell und es war auch noch Platz für einen Divan mit Tisch und zwei Sesselchen. Ich hab sie nie auf dem glänzend lackiertem schwarzen Stutzflügel spielen gehört. Selten wurde sein Deckel hochgeklappt und sein golden glänzendes Inneres sichtbar. Ich verließ die Erwachsenen meist nach kurzer Zeit mit der Auflage meiner Mutter, mich in Rufweite aufzuhalten.



Nachdem Onkel Kreppel sich in Hohenpeißenberg eingelebt hatte, dauerte es nicht lange, bis er und Peter Pröbstl sich begegneten und Gefallen an einander fanden. Manchmal ging auch Mutter mit ihm abends zum Pröbstlhof und ich lag längst im Bett, wenn sie wieder kamen. Zu uns nach Hause ist er jedenfalls nicht gekommen. Ich habe erst wieder von ihm gehört als sie mich im Juni 1956 von der Terrasse zu sich rief. Sie bräuchte meine Hilfe. Etwas Schreckliches sei passiert: Peter Pröbstl sei tot. Sie wolle mit Onkel Kreppel zur Beerdigung gehen. Ob ich zur Nachbarin, Frau Hochenauer gehen und fragen könnte, ob sie bitte einen Strauß Phlox für Peters Grab beiträgt. Dann sagte sie auffordernd „Bitte! Bitte!“ und sah mich traurig an. Also eilte ich den Hang hinab zu Hochenauers neuem Haus und bettelte bei ihr um einen Strauß Phlox und weil sie mich und meine braunen Augen mochte, ging sie in ihren Garten und kam mit einem großen Strauß zurück. Bevor sie mir die übergab, sah sie mich prüfend an und fragte: „Und woran ist er gestorben?“ Als ich ihr antwortete, dass ich darüber nichts wüsste, warf sie mir einen skeptischen Blick zu und wackelte dabei mit dem Kopf, so als ob ich ihr etwas verschwiege. Ich rannte den Berg hoch, gab die Blumen meiner Mutter und sagte ihr, dass Frau Hochenauer gefragt hätte, woran Peter gestorben sei. Ihre Antwort war, dass man das noch nicht wisse. Aber kurz darauf wurde bekannt, dass die Beisetzung ohne Aufbahrung in einem abgesonderten Teil des Friedhofs außerhalb seiner Mauern stattfindet. Er wurde Schindanger genannt, weil dort die Selbstmörder oder die zum Tode Verurteilten begraben wurden. Am nächsten Tag wurde inzwischen in der Schule darüber gesprochen, dass Peter mit einem Seil um den Hals tot an einem Balken hängend im Dachstuhl der Tenne des Pröbstlhofes gefunden worden sei. Onkel Kreppel und Mutti wirkten sehr betroffen und als ich Mutti fragte, warum sich ein so begabter Mann, ein fröhliches Naturtalent in Onkel Kreppels

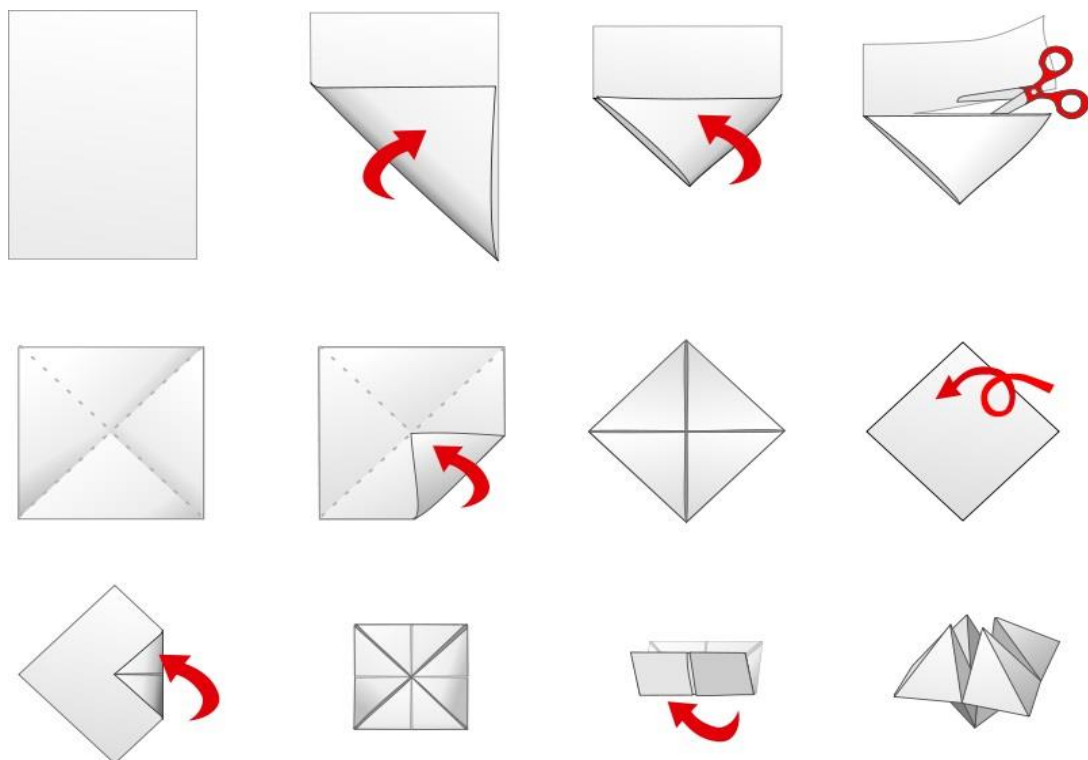
Sprache, selbst erhängt hat, bekam ich als Antwort, dass es viele Menschen gäbe, denen man nicht ansehen kann, dass es ihnen innerlich schlecht geht. Peter sei wohl so einer gewesen. Daran dachte ich, als ich an diesem Allerseelen 1959 an einem endlos grauen Tag vor einem schlichten, schmucklosen Grabhügel mit einem kleinen Holzkreuz und dem Namen „Peter Pröbstl“ und zwei Jahreszahlen stand. Eine davon war 1956, die andere habe ich vergessen. Es stand dort weder sein Beruf oder die Todesursache. Daneben gab es noch drei oder vier grobe Granitsteine mit russischen Vornamen wie Ivan, Sergej, Wladimir oder Pjotr. Sie starben alle im selben Jahr 1945. Auch drei oder vier unaussprechliche Nachnamen, sonst nichts. Es sollen Fremdarbeiter gewesen sein, die auf den Höfen ausgeholfen haben, als die Wehrmacht die Söhne der Bauern zum Dienst einberufen hatte und die Ernte in Gefahr war. Sie sind vielleicht natürlich verstorben, aber liegen sie in ungeweihter Erde, weil sie keinen Taufschein hatten?

Was hätte Theseus gemacht, wenn er den Faden der Ariadne verloren hätte und allein im Labyrinth gewesen wäre mit dem Minotaurus? Ohne Dachbalken und Seil? Hätte er sich in sein Schwert gestürzt? Warum richtet sich ein Mensch selbst, obwohl er keines Verbrechens schuldig ist? Äußerlich sind keine bedrohlichen Umstände erkennbar, während die Bedrohung im Inneren so überhandnimmt, dass man sich selbst richtet und daraus einen Mord macht. Das kann nur das Werk des Teufels sein, deshalb leidet Peter jetzt im Fegefeuer.



Nach dem Mittagessen und Verabschiedung von Oma und den Brüdern mit Händelschütteln und auf die Schulter klopfen, verließ ich am Dienstag nach Allerseelen das Haus In bedrückter Stimmung. Mit meinem Campingsack über der Schulter ging ich an dem Bach entlang, an dessen oberem Lauf unsere Müllschlucht lag. Er unterquerte die Bergstraße unter dem Grundstück von Hochenauer durch einen runden Kanal aus Betonröhren und fließt klar und sauber in einem Bett aus Geröll und Steinen weiter bergab. Der Fußweg, den man über eine Treppe von der Bergstraße erreichte, folgt kurz dem Bach, überquert ihn auf der Höhe von Schnaderbecks Hof und dem Haus des damaligen Bürgermeister Heiß. Von dort geht es weiter auf einer Schotterstraße an der Volksbücherei, der Evangelischen Kirche, dem Haus des Försters, der Bäckerei Sanktjohanser und der Metzgerei Jauss vorbei zur Hauptstrasse. Die war geteert. Aber der Weg von dort

weiter zum Bahnhof war es nicht. Ohne zu Rennen braucht man etwa 15 Minuten. Die Abfahrzeit vom Bahnhof ist um 14.19, er war also Zeit kräftig auszuschreiten, um den Zug noch zu erreichen. Nach Weilheim sind es 16 Kilometer. Es gab zwei Haltestellen in Peißenberg. Der Zug braucht 12 Minuten, wie hoch ist seine Geschwindigkeit pro Stunde? 80 Km/h. Zwischen Weilheim und St. Ottilien gibt es Raisting, Dießen, St. Alban, Riederau, Utting und Schondorf am Ammersee. Die Entfernung ist 40 Kilometer und der Zug braucht 30 Minuten.: Ergebnis das gleiche: 80 Km/h. Das mochte ich an Rechnen, nun Arithmetik genannt: Es war eine Kopfsache mit klarer Sprache und Ergebnissen, ohne Interpretationsspielräume wie bei Schuld und Sünde, Sühnbarem und Unsühnbarem, Himmel, Fegefeuer und Hölle.



Je länger ein Zug braucht, um einen Kilometer zu fahren, desto langsamer ist er. Dem Kilometer ist das egal, er bewegt sich nicht. Ich war auf meinem Weg an der Bahnhofswirtschaft angelangt, als eine Dampfmaschine aus den Wäldern in Richtung Peiting die Ankunft einer Lokomotive ankündigte. Zwei Minuten später stoppte sie fauchend und mit quietschenden Rädern vor dem Ausfahrtsignal. Die Lokführer schauten aus dem Führerstand der Lok, der Zugbegleiter klappte die Scherengitter der Plattformen hoch und hakte sie ein. Der Bahnhofsvorsteher kam mit seiner Kelle in der Hand aus dem einstöckigen Bahnhofgebäude. Darin gab es ein Wartezimmer, einen Schalterraum für den Fahrkartenverkauf und einen Raum mit Stellwerkhebeln, einem Telefon an der Wand sowie einer Tür durch die nur der Bahnhofsvorsteher den Bahnsteig betreten konnte. Daneben gab es noch eine Lagerhalle für Bahnfrachtgut mit Laderampen auf der Schienen- wie auf der Straßenseite. Auf der anderen Seite des Bahnhofplatzes wohnte der Bahnhofsvorsteher in einem hübschen Haus mit Blick auf die Zeche und die Berge. Mit etwas Abstand gab es auch eine kleine Fabrik mit Gleisanschluss, die Bimssteine herstellte. Die wurden unter anderem dazu benutzt, um Hornhaut etwa an den Fersen weg zu rubbeln. Und da sich viele Menschen keine guten Schuhe leisten konnten, aber viel zu Fuß unterwegs waren, gab es große Nachfrage nach Bimssteinen. Das wusste ich von meiner Mutter, die mir auch erzählte, dass man damit gutes Geld verdienen kann.

Die Abfahrzeit wurde punktgenau eingehalten. In einem Waggon der dritten Klasse mit Holzbänken, der in der Mitte nach Rauchern und Nichtraucherern durch eine Wand mit Schiebetür getrennt war, zog ich im Nichtrauchererteil mit einem Ledergurt ein Schiebefenster nach unten, steckte meinen Kopf hinaus und sah zu wie die Dampflok fröhlich schnaubend durch die Wälder gegen Osten bergab und durch die Anlagen

des Bergwerks und seiner Verladegleise für Kohlezüge in den Bahnhof von Peißenberg einfuhr. Auch auf der Weiterfahrt über Peißenberg Ost nach Weilheim erreichte der Zug niemals 80 Kilometer pro Stunde. Nach 20 Minuten war ich in Weilheim. Der Anschlusszug nach Mering stand schon auf Gleis drei bereit. Es war wieder ein rot-weißer Schienenbus, der nach Raisting auch an jedem der fünf Bahnhöfe am Ammersee für zwei Minuten Halt machte, bevor ich in St. Ottilien aussteigen konnte. 12 Minuten Stillstand. 40 Kilometer mit 80 Km/h bei 30 Minuten Fahrzeit geht nicht, wenn nur 18 Minuten Fahrzeit verbleiben. Er fuhr also nur 72 Km/h. Ich hatte einen Fensterplatz mit Seeblick. Ich dachte kurz darüber nach, wie mein Bruder Fritz



täglich zur Schule geht: Der Weg vom Haus in Hohenpeißenberg zum Bahnhof und zurück dauert 2x20 Minuten, vom Bahnhof Weilheim durch die Stadt zur Oberrealschule und Gymnasium und zurück 2x20, im Zug 2x20 auf Bahnsteigen 2x10. Addiert ergibt das täglich 80 Minuten zu Fuß, 40 Minuten in Zügen und zwanzig Minuten auf Bahnsteigen außer Sonntag, der ist dem Kirchengang vorbehalten. Ob Regen oder Schnee, keine Ausnahme. Das alles auch noch mit einem Schulranzen mit Pausenbrot und schweren Büchern auf dem Rücken. Wenn man nun noch 2x6 Stunden an 240 Tagen Latein und Griechisch addiert ergeben sich fast 70 Tage pro Jahr, die ich mit Fortbewegung und toten Sprachen verbringen würde. Und das für die nächsten sechs Jahre!

Nach vierzig Minuten mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 60 Kilometer pro Stunde schaltete der Dieselmotor ab, die Bremsklötze stemmten sich gegen den Stahl der Räder, die Türen wurden aufgeklappt, ich stieg als einziger aus dem Triebwagen auf den Bahnsteig des Bahnhofs der Erzabtei St. Ottilien. Die Türen klappten zu und nach einer Minute gab es einen Pfiff, der rote Pfeil des Signalgerüsts hob sich nach oben, der Dieselmotor drehte hoch und der Bus verschwand Richtung Geltendorf. Die Bahnhofsuhr zeigte 15. 46 Uhr an, als ich von der Station auf das Seminargebäude zustrebte und rechtzeitig um 16 Uhr zum Vesperbrot im Refektorium eintraf. Am Tisch der dritten Klasse waren fast alle Stühle belegt, bei den mittleren Klassen und der Oberstufe sah es anders aus. Die mussten erst um 18 bzw. 20 Uhr zurück sein. Die große Küche im Kellergeschoss des Haupthauses, in dem auch die Vorrats- und Kühlräume, Abspülräume, Wäscherei und auch Personalräume untergebracht waren, war scheinbar noch nicht in voller Bereitschaft. An guten Tagen gab es Bienenstich mit Muckefuck. Den konnten wir uns aus Heißbehältern an der Theke abholen. Dort stand zwar ein Stapel mittelgroßer Teller aber kein Tablett voller Bienenstich. Heute war es nicht so. Es gab heute nicht mal Zwieback und nach kurzem Hallo machten wir uns alle auf den

Weg zu unseren Spinden und dann zum Studiersaal im zweiten Stock des Anbaus. Dort saßen wir um 16.30 an unseren Pulten. Pater Robert führte die Aufsicht. Es herrschte Silentium. Einige kruschten in ihren Pulten, andere brüteten über Lehrbüchern oder waren am Schreiben. Um 18 Uhr wurde das Silentium und Anwesenheitspflicht aufgehoben. Um 18.45 Abendessen, 19.45 Abendgebet, 20.15 Licht aus. Ich hatte Sehnsucht nach dem Bett in Zimmer 4 mit Bergblick und Mond und Sternen am Nachthimmel.

Der Volkstrauertag ist in Deutschland seit 1922 ein staatlicher Gedenktag und gehört zu den stillen Tagen wie etwa auch Karfreitag. Er wird seit 1952 am 33. Sonntag des Kirchenjahres, dem vorletztem Sonntag vor dem ersten Adventssonntag, begangen und erinnert an die Gefallenen und Opfer der Kriege. In Hohenpeißenberg war das ein Tag, an dem hunderte von Einheimischen zum Kriegerdenkmal an der Wallfahrtskirche pilgerten, um der Väter und Söhne zu gedenken, die in den beiden Weltkriegen gefallen waren. Viele Vereine traten mit Fahnen und Mitgliedern auf, viele Reden wurden gehalten und viele Tränen flossen, wenn Pfarrer Kleidorfer darum betete, dass unser Herr ihr Opfer für Volk und Vaterland anerkennen möge. Auf schwarzen Marmortafeln am Kriegerdenkmal an der Mauer der Wallfahrtskirche waren damals die Namen der Gefallenen meist mit Ort und Tag der Geburt sowie Todestag und Ort in goldener Frakturschrift eingetragen. Das Dorf hatte 1914 etwa 1400 Einwohner und verlor bis Kriegsende 56 Männer, die meisten von ihnen unter dreißig Jahre alt. 1939 hatte das Dorf durch die gestiegene Nachfrage nach Kohle etwa 2300 Einwohner. Bis zum Kriegsende 1945 fielen 158 männliche Einwohner, die meisten von ihnen waren unter 30 Jahre alt und fielen im Krieg gegen die Sowjetunion. Nur wenige Familien überlebten den Krieg ohne Verlust mindestens eines Familienmitglieds.



Am Samstag nach meiner Rückkehr ins Kloster hatten wir Ausgang. Am nächsten Sonntag, dem vorletzten des Kirchenjahres, am 15. November, sollte der Volkstrauertag mit einem Hochamt in der Abteikirche und einer Prozession zum Friedhof mit anschließendem Totengedenken auf dem Friedhof begangen werden. Ich hatte eine Stunde freie Zeit und entschied den Ort der Veranstaltung vorab aufzusuchen. „Im Jahr 1890 legte das Kloster St. Ottilien an einem vorchristlichen keltischen Grabhügel der La-Tène-Zeit einen Friedhof für seine eigenen Bestattungen an. Dazu wurde der Rundhügel nahe dem Bahnhof auf achteckigem Grundriss mit drei Terrassenstufen überformt. Auf diesem Gelände finden Mönche des Klosters, Anwohner und gelegentlich Wohltäter sowie Angehörige der Mönche ihre letzte Ruhe.“ Einunddreißig Namen wurden auf einem Denkmal für die Gefallenen des ersten Weltkrieges im Zentrum des Klosterfriedhofs eingraviert. Die Inschriften waren bis auf die Jahreszahlen und Namen rätselhaft. Was heißt BR, FR oder NOV? Bruder, Frater und Novize? Wo sind sie gefallen und warum gibt es keine Geburtsdaten?

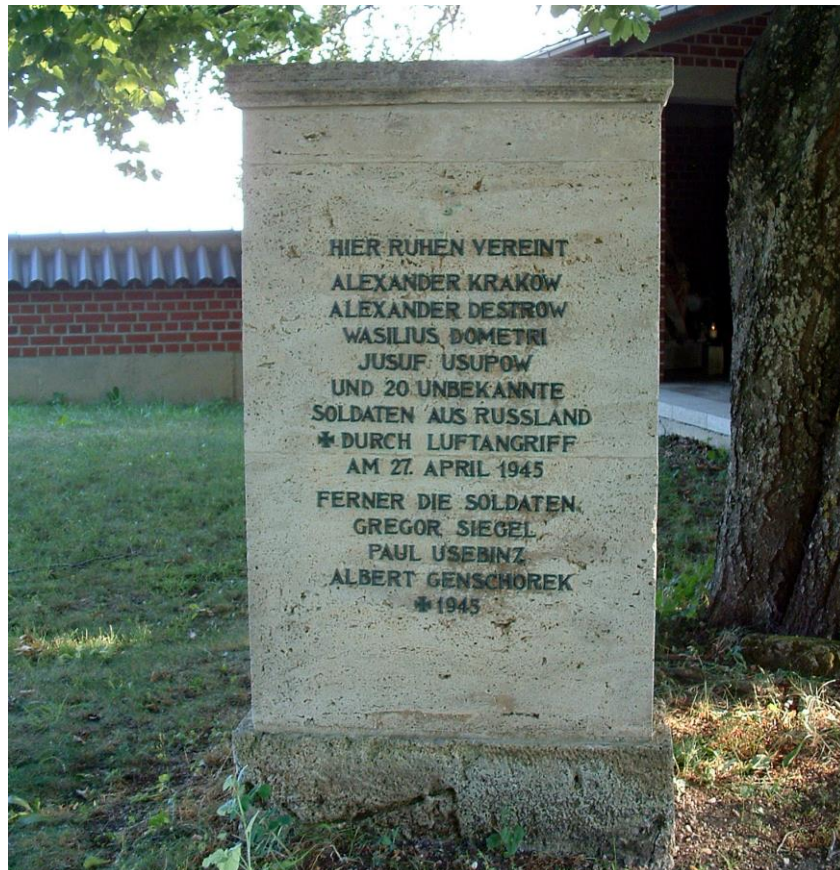


Auf dem Klosterfriedhof mit dem Denkmal für die Gefallenen des ersten Weltkriegs, gibt es einen abgeteilten Bereich mit schlichten Grabkreuzen aus Eisen mit den Namen und Geburts- wie Sterbetage gefallener deutscher Soldaten aus dem zweiten Weltkrieg aus der Umgebung. Die dort lagen, hatten alle ein kurzes Leben. Die meisten starben in einem Alter von unter dreißig Jahren.



„Das erste Konzentrationslager, das von den Amerikanern auf deutschem Boden am 4. April 1945 befreit wurde, war Ohrdruf, ein kleineres Außenlager von Buchenwald in Thüringen. Als der Oberbefehlshaber der Alliierten Streitkräfte, General Dwight D. Eisenhower zusammen mit den Generälen George Patton und Omar Bradley das Lager am 12. April besichtigte, wurden sämtliche Pressefotografen der Armee beauftragt, alle Konzentrationslager zu fotografieren, um die Gewaltverbrechen der Nazis an den Juden zu dokumentieren und um der Welt Beweismaterial vorzulegen.“

„Es ist der 27. April 1945 an einer Bahnstrecke in Oberbayern. Ein Zug mit KZ-Häftlingen fährt von Kaufering Richtung Dachau. Als ein amerikanischer Luftwaffenangriff naht, flüchten die den Konvoi begleitenden SS-Männer und lassen ihre Gefangenen hilflos auf den Gleisen zurück. Bis zu 200 Menschen sterben. Einige aber überleben und können sich retten: in die nahe Erzabtei Sankt Ottilien. Die Mönche sind damals vertrieben, das Kloster dient als Militärkrankenhaus. Die Zugflüchtlinge - meist Juden - erhalten Obdach und Behandlung, weil damals gerade die Amerikaner einrücken. Rund 500 frühere KZ-Häftlinge kommen auf dem Benediktiner-Gelände zusammen. Das dortige Militärkrankenhaus wird für sie bald darauf und bis 1948 in ein Hospital für ‚Displaced Persons‘ (DP) umgewandelt, für im Krieg verschleppte Menschen wie die Ex-Häftlinge.“



Auch auf einem großen Stein im Randbereich des Friedhofes, der an den Tod von 24 russischen Soldaten erinnert, fehlen fast alle persönlichen Daten. Aber die Todesursache und der gemeinsame Todestag am 27. April 1945 werden erwähnt. In Augsburg hatte ich erfahren, dass „Bürger dieser Stadt am 27. April 1945 entschieden hatten, die Stadt der US Army kampflos zu übergeben. In der Nacht auf den 28. April 1945 führten Parlamentäre der Stadt einen Stoßtrupp der 3rd US Infantry Division ohne Zwischenfälle zur Kommandozentrale der Stadt. Die Befreier wurden mit weißen Fahnen begrüßt, die aus den Fenstern hingen.“ Die russischen Soldaten in diesem Zug nach Dachau, der wenige Kilometer vor der Station Geltendorf angegriffen wurde, waren vielleicht russische Kriegsgefangene, die vorher als Zwangsarbeiter eingesetzt wurden, um das Außenlager des KZ Dachau in Kaufering bei Landsberg am Lech zu erweitern. Ab Juni 1944 entstand dort ein Lagerkomplex mit elf Außenlagern des KZ Dachau. Unter Ausbeutung der Arbeitskraft von überwiegend jüdischen Häftlingen sollten hier drei halbunterirdische Bunker für die deutsche Flugzeugproduktion entstehen.

„Aufgrund der Zunahme der Luftangriffe 1943, bei denen von alliierten Bombern viele Rüstungsfabriken und Fertigungsanlagen zerstört wurden, befahl Adolf Hitler am 21. April 1944, im Reichsgebiet sechs

unterirdische, bombensichere Flugzeugfabriken zu errichten. Die Bunker sollten alle über 400 Meter lang, an ihrem Fuße 86 Meter breit und am Scheitel 26 Meter hoch sein. In diesen Fabriken sollte nach Fertigstellung die Produktion von Flugzeugen des Typs Messerschmitt Me 262, Focke-Wulf Ta 152 und Dornier Do 335 aufgenommen werden. Am Standort Landsberg am Lech sollten drei dieser gigantischen Bunker mit den Decknamen „Diana II“, „Weingut II“ und „Walnuss II“ entstehen. Je ein weiterer Bunker sollte an den Standorten Mühldorf am Inn (Deckname „Weingut I“), in Bedburg westlich von Köln (Deckname unbekannt) und bei Prag (Deckname unbekannt) gebaut werden. Die Oberaufsicht des Projektes oblag einer Oberbauleitung (OBL) mit Decknamen „Ringeltaube“. Beaufsichtigt und durchgeführt wurde das gesamte Bauprojekt von der Organisation Todt.“

„Bereits im April 1944 verlegten Baufirmen ihre Baumaschinen von Frankreich (Atlantikwall) nach Landsberg am Lech. Im Mai begannen die Rodungsarbeiten an der Baustelle „Weingut II“. Es folgten kurz darauf weitere Baustellen. Im September 1944 wurde der Bau an der Baustelle Bedburg eingestellt, im Januar 1945 der Bau von „Walnuss II“. Zu Ende des Krieges waren „Weingut I“ und „Weingut II“ zu je 70 % fertiggestellt. Von „Diana II“ befand sich das erste Segment im Bau. Über die Flugzeugfabrik in Prag liegen bislang keine gesicherten Erkenntnisse vor. Heute existiert nur noch „Weingut II“ sowie ein kleiner Teil von „Weingut I“. Der Bunker „Weingut II“ befindet sich auf dem Gebiet der Welfen-Kaserne und enthält in seinem Inneren einen zweiten Bunker, der noch genutzt wird.“

„Von Juni 1944 bis April 1945 wurden insgesamt ungefähr 23.000 Häftlinge als Zwangsarbeiter nach Landsberg deportiert. Sie wurden in zehn Außenlagern des KZ Dachau um Landsberg und Kaufering unter menschenunwürdigen Bedingungen untergebracht (ein elftes Lager kam nicht zum Einsatz). Die schwere Arbeit und die menschenunwürdigen Bedingungen, wie mangelnde oder fehlende Verpflegung, Krankheit und Kälte, sorgten für große Opferzahlen bei den KZ-Häftlingen. Über 6.300 Zwangsarbeiter überlebten nicht (6334 Todesfälle sind dokumentiert). Darüber hinaus wurden ca. 2.700 Häftlinge als nicht arbeitsfähig selektiert und in andere Konzentrationslager – vor allem nach Auschwitz und Bergen-Belsen – deportiert.“

Das alles geschah in Kaufering bei Landsberg am Lech, nur 14 Kilometer entfernt vom Kloster. Die Bunker, die damals gebaut wurden, stehen noch immer unzerstörbar in der Tiefe der Erde. Die Amerikaner nutzen sie jetzt als Munitionsdepot. Die obigen Daten, die ich aus Wikipedia zitiere, waren mir damals nicht präsent. Aber die Grabsteine wirkten bedrohlich wie die Wände eines Labyrinths, in dem ich wie Theseus ohne Faden mit dem Minotaurus gefangen bin. Wenn die Griechen während ihrer Kriege gegenüber den Besiegten keine Gnade kannten, die Olivenbäume fällten, die Weinberge verwüsteten und Brunnen vergifteten, war das nicht bedrohlich, denn davon hat Jesus uns erlöst. Die Bedrohung, die von der Geschichte der Gegenwart ausging, machte mir Angst. Es stellte sich die Frage warum Gott, obwohl er den Teufel als Engel aus seinem Himmel verbannt hat, zulässt, dass der große Drache, die alte Schlange, die Teufel oder Satan heißt, die ganze Welt verführen kann, seine Gebote und die Lehre seines Sohnes zu missachten. Wenn Gott zulässt, dass die Opfer, die er fordert nichtig werden, weil die Hölle auf Erden bereits da ist und die Teufel schwarze Uniformen mit einer Rune am Revers tragen, dann kann das nicht Gottes Wille sein, oder ich habe ein falsches Bild von Gott.

Auf einem separaten Gelände neben dem Klosterfriedhof, gegenüber der Bahnstation liegt verborgen hinter einer kleinen Mauer der jüdische Friedhof. „Zwischen 1945 und 1948 wurden dort 65 Personen beigesetzt. Der erste Grabstein mit Davidstern und neun Namen wurde 1945 errichtet. 1950 erfuhr der Friedhof eine Umgestaltung: Vier Gedenk- und zwölf Grabsteine mit Namen und hebräischen Inschriften wurden errichtet, eine Einfriedungsmauer mit Eisentor und Ruhebänk wurde aufgestellt.“ Ich setzte mich auf die Ruhebänk gegenüber von drei Gedenksteinen vor der von Efeu überwucherten Backsteinmauer. Auf dem großen Stein in der Mitte sind in lateinischer Schrift die Namen und der Todestag von acht Menschen eingetragen, die vom 22. Mai 1945 bis zum 5. August 1946 im Hospital für "Displaced Persons" starben. Darunter steht: HIER HÄLT HUMANITAS DIE EHRENWACHT. Die beiden Grabsteine links und rechts waren in einer Schrift geschrieben, von der ich wusste, dass es Hebräisch ist. Auch der Davidstern auf allen drei Steinen macht deutlich, dass hier jüdische Opfer nach dem Krieg bestattet wurden. Was auf Hebräisch geschrieben steht war mir nicht verständlich, aber die Namen, Geburts- und Todestage sind lesbar.



Auf dem linken Stein steht:
 Moritz Klausner
 geb. 15.2.1903 in Krakau gest. 28.4.1945
 Opfer des nazistischen Terrors
 Ehre seinem Namen
 Kameraden vom KZ

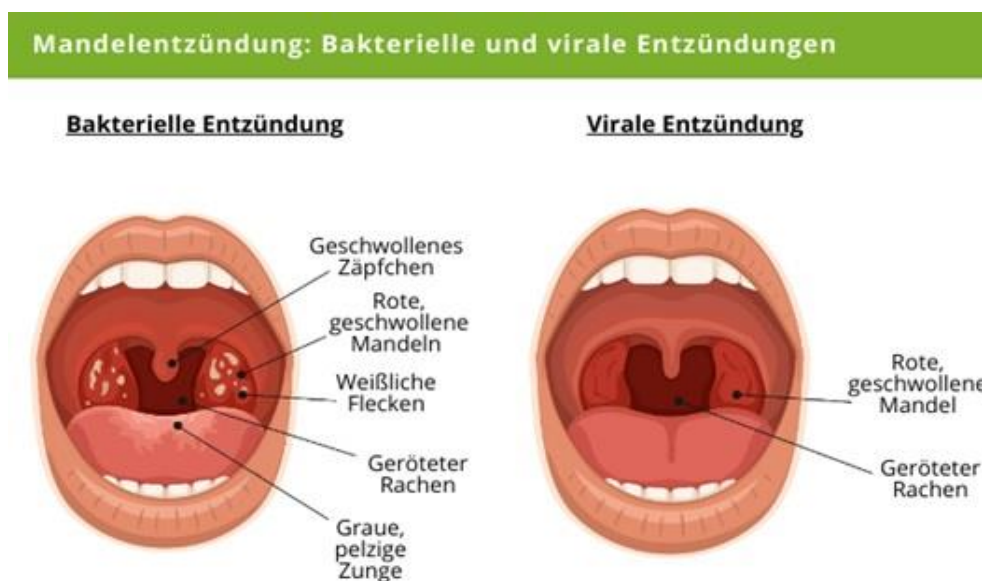
Auf dem rechten Stein steht:
 Hier ruht mein lb. Mann
 Ing. Bert Minzer
 Rowno Litauen
 geb. 10.8.1909 gest. 3.2.1946

Ich starrte auf die hebräischen Gravuren und überlegte, ob ich den Religionslehrer Pater Emmanuel fragen sollte, was da geschrieben steht. Ich war mir aber nicht sicher, dass er das lesen konnte. Auch die Frage, wer wohl damals kurz nach Kriegsende diese Steine bearbeitet haben könnte, behielt ich lieber für mich. Von meiner Mutter wusste ich, dass die Nazis den Juden schreckliche Dinge angetan hatten, das sei aber weit entfernt von Jästersheim oder dem Hohenpeißenberg geschehen. Davon hätten nur wenige gewusst. Auf dem Friedhof in Hohenpeißenberg gab es keine Grabsteine mit Davidstern und hebräischen Inschriften. Ich mochte die Bank im Schutz der efeuüberwucherten Mauer. Ich hatte einen Platz gefunden, wo ich ungestört lesen konnte. Ein Zug fuhr alle 30 Minuten vom Bahnhof ab. Ich hatte also fast eine Stunde bis ein dritter Zug seine Ankunft mit lautem Tuten ankündigte. Dann war auch die freie Stunde vorbei. Es war Zeit ins Seminaregebäude zurück zu kehren.

Am Sonntag dem fünfzehnten November gingen wie jeden Sonntag in die Abteikirche, um am Gottesdienst von den Galerien über dem Gestühl der Mönche aus teil zu nehmen. Am Volkstrauertag trugen fast alle Schwarz und waren voller Trauer und schlechter Erinnerungen. Was wird nach der Auferstehung der Toten vor dem letzten Gericht Bestand haben? Die Angst vor Fegefeuer, Teufel und ewiger Finsternis ist groß in den trüben Tagen, an denen die Gemeinde sich danach sehnt, das erste Licht am Adventskranz zu entflammen und sich auf die Geburt in Bethlehem vorzubereiten. Ich wusste damals noch nicht viel von den Kriegen der jüngsten Vergangenheit, seinen Ursachen und seinen Opfern, aber ahnte, dass sich die viele vor einer Wiederholung fürchteten und auch viele das verhindern wollten. Erzabt Heinrich Suso Brechter wurde im Juli 1957 berufen und war mit siebenundvierzig Jahren vielleicht der Jüngste in diesem Amt. Er versuchte Trost zu geben, indem er an die Kraft des Glaubens erinnerte, der uns Gläubige vereint, stark macht und befähigt, Berge zu versetzen.

Diese Kraft hatte ich wenige Tage dringend nötig, denn es geschah etwas, womit ich nicht gerechnet hatte: Ich wurde krank. Ich merkte es in der Nacht zum Mittwoch. Mein Körper begann zu glühen und zu schwitzen. Ich hatte das Gefühl, als ob mir jemand die Gurgel zudrückt und als ich aufwachte, merkte ich, dass es nicht verschwand. Als Pater Robert uns am Morgen mit der Trillerpfeife weckte, blieb ich im Bett. Als fast alle den Saal verlassen hatten, kam er zu mir und fragte, was mir fehle. Als ich ihm sagte, dass ich Halsschmerzen und Hitze hätte, schaute er mich prüfend an und entschied, mich auf die Krankenstation zu schicken. Während die anderen in der Hauskapelle am Morgengottesdienst teilnahmen ging ich mit einem Gefühl von rollenden Glasmurmeln in meinem Kopf den langen Gang zur Krankenstation am Ostende des Seminargebäudes. Den Namen des Fraters, der mich dort in Empfang nahm, weiß ich nicht mehr, aber er schien sehr besorgt. Nachdem er das Fieberthermometer abgelesen hatte, sagte er „Das sieht nicht gut aus! Bleib wo du bist, ich hole den Arzt.“

Der kam wohl auch, aber ich kann mich daran nicht erinnern, wohl aber, dass ich irgendwann aufwachte. In einem Armstuhl neben meinem Bett saß der Krankenbruder und las im Licht einer Lampe auf einem Beistelltisch in einem Buch. Ich starrte an die Decke und fragte mich: Wer bin ich, warum bin ich und wo bin ich. Ich weiß nicht wie lange das dauerte. Irgendwann, wahrscheinlich beim Umblättern, entdeckte der Frater, dass ich meine Augen geöffnet hatte. Er bekreuzigte sich und murmelte: „In nomine Patris et Filii, et Spiritus Sancti. Amen.“ Er begann zu lächeln, nahm meine Hand, beugte sich zu mir und sah mir in die Augen wie Onkel Hayo, als er den Rückgang meiner Gelbsucht kontrollierte und mir erzählte, dass die Ursache nicht die genaschten Stachelbeeren aus Nachbars Garten waren..



Diesmal hatte sich in meinen Mandeln etwas angesiedelt und versucht mich zu erdrosseln. Ich hörte dem Krankenbruder zu und drehte mich zur Seite, um darüber nachzudenken. Ich muss darüber wieder eingeschlafen sein, denn als ich wieder erwachte, war der Frater verschwunden und der Raum voller Sonne. Ich war allein und genoss meine Wiedergeburt. Mir war, als ob ich den Faden der Ariadne und damit den Weg aus dem Labyrinth wieder in der Hand hielt. Wenig später kam eine Schwester und brachte mir heißen Griesbrei mit einem Klacks Butter in der Mitte zum Frühstück. Als ich sie nach dem Wochentag fragte, sagte sie: „Samstag, der 21. November.“ Außerdem sagte sie, dass der Arzt am späten Vormittag nach mir sehen würde. Ich muss wohl am Donnerstag in Ohnmacht gefallen sein als die Streptokokken mich überfielen. Der Hausarzt Dr. Berten aus Türkenfeld fragte nach meinem Befinden und ermittelte die üblichen Daten zu Blutdruck, Puls und Herzschlag. Der Krankenbruder schrieb sie in Tabellen. Dr. Berten trug eine große schwarze Hornbrille, einen weißen Nase-Mundschutz und Handschuhe aus dünnem Kautschuk. Er nannte die Krankheit Angina Tonsillitis und erklärte woher sie kommt, was sie verursacht, wie man sie los wird:

„Eine akute Mandelentzündung kann durch Tröpfcheninfektion z.B. beim Husten, Niesen, Küssen oder Sprechen übertragen werden. Am Anfang steht oft eine virale Infektion, der in vielen Fällen ein Bakterienbefall folgt (Superinfektion, meist mit Streptokokken), was wiederum zu einer eitrigen Mandelentzündung führt. Die typischen Symptome einer Mandelentzündung sind starke Halsschmerzen, Schluckbeschwerden, hohes Fieber und Abgeschlagenheit. Dabei sind die Mandeln gerötet und angeschwollen. Im Falle einer bakteriellen Infektion erscheinen auf den Gaumenmandeln weiß-gelbliche Ausscheidungsprodukte, die so genannten Eiterstippchen. Eine eitrige ist hochansteckend. Erkrankte Personen dürfen daher frühestens einen Tag nach dem Start der Antibiotika-Therapie wieder Gemeinschaftseinrichtungen wie Kindergarten und Schule oder eine Arbeitsstelle im medizinischen Bereich bzw. mit viel Personenkontakt besuchen.“ Dr. Berten hielt jedoch eine Entlassung aus der Station erst Ende der Antibiotika-Therapie für vertretbar. Man könne sich in der Mitte treffen, das hänge jedoch von den Fortschritten der nächsten Tage ab. Er würde am Dienstag wieder kommen, also am 24. November bis dahin galt Kontaktverbot und Bettruhe. Am Samstagabend verlor die Sonne ihren goldenen Glanz und ich folgte den Schatten der Dunkelheit meiner jüngsten Vergangenheit. Ich lege Beichte ab vor mir selbst und meiner Zukunft und suchte nach Orientierungspunkten und stellte fest, dass die sich ständig bewegten, genau wie ich, in der Zeit - der Lebenszeit, die beschränkt ist und schnell vorbei sein kann. Mit oder ohne letzte Ölung.



Sonntagmorgen stellte die Schwester einen Teller mit einem saftigen Rührei auf dem Beistelltisch ab und ich frühstückte mit großem Appetit. Sonntag war der erste Tag des Stubenarrests, es ging mir besser. Aber Montag und Dienstag ohne Unterricht waren schwer aufzuholen. Deshalb hoffte ich, dass Dr. Berten mich am Dienstag entlassen würde. Ich hatte also zwei Tage Zeit, um meine Orientierungspunkte zu sortieren.

Am Samstag den einundzwanzigsten November hatte mein Vater Geburtstag, war einer meiner ersten Gedanken nach meinem Erwachen. Da er 1914 geboren wurde war es sein 45ter Geburtstag. Sein Sechster Sohn, aus der Ehe mit seiner zweiten Frau, musste inzwischen fünf Jahre alt geworden sein. So alt wie ich war, als er aus Hohenpeißenberg verschwand. Seinen fünf Söhnen schickte er dennoch zu Geburtstagen, Weihnachten und Ostern Postkarten, mit ein paar netten Zeilen und guten Wünschen. Sie waren mit der Maschine geschrieben, darunter in tiefblauer Tinte „Papu“, etwas nach rechts geneigt. Handgeschrieben mit Tintenfeder sieht das P aus wie ein langes Nadelöhr, das u wie eine Ackerfurche, das kleine p wie ein langer Strich mit einem langen Bauchnabel in der Mitte, das zweite kleine u wie ein kleines u. Ich wollte ihm auch dieses Jahr zu seinem Geburtstag eine Karte schicken und das am Donnerstag besorgen, was dann aber nicht möglich war. Er lebte zwar im Rheinland, aber bezahlte meiner Mutter für mich wie meine Brüder einen Teil des Unterhalts und ich trug seine Mauthe Armbanduhr mit einer 40 Stunden Gangreserve. Er war in seinem neuen Zuhause ein angesehener Bürger und als Protestant nicht als Ehebrecher vom Abendmahlsgottesdienst ausgeschlossen. Seine zweite Frau war eine Arzttochter wie meine Mutter.

Er lebte jetzt in ihrem Haus, der früheren Praxis ihres Vaters an der Schillerstraße in einer Kreisstadt, nordöstlich von Köln auf der anderen Seite des Rheins. Das Haus sei geräumig gewesen mit einer großen Küche und einer Köchin. Papus Frau führte den Haushalt. Mein protestantischer Vater hätte auch eine gut bezahlte Anstellung mit Dienstwagen gefunden: Einen schwarzen Mercedes wie der Sparkassendirektor, der mich von Augsburg nach Hohenpeißenberg mitgenommen hat. Davon hatte mir Fritz erzählt und der musste es ja wissen, denn er hatte auch die Geburt unseres sechsten Bruders, der im Herbst 1956 geboren wurde, in Opladen miterlebt.

Unsere Mutter hatte zwar auch ein Haus, das sie nach dem Tod von Oma erben würde, aber die Einnahmen aus dem Betrieb des Gästehaus Dr. Wychgram reichten gerade zum Überleben. Onkel Kreppel war ein freier katholischer Schriftsteller, dessen Texte gelegentlich im Bayrischen Rundfunk Verwendung fanden. Aber nachdem seine Pläne für einen Umbau des Kurheims abgelehnt wurden, war absehbar, dass seine neuen Pläne kommen würden wie das „Ite missa est!“ am Ende des Gottesdienstes. Die Trauung in der katholischen Kirche ist nach einer Scheidung in der Regel ausgeschlossen, da die Kirche die Ehe als Sakrament und damit als unauflösbar betrachtet.“ Trotzdem hatten meine Mutter und Onkel Kreppel es gewagt diese Grenze zu übertreten. Almuth Huck hat Onkel Kreppel, der nach einer ebenso protestantischen und später geschiedenen Ehe zur katholischen Kirche gefunden hat, standesamtlich geheiratet und seinen Namen angenommen. Werden sie weiter gemeinsam zum Gottesdienst in der Kirche auf dem Berg gehen, obwohl sie von den Sakramenten ausgeschlossen werden? Wie werden sich die Gemeindeglieder verhalten?



Vom 22. Dezember bis zum 7. Januar 1960 sollte es Weihnachtsferien in der Heimat geben. Dann werde ich es ja erfahren dachte ich, als ich mit anderen Zöglingen in der Mehrzweckhalle des Internats an einem der vielen Tische stand, an denen wir dabei waren Adventskränze und -gestecke für die Räume des Seminargebäudes zu basteln. Am Samstag vor dem ersten Advent überreichte mir Pater Robert ein Päckchen, das mir meine Mutter geschickt hatte. Er hatte es zur Kontrolle geöffnet. Es war hausgemachtes Adventsgebäck darin und eine Adventskarte mit lieben Grüßen von ihr und der Familie, die an mich denken wird, wenn sie die erste Kerze anzünden werden. Kein Wort sonst. Ja wie auch? Sie weiß von der Postkontrolle. Telefonieren geht auch nicht, also heißt es warten. Die Adventszeit dauerte noch bis das vierte Licht entzündet werden konnte. Am Tag des zweiten Adventslichtes schneite es, der Schnee blieb liegen, die Tage wurden kürzer, das Leben verlagerte sich nach innen, während der Schnee die Außenwelt in weiße Watte verpackte. Auch das Leben im Seminar wurde enger und es gab nur wenige Fluchtorte außerhalb des Gebäudes. Einer davon war das Missionsmuseum. Es war von Dienstag bis Sonntag von 10-17 Uhr geöffnet. Seminaristen hatten freien Eintritt, mussten sich aber im Klosterladen bei der Schwester an- und abmelden. Auf einem Opferstock neben dem Tor zum Museum stand die kleine Figur eines schwarzen Jungen mit

dicken roten Lippen, der in einem weißen Ministrantenrock nahe einem schmalen Schlitz zum Einwerfen einer Münze kniet und erwartungsvoll nach oben schaut. Sein Kopf wirkt wie aufgesteckt, was er auch ist. Der ist innerhalb des Opferstocks mit einer Hebelkonstruktion versehen, die nach dem Einwurf einer Münze den Kopf in eine nickende Bewegung in Richtung des Spenders versetzt. Größere Münzen können auch ein doppeltes Nicken auslösen. Auf dem Sockel war ein kleines Schild angebracht:

Ich war ein armer Heidensohn
Nun kenn ich meinen Heiland schon.
Und bitte darum jedermann
Nehmt Euch der armen Heiden an.


Das letzte Mal war ich mit Mutti und Onkel Kreppel vor dem Vorstellungsgespräch bei Pater Regens im Missionsmuseum. Onkel Kreppel hatte eine Münze, die er einwarf, um den schwarzen Kopf zum Nicken zu bringen. Da ich diesmal keine Münzen mit hatte, ging ich weiter ins Museum. Jetzt war ich hier für zwei Stunden meist allein. Es war Freitagnachmittag um zwei und es gab nur wenige Besucher.



„Im November 1887 brachen die ersten Missionare der noch jungen Klostersgemeinschaft nach Ostafrika auf. Sie schickten Gegenstände aus ihrem Lebensumfeld nach St. Ottilien zurück, um die nachrückenden Missionare auf ihren zukünftigen Einsatz vorzubereiten und sie mit der Lebensweise der einheimischen Bevölkerung vertraut zu machen. Diese Sammlung von volkskundlichen, künstlerischen und religiösen Objekten, getrockneten Pflanzen und präparierten Tieren wuchs rasch an und schon bald dachte man über die Einrichtung eines Museums nach. Im Jahr 1896 findet sich erstmalig im Archiv des Klosters die Erwähnung eines ‚Afrika-Museums‘. Mit der Ausdehnung der Mission auf Korea ab 1909 gewann das Museum eine Asien-Abteilung hinzu, die später durch Zukäufe erweitert wurde. Nach mehreren vorangegangenen Umzügen innerhalb des Klosterareals konnte die Sammlung im Jahr 1911 dauerhaft in die heutigen Räumlichkeiten im Klostertrakt zwischen Kirche und Südflügel übersiedeln. Die bisher für den internen Gebrauch und besondere Gäste genutzte Sammlung wurde 1922 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Die Bestände wurden bis in die letzten Jahre hinein durch Sendungen aus den Missionsklöstern, Mitbringsel von Missionaren und Geschenke an die Äbte laufend ergänzt.“ Der Eingangsbereich des Museums (auf dem Foto weiter oben), hat sich wenig verändert. Wohl aber das

Licht. An jenem Freitagnachmittag waren nur wenige Deckenlampen angeschaltet, die etwa 60 cm abgehängt mit 100 Watt Glühbirnen in weißen Porzallankugeln die Ausstellungsräume erhellten. Auch das Licht von außen war diffus, es roch muffig und die vielen ausgestopften Tiere und Vögel, die aufgespießten Schmetterlinge und Insekten, die merkwürdigen Masken, Schilder, Waffen, Gewänder und Gebrauchsgegenstände trugen nicht dazu bei, mein Vertrauen in meine Zukunft als Missionar in Afrika zu festigen.

Sollte ich dort nicht nur Heiden bekehren, sondern auch Zebras ausstopfen oder Schmetterlinge und Insekten aufspießen? Das alles nachdem ich Lateinisch, Griechisch und Hebräisch gelernte hatte? Die Fragen, die sich mir stellten waren zu groß für meinen Verstand, dem ich inzwischen zwar vertrauen konnte wie den Grundkenntnissen der Arithmetik. Ziel des Unterrichts war lernen bis man den Lehrstoff auswendig vortragen oder schreiben konnte. Verstand zu entwickeln war nicht direkt Gegenstand des Unterrichts. Dafür war ich inzwischen wohl allein zuständig, niemand sonst. Ich begann zu verstehen, dass der Verstand und die Fähigkeit ihn zu gebrauchen zwei verschiedene Gaben sind, die die Vernunft uns



6. Übungskreis

I. SPRECH- UND SCHREIBERZIEHUNG

Sprechblage

Die Straße

Die Straße führt den Wanderer sorgsam durch das Holz. Sie klettert umher an den Lehnen, sucht und windet sich durch, eine Weile an der Schattenseite und wieder jenseits, wo der Grund felsig ist und besser trägt. Dann und wann schürft sie eine Quelle auf, einen kalten Brunnen, und macht ein wenig Platz unter den Büschen, damit der Wandersmann dort sitzen und sich stärken kann. Weiter läuft die Straße über Hang und Hügel, krumm ist sie und abschüssig, ein wunderliches Wesen. Sie hat keine Mauern unter sich, keine kunstvollen Viadukte, solche Kniffe kennt sie gar nicht. Aber sie trägt doch jeden sicher, der da geht und kommt; zuletzt gewinnt sie die Höhe und findet das Dorf im innersten Schoß des Tales. Da weitet sie sich noch einmal, rundet einen schönen Platz zwischen den Häusern, und dann ruht sie aus; vor dem Kirchhofgatter ist die Straße zu Ende.

Karl Heinrich Waggener

1. Vergleiche zu diesem Thema „Die Straße“ Adverbien wie:
 straßauf – straßab aber: die Straße hinauf – die Straße hinab
 geradewegs auf geradem Wege
 bergan den Berg hinauf

Wir beobachten einen ähnlichen Vorgang bei:
 rings, einerseits, andererseits, derart, gewissermaßen, ohnegleichen, andernfalls, einesteils, allerhand, mittlerweile, beizeiten, beiseite, jahraus, jahrein, überhaupt, seit alters, durchweg, allezeit, tagtäglich, heutzutage, teils, hinterrücks, hierzulande, spornstreichs, kurzerhand u. a.

Merke Substantive haben ihre Funktion im Satze geändert. Sie haben die Aufgabe von Adverbien übernommen. Sie werden klein geschrieben.

beschert hat. Im „Deutschen Sprachbuch für höhere Schulen 3“ im Verlag Oldenburg in München 1957 erschienen, waren wir Mitte Dezember 1959 in der dritten Klasse beim 6. Übungskreis mit dem Funktionswechsel der Substantive im Satzbau beschäftigt und übten seinen Gebrauch als Adverbien, Präpositionen, Verben und Konjunktionen. Ein Übungskreis besteht aus einem Beispiel für die „Sprech- und Spracherziehung“, sich daraus ergebenden Merksätzen und entsprechenden Aufgaben, die es dann zu lösen gilt. Es folgen „Stil- und Aufsatzlehre“ mit einem Beispiel und entsprechenden Aufgaben und die „Sprachlehre“ mit Merksätzen und Aufgaben.

6. Übungskreis

2. Vergleiche in diesem Zusammenhang Präpositionen wie:
längs der Straße aber: die Länge der Straße
seit langem die eine Seite der Straße
inmitten einer Landschaft in der Mitte des Weges
dank der Planung es wurde Dank gesagt

Wir beobachten einen ähnlichen Zusammenhang bei:
 statt, anstatt, infolge, kraft, laut, mangels, mittels, namens,
 von seiten, auf seiten, trotz, um – willen, von – wegen, zeit u. a.

Merke **Substantive haben ihre Funktion im Satz geändert. Sie haben die Aufgabe von Präpositionen übernommen. Sie werden klein geschrieben.**

3. Eine ähnliche, aus der Bewegung des Satzplanes kommende Wirkung stellen wir bei Verben fest:
instand halten aber: in einem guten Stande sein
wundernehmen es gilt als ein Wunder
im argen liegen ohne Arg
sich zunutze machen zu deinem Nutzen

Merke **Substantive bilden mit Verben eine stehende Verbindung und werden klein geschrieben.**

4. Die Substantive „Mal“ und „Fall“ sind aus dem gleichen Gesetz der Sprache heraus in die Funktion von Konjunktionen übergegangen.

zumal (da) aber: zum zehnten Male
falls in diesem Falle

Merke **Substantive können, ihrer Funktion im Satzplan entsprechend, in andere Wortarten übergehen.**

Sie werden als **Adverbien, Präpositionen, Verben, Konjunktionen** gebraucht.
 Wir schreiben sie dann **klein**.

Aufgaben ① **Ergänze im folgenden Stück sinngemäß die fehlenden Präpositionen: dank, kraft, laut, längs, wegen!**

Die Straße, in der wir wohnen, wurde von amts ... gesperrt. Die Fahrbahn mußte völlig erneuert werden. ... der rechten Straßenseite wurden ... polizeilicher Anordnung Parkverbotschilder angebracht. ... des Gesetzes wird nun gegen Verkehrs-sünder ohne Rücksicht eingeschritten werden. Man hofft, daß sich ... dieser Maßnahmen künftig weniger Unfälle ereignen werden.

6. Übungskreis

② **Bilde Sätze aus dem Bereich der StraÙe und des Verkehrs, in denen die nachstehenden Präpositionen sinngemäß verwendet werden!**
 (an)statt, infolge, mangels, namens, auf seiten, von seiten, um – willen.

③ **Stelle an den Substantiven „Fall“, „Folge“, „Recht“, „Seite“, „Statt“ die aus der unterschiedlichen Funktion im Satz gegebenen Formen der Groß- und Kleinschreibung in einer Tabelle dar!**

Beispiel:

Substantiv	Adverb	Präposition	Konjunktion	Verb
der Fall	keinesfalls	–	falls	fallen/fällen

Gib dieser unterschiedlichen Verwendung von Wörtern im Satz-zusammenhang Ausdruck!

④ **Bilde aus den folgenden Wendungen Adverbien und verwende sie sinnvoll in einem Satz! Beispiel: am Eingang = eingangs.**

im Fluge, am Morgen, an allen Orten, auf jeden Fall, zu jeder Zeit, die Zeit seines Lebens, den Berg hinab, im Notfall, ohne Zweifel, auf allen Wegen, über Kopf, der Vorsicht halber, der Wahrheit (dem Wunsche) gemäß, im besten (schlimmsten) Falle, auf geradem (halbem) Wege.

Beachte hierzu die Groß- und Kleinschreibung bei Zeitangaben und „Mal“:

sonntags, werktags	: am Sonntag, Werktag
abends, morgens	: gegen Abend, Morgen
mittags, alltags	: am Mittag, alle Tage
morgen früh	: morgen in der Frühe
heute morgen	: am heutigen Morgen
frühmorgens	: am frühen Morgen
tags zuvor	: am Vortage
tagelang	: Tage hindurch
untertags	: während des Tages
einmal	: das eine Mal
mehrmals	: mehrere Male
einigemal	: einige Male
ein andermal	: ein anderes Mal
allemal	: alle Male
auf einmal	: mit einem Male
vieltausendmal	: viele tausend Male

6. Übungskreis

Nur klein: nochmals **Nur groß:** zu wiederholten Malen
 noch einmal zum soundsovielten Male
 ein für allemal das nächste Mal
 ein paarmal ein paar Dutzend Male

Wie lautet dann nach obiger Gegenüberstellung die substantivische Wendung, die den folgenden Ausdrücken entspricht: gestern abend, gestern nachmittag, spätabends, tagtäglich, tagsüber, erstmals, letztmals?

Aufgaben ⑤ **Verbessere den folgenden Text nach den geltenden Regeln der Groß- und Kleinschreibung!**

„Dein Bruder tut mit (l)eid; der Unfall seiner Frau hat ihm großes (l)eid bereitet. Wenn Verwandte in (n)ot sind, tut rasche Hilfe (n)ot. Um ihres Bruders (w)illen hatte sie die weite Reise unternommen, auf der sie verunglückte. Schnelles (f)ahren war an dieser unübersichtlichen Stelle (l)aut behördlicher Anordnung verboten gewesen. Der Angeklagte gab trotz der vorliegenden Beweise seine (s)chuld nicht zu, obwohl er offensichtlich an dem Unglück (s)chuld war. Er wird vor Gericht nicht (r)echt bekommen, denn (r)echt muß (r)echt bleiben. Es tut (n)ot, daß die Verkehrsregeln beherzigt werden. Jeder, der am Verkehr (t)eilnimmt, muß seinen (t)eil dazu beitragen, daß er niemand ein (l)eid zufügt.“

⑥ **Bilde sinnvolle Sätze, in denen die folgenden Verben als Prädikat gebraucht sind!**

haushalten, teilnehmen, recht haben, zuleide tun, beiseite legen, imstande sein, zustande kommen, achtgeben, außer acht lassen, zuleibe tun, sich in acht nehmen, gram sein, mir ist angst, schuld sein.

⑦ **Ergänze „ei“ oder „ai“ in:**

Wegw-ser, Gehst-g, Wegr-n, W-senhaus, S-tenweg, Violins-te, Birkenh-n, aller-, L-enspiele, -chenwald, W-denbusch, L-bsp-se, Brotl-b, Froschl-ch, -chm-ster, M-sbr-, Rh-nfall, W-dmannsh-l, Viehw-de.

Nachschrift **Auf der Via Appia nach Süden**

In einer kalten Kammer muß ich Nachricht von einem schönen Tage geben. Als wir aus Fondi herausfuhren, ward es eben helle, und wir wurden sogleich durch die über die Mauern hängenden Pomeranzen auf beiden Seiten des Weges begrüßt. Die Bäume hängen so voll, als man sich's nur denken kann.

6. Übungskreis



II. STIL- UND AUFSATZLEHRE

Aufgabe ⑧

Dann führen wir durch wohl geackerte und bestellte Weizenfelder, in schicklichen Räumen mit Oliven bepflanzt. Der Wind bewegte sie und brachte die silberne Unterfläche der Blätter ans Licht, die Äste bogen sich leicht und zierlich. Es war ein grauer Morgen, ein starker Nordwind versprach, alles Gewölk zu vertreiben.

Dann zog der Weg im Tale hin, zwischen steinichten, aber gut gebauten Äckern, die Saat vom schönsten Grün. An einigen Orten sah man geräumige, runde, gepflasterte Plätze, mit niedrigen Mauerchen umgeben; hier drischt man die Frucht sogleich aus, ohne sie in Garben nach Hause zu fahren. Das Tal ward schmaler, der Weg ging bergan, Kalkfelsen standen nackt an beiden Seiten. Der Sturm war heftiger hinter uns her. Es fielen Graupeln, die sehr langsam tauten.

Einige Mauern antiker Gebäude mit netzförmiger Arbeit überraschten uns. Eingemauert fanden wir Altäre, antike Grabsteine, Fragmente aller Art in den Gartenumfriedungen, dann trefflich gemauerte, jetzt aber mit Erdrreich ausgefüllte Untergeschosse alter Landhäuser, nunmehr von Olivenwäldchen bewachsen. Dann erblickten wir den Vesuv, eine Rauchwolke auf seinem Scheitel.

Johann Wolfgang von Goethe

Wir unterscheiden: Landstraße, Furt, Pfad, Bundesstraße, Staatsstraße, Autobahn, Steig, Weg, Schneise, Bahn, Feldweg.

⑧ **Setze diese Ausdrücke im folgenden Stück sinngemäß ein!**

Der Fluß war hier nur durch eine ... zu überqueren. Auf wenig begangenen ... gelangte der Jäger zu seinem Anstand. Durch das Netz der modernen, zweibahnigen ... werden in Deutschland die ... und ... entlastet. Durch den Wald waren in regelmäßigen Abständen ... gezogen. Durch die Wiese war ein schmaler ... getreten. Der ... war nur bei trockenem Wetter befahrbar. Die Gestirne ziehen am Himmel ihre festgelegten ...

⑨ **Ergänze im folgenden Text an geeigneter Stelle die Verben:**

waten, sich schleppen, erklimmen, steigen, stapfen!
 Der Briefträger muß, wenn er die Post austrägt, oft durch nasses Gras ..., über große Pfützen ..., im Winter durch tiefen Schnee ... und jeden Tag viele Stockwerke Am Abend ... oft todmüde nach Hause.

Nenne aus der Sprechblase Ausdrücke, durch die der Verlauf der Straße gekennzeichnet wird! Die Straße erscheint hier als etwas Lebendiges; sie kann:

ansteigen, verschwinden, verlaufen, erklimmen, abfallen, sich winden, sich krümmen, sich ausdehnen, sich kreuzen, biegen.

6. Übungskreis

10) Setze im folgenden Text Verben ein, die du an dieser Stelle für treffend hältst!
Die Straße ... sich durch die enge Altstadt, sie ... um hundert Ecken, bis sie vor den Toren mehr Raum erhält und sich ... kann. Dort ... sie sich mit einem Weg, der rings um die Altstadt ... Hinter der Kreuzung ... sie jah an; hat sie die Höhe ... dann ... sie sanft in ein Wiesental ab und erreicht ein kleines Wäldchen, in dem sie ...

Merke

Unsere Sprache liebt es, die Dinge zu beleben.
Durch bildhafte Ausdrücke (Verben) wird die Sprache lebendig und anschaulich.
Durch den Gebrauch abgenutzter Wendungen und abgegriffener Wörter wird sie farblos und verschwommen.
Vermeide falsche Bilder und schiefe Vergleiche!

* * *

Aus welchem schriftlichen Zusammenhang (Artikel einer Zeitung, Lehrbuch eines Fachschülers, Mitteilung des Straßen- und Flußbauamtes, Tagebuchnotiz eines Bürgermeisters) stammt die folgende Notiz?

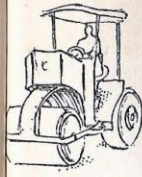
„Es gibt kaum eine technische Maßnahme, die das Gepräge einer Landschaft so nachhaltig verändert wie die Anlage einer neuen Straße. Schon lange bevor sie im eigentlichen Sinne eine Straße ist, jenseits schmale, weiße Band, das in Windungen, Steigungen oder sanftem Gefälle Landstriche trennt und verbindet, beginnt diese Umformung. Wo sich grünes Wiesental breitet oder ein Kornfeld wogte, warten nun Kiesmassen, Steinschotter und Maschinen auf ihren Einsatz, und die Arbeiter stehen angriffsbereit daneben und warten auf ihre Anweisungen. Dann beginnt ein eifriges Schaufeln und Graben. Rasenstücke werden aufgeschichtet neben dem Streifen bloßliegender brauner Erde. Da rollt der Kies hinein, brauner, rauher Kies, wie ihn schnelle Flüsse auf ihrem Grund führen.“

Was fällt dir an der Wortwahl dieses Textes auf?
Welche verschiedenen Lebensbereiche werden nebeneinander dargestellt?
Kannst du diesen Text einer bestimmten Aufsatzart zuordnen?
Vergleiche mit obiger Zeitungsnotiz die folgende Abhandlung aus einem Handbuch für den Straßenbau!

Wie eine Schotterdecke mit Teer getränkt wird

Zunächst wird die alte Fahrbahn aufgerissen und das Aufbruchmaterial sortiert. Das verwendbare Gestein wird unter Zugabe neuen Schotters profilgerecht aufgebracht und nach den übli-

6. Übungskreis



chen Walzmethoden eingewalzt. Auf die so hergerichtete „vorplanierte“ Fahrbahn wird nunmehr eine Lage von lehmfreiem Sand in Höhe von einem Viertel der gewünschten Deckenstärke aufgetragen und auf dieses Sandbett Schotter – ca. 100 bis 130 Kilogramm auf den Quadratmeter – profilgerecht aufgebracht. Die Schotterschicht wird – wenn das Sandbett trocken ist – mittels Wasserwagen mäßig übersprengt und mit einer Zehn-Tonnen-Walze unter Beigabe von etwa 20 Kilogramm Splitt je Quadratmeter solange gewalzt, bis die Schicht auf drei bis vier Zentimeter unter der Oberfläche der Schotterdecke heraufgepreßt ist. Nunmehr wird in zwei Eingüssen Teer-asphalt aufgespritzt und nach dem ersten und zweiten Guß Feinsplitt aufgetragen, der leicht gewalzt wird. Nach vierundzwanzig bis achtundvierzig Stunden wird nochmals Teer-asphalt gleichmäßig aufgetragen und das Ganze mit Hartsteinsplitt abgedeckt und gut festgewalzt.

Nach dem „Eimas“-Handbuch

In welcher Absicht ist dieser Text geschrieben?
Wie ist er sprachlich gestaltet? Wie sind die Sätze gebaut?
Vergleiche ihn mit Goethes Reisebericht in der Nachschrift!

Obige Darstellung gibt Anweisungen für das sachgemäße Vorgehen bei der Teerung einer Straße. Es fällt der häufige Gebrauch des Passivs auf. Der Bericht wird dadurch unpersönlich. Er eignet sich als technische Anweisung.

Ein Sachbericht, den du schreibst, um einen Gegenstand oder Vorgang zu beschreiben, soll sein:

- a) wahr und richtig,
- b) klar und schlicht,
- c) knapp und straff,
- d) genau und vollständig.

Der Sachbericht darf nicht eine bloße trockene und nüchterne Aufzählung von Merkmalen sein! Er muß auch anschaulich sein. Bringe Vergleiche und Bilder! Auch der Gegensatz verdeutlicht den Bericht.

Beachte, wie eine photographische Aufnahme ohne scharfe Einstellung verschwommen wird!

Beurteile nach diesen Gesichtspunkten folgenden Bericht!

Der Bagger

Der Bagger steht ganz nahe am Flußufer. Der Baggerführer zieht an einem Hebel, und der Kran dreht sich, bis sein Arm über den Fluß zeigt. Dann läßt der Baggerführer wieder los. Die Backen des Greifers sind weit geöffnet wie ein großes

6. Übungskreis



Maul. Einige lange Eisenspitzen an den Rändern sehen aus wie Zähne. Nun ein Ruck an einem anderen Hebel, der Greifer fällt mit mächtigem Schlag ins Wasser, daß es hoch aufspritzt. Wieder ein Hebelgriff, und das starke Drahtseil, an dem der Greifer befestigt ist, spannt sich. Ganz langsam wird der Greifer aus dem Wasser herausgezogen. Er ist ganz voll Steinbrocken und Sand. Triefend von Wasser dreht sich der Bagger dem Lande zu. Über einem Kippwägelchen macht er halt und läßt seine Last hineinplumpsen.
Dieser Vorgang wiederholt sich, bis alle Wägelchen voll geladen sind. Ratternd fährt die Feldbahn der Baustelle zu.

Nach Willi Himmerich

Aufgaben

- 11) Die Straßenwalze bei der Arbeit.
- 12) Der große Kran ist in Tätigkeit.
- 13) Ich habe eine Römerstraße entdeckt!
- 14) Ich habe eine alte Münze gefunden!
- 15) Eine neue Straße wird angelegt.
- 16) Eine neue Wasserleitung wird gelegt.
- 17) Eine Straße wird gepflastert.
- 18) Eine Ruine wird abgetragen.
- 19) Wie ich einmal auf der Autobahn gefahren bin. (Erlebniserzählung)
- 20) Frostaufrüche (Schlaglöcher) werden ausgebessert.
- 21) Achtung, die Straße ist umgeleitet!
- 22) Achtung, Baustelle!
- 23) Ich melde einen Rohrbruch.
- 24) Der kürzeste Weg zum Bahnhof (zum Postamt, zur Polizeistation).

III. ARBEIT MIT LeseBUCH UND GANZSCHRIFT

Wo steht in deinem Lesebuch ein Lesestück, das sich mit dem Thema „Straße“ beschäftigt?
Welcher Stilform ordnest du es zu?
Lies es laut und singgemäß vor!
In wie viele Abschnitte ist es eingeteilt? Gib diesen Abschnitten Überschriften!
Suche in den Stücken nach treffenden Verben!

IV. SPRACHLEHRE

Wortbildung

Aufgabe

Suche aus den Straßenbezeichnungen deines Schulorts oder einer dir bekannten Stadt je fünf heraus, die benannt sind:

- a) nach Vornamen, Nachnamen oder beiden zusammen, Beispiel: Wilhelmstraße, Gabelsbergerstraße, Max-Weber-Platz;

6. Übungskreis

- b) nach ihrer Beschaffenheit oder nach örtlichen Gegebenheiten, Beispiel: In der Au, Am Hohen Weg, Krumme Lanke;
- c) nach ihren früheren Bewohnern oder nach ihrer besonderen Bestimmung, Beispiel: Gerbergasse, Färbergraben, Rindermarkt, Am Alten Friedhof.

Warum schreibt man bei diesen Bezeichnungen die Präpositionen und Adjektive groß? Wie schreibt man die Straßennamen, die mehr als einen Personennamen enthalten?

Zeitsätze (Temporalsätze)

Seit der Teerung der Straße fahren die Autos viel geräuschloser.

Satzlehre

Seit die Straße geteert ist, fahren die Autos viel geräuschloser.
Ein Adverbiale der Zeit wird hier durch einen Nebensatz (Umstandssatz der Zeit) wiedergegeben.

Merke

Adverbiale Nebensätze, die eine nähere zeitliche Bestimmung zum Inhalt des Hauptsatzes enthalten, nennen wir Zeitsätze oder Temporalsätze.

Die Temporalsätze werden eingeleitet durch die Konjunktionen: „als, da, seit(dem), sooft, sobald, solange, während (in-des), wenn, nachdem, ehe, bevor, bis“.

Beispiele:

Sooft eine neue Straße gebaut wird, soll sie geteert werden.
Sobald eine Straße geteert ist, verläßt der Verkehr viel geräuschloser.
Während die Straße gebaut wird (wurde), nehmen (nahmen) die Anwohner alle Unannehmlichkeiten gerne in Kauf.

Die Vorgänge in Haupt- und Nebensatz spielen sich zu gleicher Zeit ab, man spricht von einem Verhältnis der Gleichzeitigkeit.

Als die Straße fertig war, wurde sie von allen bewundert.
Seit(dem) (wenn) die Straße geteert ist, wird sie von mehr Fahrzeugen benutzt.

Als die Arbeiter die Straße geräumt hatten, blieb sie 48 Stunden gesperrt.
Nachdem die Sperre aufgehoben war, befuhren die Kinder die neue Fahrbahn.

Die Handlung des Nebensatzes steht zeitlich vor der des Hauptsatzes: Verhältnis der Vorzeitigkeit.

6. Übungskreis

Ehe (bevor) die Sperre nicht aufgehoben ist, darf die Straße nicht befahren werden.
Die Kinder warten mit Ungeduld, bis die Straße freigegeben wird.

Die Handlung des Nebensatzes steht zeitlich nach der des Hauptsatzes: Verhältnis der **Nachzeitigkeit**.

Merke

Die Temporalsätze können zum Hauptsatz in einem gleichzeitigen, vorzeitigen oder nachzeitigen Verhältnis stehen.

Dabei bezeichnen die Konjunktionen „ehe, bevor, bis“ die Nachzeitigkeit, alle übrigen die Gleichzeitigkeit; „als“ und „wenn“ können sowohl gleichzeitige wie vorzeitige Nebensätze einleiten.

Aufgabe 28

a) Bilde je fünf Temporalsätze, in denen das Verhältnis der Gleichzeitigkeit, der Nach- und Vorzeitigkeit zum Ausdruck kommt!

b) Bilde Temporalsätze, in denen „als“ und „wenn“ im gleichzeitigen und vorzeitigen Verhältnis vorkommen!

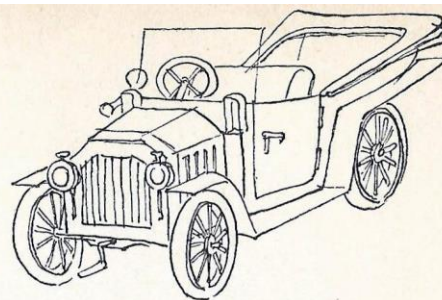
c) Ergänze mit sinnvollen temporalen Nebensätzen:

Der Bau einer Straße war notwendig geworden,	seit ...
Der Gemeinderat beschloß die Straße zu bauen,	nachdem (als) ...
Das Bauamt begann mit der Planung der Straße,	sobald ...
Die Pläne wurden fertiggestellt,	bis ...
Die Arbeiten wurden an zwei Firmen vergeben,	bevor ...
Das Wetter war nicht immer günstig, Trotzdem wurden die Arbeiten abgeschlossen,	während ...
Die neue Straße wurde für den Verkehr freigegeben,	ehe ...
Die Güte der Straße wird gerühmt,	als (nachdem) ...
	sooft ...

* * *

Beachte

Was ist an dem folgenden Satz falsch?
„Nachdem die Straße neu geteert ist, sollte sie allen gefallen.“
In welchem Sinne wird die Konjunktion „nachdem“ hier gebraucht?
Wie darf sie nur gebraucht werden?
Wie muß obiger Satz richtig lauten?
Wie muß das Verhältnis von Haupt- und Nebensatz ausgedrückt werden?



7. Übungskreis

I. SPRECH- UND SCHREIBERZIEHUNG

Sprechlage

Die erste Autofahrt meines Lebens

Unbeschreiblich war das Gefühl des Stolzes und der Erwartung, als ich mich zur ersten **Autofahrt** meines Lebens neben den **Chauffeur** setzte. Dies Wägelchen war schon etwas mit seinen vier **Zylindern** und seiner roten **Karosserie** mit wohlgepflegtem, weinrotem Leder. Die Beine des Chauffeurs staken unter einer schwarzen Lederdecke, die geschlitzt war, um die **Steuersäule** durchzulassen. Es war mir unheimlich, daß der Wagen schnell und langsam fuhr, ohne daß ich wußte, warum. Denn der **Chauffeurfuß** auf dem **Gashebel** war ja nicht zu sehen. Auf die **Kurven** stürzten wir in einem **Höllentempo** los, **Schaufenster** spiegelten den roten Wagen, als fahre er rettungslos in sie hinein. Ich begriff nicht, wie wir lebend um die Ecke kamen.

Eugen Diesel

Durch den Siegeszug des Automobils sind in unsere Sprache viele neue Begriffe eingedrungen. Sie hat diese zum Teil aus guten deutschen Wortstämmen neu gebildet, zum Teil aus fremdem Sprachgut übernommen und sich einverleibt. Einige dieser fremden Wörter sind bis heute Fremdkörper geblieben.

Lies die folgenden Wörter laut vor!

Anlasser, Armaturenbrett, Automobil, Batterie, Box, Chassis, Chauffeur, Differential, Fahrgestell, Fond, Gang, Garage, Getriebe, Kabriolett, Karosserie, Kotflügel, Kühler, Magnet, Mechaniker, Monteur, Motor, Pneu, Pumpe, Reparatur, Rücksitz, Scheinwerfer, Schild, Sucher, Tachometer, Tank, Traktor, Trolleybus, Ventil, Volant, Wagentür, Zylinder.

- Bringe diese Begriffe in eine sinngemäße Ordnung! (Oberbau, Unterbau, Motor; Hilfseinrichtungen für das Automobil.)
- Werden alle Wörter mit „Ch“ im Anlaut wie „Chauffeur“ gesprochen? Nenne Beispiele! Wie wird das „V“ in „Ventil“ und „Volant“ gesprochen?

„Wer ein Gymnasium erfolgreich besucht, wird nicht nur gründlich auf Studium bzw. Beruf vorbereitet, sondern gewinnt auch kulturelle Identität und erfährt eine Werteerziehung, die ihn seiner selbst sicher macht und ihn zur gesicherten Urteilsbildung befähigt. In diesem Sinn bildet das Gymnasium junge Menschen zu Persönlichkeiten heran, die über eine breite Wissensbasis sowie die Fähigkeit zum Transfer verfügen, die Sozialkompetenz und Urteilsicherheit erworben haben, die den Anforderungen des Studiums ebenso gewachsen sind wie dem sich ständig wandelnden Profil herausgehobener beruflicher Tätigkeiten und die nicht zuletzt das kulturelle und ethische Fundament besitzen, das wesentlich zu einem erfüllten Leben beitragen kann. Das Gymnasium ist nach wie vor der Maxime Wilhelm von Humboldts verpflichtet: Der Mensch sucht „so viel Welt als möglich zu ergreifen und so eng, als er nur kann, mit sich zu verbinden. Gerade deshalb ist es auch in fachlicher wie in methodischer Hinsicht neuen Anforderungen gegenüber aufgeschlossen. Denn das war immer die Stärke des Gymnasiums, Tradition und Fortschritt zu verbinden. Das Gymnasium sieht seine Aufgabe darin, aller Schüler Potential gezielt zu fördern, die sich aufgrund ihrer Begabung, ihrer Einsatzfreude, ihres Leistungsvermögens und ihrer Leistungsbereitschaft für ein Studium und für herausgehobene berufliche Aufgaben eignen. Schüler des Gymnasiums sollen geistig besonders beweglich und phantasievoll sein, gern und schnell, zielstrebig und differenziert lernen sowie über ein gutes Gedächtnis verfügen. Sie müssen die Bereitschaft mitbringen, sich ausdauernd und unter verschiedenen Blickwinkeln mit Denk- und Gestaltungsaufgaben auseinanderzusetzen und dabei zunehmend die Fähigkeit zu Abstraktion und flexiblem Denken, zu eigenständiger Problemlösung und zur zielgerichteten Zusammenarbeit in der Gruppe entwickeln. Gymnasialbildung schult die Fähigkeit zur Abstraktion und Theoriebildung in besonderem Maß. Analyse und Reflexion sind unerlässlich für die eigene Orientierung und für die Fähigkeit, Gelerntes in neue Zusammenhänge zu übertragen. Sie fördern überdies die Neugier auf Unbekanntes und die Einsicht in die Notwendigkeit lebenslangen Lernens.“

Lehrplanziele für die Jahrgangsstufe 7 in Bayern:

Die meisten Schüler dieser Altersstufe befinden sich in der Pubertät oder treten in diese Entwicklungsphase ein. Dies hat Auswirkungen sowohl auf die Beziehungen der Jugendlichen untereinander im schulischen wie im privaten Umfeld als auch auf die Einstellung und das Verhalten gegenüber den Erwachsenen. Wenn in diesem Alter mitunter große Stimmungsschwankungen auftreten oder rigide Positionen vertreten werden, so ist dies ein Spiegel der Unsicherheit in dieser Phase des Umbruchs. Gleichzeitig vollzieht sich bei vielen der Übergang vom anschaulichen zum abstrahierenden Denken, was ihnen ein zunehmend systematisches Herangehen an Frage- und Aufgabenstellungen ermöglicht und sie Gesetzmäßigkeiten leichter wahrnehmen und beschreiben lässt. Ausdauer und Konzentrationsfähigkeit beginnen sich nun stärker auszuprägen.

Für diese Jahrgangsstufe bieten sich folgende pädagogische Akzente an:

- Bewusstsein für entwicklungsbedingte Veränderungen schaffen: Körperbewusstsein, Finden der eigenen Rolle, Selbstbewusstsein
- abstrahierendes Denken unterstützen sowie das Denken in Zusammenhängen üben
- Fähigkeit zu konstruktiver Kritik und deren angemessene Äußerung fördern
- Wege der Informationsbeschaffung vergleichen, z. B. Nachschlagewerke, Bibliothek
- zum Strukturieren und Referieren einfacher Sachverhalte und Vorgänge anleiten.“

Lehrplanziele Latein für die Jahrgangsstufe 7 in Bayern

- erkennen und unterscheiden weitere Erscheinungen der Satzlehre, benennen sie mit Fachbegriffen **und** ordnen sie in ein differenziertes grammatikalisches System ein:
 - Satzglieder und Satzgliedteile: weitere Füllungsarten (u. a. *ablativus absolutus* als Adverbiale);
 - Kasusfunktion: Ablativ des Vergleichs;
 - Satzarten: weitere unabhängige und abhängige Begehrsätze;
 - Modi: Konjunktiv im Hauptsatz (Optativ; Hortativ, Jussiv, Prohibitiv), Konjunktiv im Nebensatz (u. a. nach Subjunktionen; in indirekten Fragesätzen) mit *consecutio temporum*;
 - Nebensätze: Adverbialsätze einer weiteren Sinnrichtung (adversativ);
 - satzwertige Konstruktionen: *AccI* (nachzeitig; aktiv); *participium coniunctum* als Adverbiale mit PFA (nachzeitig); *ablativus absolutus*.
- analysieren den Binnenaufbau syntaktischer Phänomene (u. a. *ablativus absolutus*) und erfassen deren Funktion im Satzganzen.
- erkennen, benennen und untersuchen u. a. aufgrund ihrer bisherigen Kenntnisse in der Formen-, Kasus- und Satzlehre Zusammenhänge und Strukturen auch in komplexen Sätzen.
- erkennen am Beispiel weiterer Phänomene (u. a. Partizip Futur Aktiv, *ablativus absolutus*) Unterschiede zwischen lateinischem und deutschem Satzbau.
- nutzen die Ergebnisse ihrer vertieften Sprachbetrachtung zur Präzisierung und zur Flexibilisierung ihres sprachlichen Ausdrucks im Deutschen sowie zur Verbesserung ihres Stilempfindens.“

Quelle: Staatsinstitut für Schulqualität und Bildungsforschung München

Da war es wieder dieses Wort ‚Pubertät‘: „Pubertät und seine Begleitumstände, die wie ein Spiegel der Unsicherheit in dieser Phase des Umbruchs auftreten“. Onkel Kreppel hat es benutzt, nachdem Jörg zurück am Berg war und sich im Laboratorium selbst eingesperrt hatte und sich weigerte, die Tür zu öffnen, um mit ihm zu reden. Damals hörte ich zum ersten Mal diesen Satz: „Er ist zwar in der Pubertät, aber das ist kein Grund...“ Aber Jörg war fast sechs Jahre älter als ich. Der Übergang vom anschaulichen zum abstrahierenden Denken begann bei mir im Alter von zwölf Jahren. Das bereitete mir Sorgen, weil das an die Substanz ging. Die heilige Dreifaltigkeit von Vater, Sohn und Heiligem Geist wurde von mir täglich beschworen: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!“ Als ich mit sechs Jahren dem Tod begegnet war, hat mich Gott nicht gerettet, aber mein einziger Glaube war der an Gott. Er hatte auch keinen Bart, sondern war der Allmächtige, der Himmel und Erde erschaffen hat. Er war so unvorstellbar wie ungeschützt in die Sonne

zu sehen. Von seinem Sohn habe ich erst später erfahren wie auch die Umstände seiner Geburt und seines Todes. Inzwischen hatte ich gelernt, dass Zeus, der Obergötze der heidnischen Griechen, die Angewohnheit hatte, sich irdischen Frauen in Tiergestalt zu nähern, um ihre Gunst zu gewinnen. Er verbarg sich aber nicht in brennenden Dornbüschen und hat niemanden aufgefordert einen Sohn zu opfern. Gott als ewiges universelles Prinzip IST. Keine Vergangenheit, keine Zukunft. Reines Sein. Ewigkeit. Aber mit diesem „abstrahierenden Denken“ war ich anscheinend alleine, obwohl es so viele Götter gab und gibt, was letztlich ein Beweis dafür ist, dass es Gott gibt. Der Gott der Bibel, Jahve hat Moses gerufen und Abraham, Isaak und Jakob hat er gerufen: „Ich bin der Herr dein Gott.“ Jesus war Jude, aber nicht der Messias, den das Volk Israel am Ende der Geschichte erwartete. Die Bibel, das heilige Buch der Geschichte der Stämme Israels wird von der katholischen Kirche als Altes Testament gelesen. Die Bücher der Apostel über das Leben Jesus werden als Neues Testament bezeichnet. War Jahve der Gott, den Jesus meinte, wenn er von seinem Vater sprach?

Und es fragte ihn ein Oberer und sprach:
 Guter Meister, was muss ich tun,
 damit ich das ewige Leben ererbe?
 Jesus aber sprach zu ihm:
 Was nennst du mich gut?
 Niemand ist gut als Gott allein.
 Lukas, 18: 18-19

VOM GEHEIMNIS DES DREIEINIGEN GOTTES

Wenn wir das Werk unserer Erlösung betrachten, erkennen wir, was der Vater, der Sohn und der Heilige Geist für uns getan haben. Wir dürfen einen Blick tun in das tiefste Geheimnis unseres Glaubens, das Geheimnis von dem einen Gott in drei Personen.



44. Die allerheiligste Dreifaltigkeit

Bevor Jesus in den Himmel auffuhr, sprach er zu den Aposteln: „Gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe“ (Math. 28, 18–20).

+

Der Vater, der Sohn und der Heilige Geist sind drei Personen. Schon bei der Taufe Jesu haben sie sich zu erkennen gegeben. Der Vater hat den Sohn in die

Welt gesandt; der Sohn ist Mensch geworden und hat uns erlöst; der Heilige Geist ist auf die Kirche herabgekommen und heiligt uns. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes werden wir getauft.

Jede der drei Personen ist wahrer Gott. Wie der Vater, so sind auch der Sohn und der Heilige Geist unendlich heilig und vollkommen, allwissend, allmächtig und ewig. Darum werden der Vater, der Sohn und der Heilige Geist in gleicher Weise angebetet und verherrlicht.

Die drei göttlichen Personen sind aber nur ein Gott. Sie haben ein göttliches Erkennen, ein göttliches Wollen, ein göttliches Leben in unermeßlicher Glückseligkeit. Den einen Gott in drei Personen nennen wir die heiligste Dreieinigkeit oder die heiligste Dreifaltigkeit.

Die Wahrheit von dem einen Gott in drei Personen ist das größte Geheimnis unseres Glaubens. Wir können es nicht begreifen; dazu gehört göttlicher Verstand. Unser Verstand begreift nicht einmal alle sichtbaren und erschaffenen Dinge; noch viel weniger kann er Gott begreifen. Wir würden nicht einmal wissen, daß in Gott drei Personen sind, wenn Christus uns dieses Geheimnis nicht geoffenbart hätte.



Alles, was wir sind und was wir haben, haben wir von dem heiligen dreieinigen Gott empfangen. Darum müssen wir dem dreieinigen Gott allezeit Lob und Dank sagen. Dem Vater danken wir besonders, daß er uns erschaffen und zum ewigen Leben berufen hat; dem Sohn, daß er uns erlöst hat; dem Heiligen Geist, daß er uns heiligt.

Überlege: 1. Wann haben sich die drei göttlichen Personen zu erkennen gegeben? 2. Warum werden die drei göttlichen Personen in gleicher Weise angebetet und verherrlicht? 3. Worin sind die drei göttlichen Personen eins? 4. Wie nennen wir den einen Gott in drei Personen? 5. Warum können wir die Wahrheit von dem einen Gott in drei Personen nicht begreifen?

77. Was sagt unser Glaube über die heiligste Dreifaltigkeit?

In Gott sind drei Personen: Gott Vater, Gott Sohn und Gott Heiliger Geist. Diese drei Personen sind ein Gott.

78. Welche Wohltaten verdanken wir den drei göttlichen Personen?

Gott der Vater hat uns erschaffen, Gott der Sohn hat uns erlöst, Gott der Heilige Geist hat uns geheiligt.

Für mein Leben: Wenn ich beim Kreuzzeichen die Worte spreche: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“, will ich dabei denken: Ich gehöre dem dreieinigen Gott.

Wort Gottes: „Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen“ (2 Kor. 13, 13).

Aus der Lehre der Heiligen: „Mein Gott, wie klein wärest Du, wenn mein Verstand Dich begreifen könnte“ (Franz von Sales). — „Dieses Geheimnis ergründen wollen ist Vermessenheit; daran glauben ist Gottseligkeit; es einmal erkennen ist ewiges Leben“ (Bernhard von Clairvaux).

Aus dem Leben der Kirche: Am ersten Sonntag nach Pfingsten feiert die Kirche das Fest der heiligsten Dreifaltigkeit.

Gebet: „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste, wie es war im Anfang, so auch jetzt und allezeit und in Ewigkeit. Amen.“

Aufgaben: 1. In welchen biblischen Geschichten werden alle drei göttlichen Personen genannt? 2. Welche Lieder zur heiligsten Dreifaltigkeit stehen im Gesangbuch? 3. Welche Darstellungen und Zeichen der heiligsten Dreifaltigkeit kennst du?

Gepriesen sei die heilige Dreifaltigkeit und ungeteilte Einheit!

Die Adventszeit im Seminar war trotzdem eine schöne Zeit: Alle waren nett zu einander und der Duft von Tannenzweigen, Weihrauch und Adventsgebäck erfüllte die Seminarräume. Es gab eine Weihnachtsfeier und Chorgesang in der Abteikirche.



Nach dem vierten Advent am Mittwoch den 23. Dezember standen wir Zöglinge wieder am Bahnhof von St. Ottilien, um das Kloster mit dem Schienenbus Richtung Mering oder Weilheim in Richtung unserer Heimatorte zu verlassen. Das Wetter war umgeschlagen und Tauwetter brachte den Schnee auch auf dem Hohenpeißenberg zum Schmelzen. Dort am Bahnhof stand ich zwei Stunden später mit meinem kleinen Pappkoffer in hellem Holzrahmen, mit Schnappschlössern aus Messing und einem ledernen Handgriff und wartete auf den Stationsvorsteher. Seinen Namen habe ich vergessen, aber ich kannte sein Haus gegenüber am Hang. Er hatte einen Sohn, der jeden Tag den Berg hinauf zur Volksschule gehen musste: Die Bahnhofstrasse bis zum Schächlen an ihm vorbei zur Rigistraße und auf der Blumenstraße am ersten Haus rechts vorbei auf den Kirch- und Schulweg bis zum Schnaderbeck, von dort zur Bergstraße. Die wird überquert und gegenüber gehen die Kirch- und Schulgänger, aber auch viele Wallfahrer und Touristen am Lenzenbauer vorbei an einem Bach entlang auf einen Waldweg, der über fünf steile Serpentina an einem Gatter endet, durch das sich ein Mensch winden kann, aber nicht die Kühe dahinter. Nun durchquert man



das Weideland des Lenzenbauern. Die Hänge am Berg sind steil. Aber Kälber und Jungtiere können sich an ihnen halten und sie abgrasen. Mit ihren Hufen haben sie kleine Terrassen parallel zum Berg ausgetreten. Der Bergweg führte jetzt über drei weitere Serpentinausläufer aus Steinen und Schotter unter dem Laub von einigen Ahornbäumen zu einem weiteren Gatter und daneben stand eine weitere Bank des Fremdenverkehrsverein Hohenpeißenberg. Diese Bänke bestanden aus drei Trageelementen aus Beton und einer stabilen dunkelrot lackierten Holzbank. Mehr als zwanzig davon gab es ringsum den Berg. Dahinter ging es weiter auf einem engen Pfad zwischen Weidezäunen steil bergan, der Gipfel, die Schule, der Lindenbaum, das Lehrerhaus und die Terrasse des Berggasthofs sind in Sichtweite. Ein großer Teil der hundertfünfzig Schüler der Volksschule neben der Wallfahrtskirche auf dem Berg mussten diesen Weg täglich zu Fuß von ihrem zu Hause zur Schule gehen. Andere kamen von Ost, Norden und Westen auf Pfaden, über die seit über vier Jahrhunderten Wallfahrer und Gläubige den Berg und seine Marienkapelle aufsuchten. Die Pilger sind weniger geworden, aber die Volksschule stand noch immer neben der Kirche. Von Montag bis Samstag umhüllten Kinderstimmen den Berg am Morgen, Mittag und späten Nachmittag wie ein Vogelschwarm auf Wanderschaft. In den Ferien war nur das Rauschen der hohen Fichten zu hören. Einige der Gäste vermeinten das Meer zu hören. Aber ich war bisher noch nicht am Meer.

Heute, am ersten Ferientag war mir nicht danach über den Kirchweg zu gehen. Es war Nachmittag, der Himmel bleiern bewölkt, die Wiesen und Straßenränder voller Restschnee, die Weg nass und meine Schuhe aufgeweicht. Außerdem begann es bereits zu dämmern. Ich wollte nach Hause und war erleichtert, als ich dort die Küchentür unverschlossen fand, sie öffnete und in der Küche auf meine Mutter traf. Sie bereite den Nachmittagstee vor und bestückte eben eine Schale mit Weihnachtsgebäck und Stollenscheiben. „Na da kommst du ja rechtzeitig zum Tee!“ sagte sie, breitete ihre Arme aus, zog mich an sich ran, küsste mich, sah mir in die Augen und sagte: „Komm, setzt dich. Es ist gut, dass wir uns hier alleine treffen. Ich weiß, dass du Fragen hast, weil einer deiner Brüder es dir wahrscheinlich erzählt hat. Es stimmt, dass Onkel Kreppel und ich uns im November standesamtlich trauen haben lassen. Das ändert aber nichts an unserer Situation. Ich bin deine Mutter und Erziehungsberechtigte. Dein Vater bleibt dein Vater und ist für dich unterhaltspflichtig bis zum Ende deiner Ausbildung. Er kriegt dafür auch Kindergeld und Steuererleichterung. Das mit der Heirat musst du verstehen. Wir werden alle älter und auch du wirst in zehn Jahren das Haus verlassen. Soll ich den Rest meines Lebens alleine leben? Also ich habe mein Ja-Wort aus meinem Herzen gegeben.“

Ein sehr sachlicher Empfang. Aber so war meine Mutter: Wenn ich während der Ferien bei ihr sein konnte, war sie ständig von Familie, Freunden und Helfern umgeben. Als gelernte Gutsekretärin hatte sie Personalführung und Buchhaltung gelernt. Sie besorgte auch weiterhin die Buchhaltung zusammen mit Herrn Wünning. Sie war erfahren im Umgang mit Behörden und Geschäftsleuten. Sie war sich ihrer Besonderheit bewusst. Sie war die Enkelin von Jakob Wychgram, dem Wegbereiter der Frauenbildung. Almuth Wychgram war neun Jahre alt als ihr Großvater starb. Seine Enkelin entspricht seiner Vorstellung der gleichberechtigten Frau. Meine Mutter wurde dazu erzogen, sie lebte es und ich liebte sie, auch wenn es eine kalte Antwort war und morgen Heiligabend sein sollte, als hätte sich nichts ereignet. Die Feiertage waren wohl nicht der richtige Zeitpunkt, um das Gymnasium Weilheim zur Sprache zu bringen. Ich entschied deshalb, erst Oma, meine Brüder und Onkel Kreppel zu treffen und murmelte Sätze wie „Ja wenn das so ist, dann ist es doch gut“, oder „Ja Mutti, ich kann dich verstehen“, da stand sie schon auf, holte das Teesieb aus der mächtigen Teekanne und stellte diese mit sieben Tassen, Untertellern und Kuchentellern sowie die Gebäckschale auf ein Tablett im Aufzug ab. Ich zog den Aufzug an den beiden Handseilen in den ersten Stock und folgte meiner Mutter in das Esszimmer. Wir deckten den runden Tisch im roten Zimmer.

Um vier Uhr schlug ich den lederumhüllten runden Kopf des Schlagstocks vier Mal gegen die Messingscheibe des Gongs an der Wand im Flur. Wenn die oberbayrische Bauernuhr an der Wand neben der Tür zu Omas Zimmer, mit Gewichten in der Form große Tannenzapfen an ihren Ketten, metallisch und nachschwingend zum Ticken des Pendels zu schlagen begann, kam mein Einsatz am Gong. Ich musste fest zuschlagen, den Schlagstock zurücknehmen, dem Nachhall eine Pause geben, dann die Messingschale kurz anhalten,

loslassen und erneut schlagen. Das Tonergebnis war auch außerhalb des Hauses auf den Hängen bis zum Waldrand, im Garten oder dem Wäscheplatz gut hörbar. Auch in den acht Zimmern im ersten Stock. Als erstes kam Oma über den Flur zum roten Zimmer. Im ersten Stock schlugen Türen und Schritte knarzten auf den Flurdielen des obersten Stockwerks. Kurz darauf rutschten Wölfi und Fritzi lachend übers Treppengeländer zum Erdgeschoss. Schließlich kamen auch Klaus und Onkel Kreppel mit einem schwarzen Kinnbart. Umarmungen kamen unter uns eher selten vor, aber wir waren gut im Händeschütteln, auf die Schulter schlagen, uns dabei aufmunternd in die Augen zu sehen und Worte der Wiedersehensfreude auszusprechen. Drei Erwachsene, zwei Jugendliche, ein Heranwachsender und ein Kind. Wir tranken Tee, aßen Gebäck und Stollen. Die Erwachsenen rauchten und redeten, die Jugendlichen beteiligten sich gelegentlich, aber mir fiel nichts ein. Ich kann mich nicht mehr an Einzelheiten erinnern, aber Weihnachten wurde nicht anders gefeiert als letztes Jahr. Auch zur Christmette um Mitternacht sind wir wie letztes Jahr gemeinsam zur Wallfahrtskirche hochgestiegen um am Gottesdienst teilzunehmen. Ob es da eine Kommunion gab und ob wir daran gemeinsam teilgenommen haben weiß ich nicht mehr.



Da Jörg nicht auf dem jährlichen Heiligabendfoto der Familie zu sehen ist, nehme ich an, dass er bereits in England war, um dort Englisch in einer Familie nahe Manchester zu lernen. Er hat mir drei Monate später zum Geburtstag eine Postkarte aus England mit einer Briefmarke mit dem Kopf der jungen Königin frankiert ins Seminar geschickt. Auf dem Foto ist der Mutter eine Schwangerschaft noch nicht anzusehen, aber Wölfi und Fritzi waren anderer Meinung. Als ich sie selbst fragte antwortete sie, dass der Arzt Dr. Liebl, der seine Praxis an der Bahnhofstrasse hatte, mit einer Geburt in den letzten Märztagen rechne. Dann würde sie mit zweiundvierzig Jahren ihr sechstes Kind zur Welt bringen. Wenige Tage später fuhr ich mit der Bahn nach Murnau, denn Onkel Hayo und Tante Traudi hatten mich ja zu Silvester zum Bleigießen eingeladen.

Ich war ganz froh darüber, denn in meinem Inneren rumorte es gewaltig und hoffte in Murnau Ablenkung zu finden von den Ereignissen im „Gästehaus Dr. Wychgram“, wie das Kurheim seit drei Jahren genannt wurde. Weil Frau Jerschke Besuch hatte durfte ich diesmal in dem kleinen Zimmer neben dem Wohnzimmer im ersten Stock übernachten. Es war hell dort und es gab keine fliegenden Drachen oder dickbäuchige Götzenbilder. Am Nachmittag vor Silvester, als Onkel Hayo und Tante Traudi zum Mittagsschlaf verschwanden, machten Sybille, Renate und ich uns auf den Weg zur Marktstraße. Dort fanden wir einen

Laden, in dem es Kracher, Böller, Knallfrösche und Kanonenschläge gab. Ich hatte noch zwei Mark Taschengeld übrig. Dafür bekam ich eine Handvoll Kracher und eine Packung Knallfrösche. Danach machten wir uns auf den Rückweg. An der Ludwigshöhe bogen wir von der Kohlgruberstraße auf den Fußweg ab, der am Hang parallel zum Maria Antonienweg bis zum Gatter der Nummer 20 verläuft. Es war ein milder, trockener und schneefreier Wintertag und wir drei waren die einzigen Menschen weit und breit. Auf der Mitte des Weges begannen wir die ersten Kracher zu zünden. Man musste die Zündschnur am Kopf des Krachers mit einem Streichholz entzünden und den rauchenden Kracher in die Luft werfen, wo er mit lauten Knall und Funken sprühend zerbirst. Auch die Knallfrösche hatten eine Zündschnur, an die man ein brennendes Streichholz halten musste bevor man sie brennend von sich warf. Dabei war es wichtig auf den nötigen Abstand zu achten, denn die Knallfrösche springen durch mehrere kleine lautstarke Explosionen wie Frösche mehrfach vom Boden hoch, bevor sie qualmend und stinkend liegen blieben. Obwohl es recht



windig war konnten wir alle Knallkörper zur Explosion bringen und genossen unseren Erfolg. Aber wir waren uns auch einig darüber, dass unser Experiment unter uns bleiben musste, denn Onkel Hayo war kein Freund von Feuerwerkskörpern in Kinderhänden, die dabei nicht von Erwachsenen beaufsichtigt wurden. Er war als Augenarzt besonders an und nach Silvester stets in Alarmbereitschaft, denn es gab damals nicht genug Augenärzte, um all die Schäden, die Knallkörper und Raketen an den Augen anrichteten, zu kurieren. Dieses Jahr würde es jedoch eine Ausnahme geben. Der Augenarzt von Schongau hatte dieses Jahr das Nottelefon für die erste Hilfe übernommen. Das erfuhren wir beim Abendbrot, als er verkündete, dass er Raketen für die Silvesternacht um Mitternacht gekauft hätte, um das neue Jahrzehnt mit einem Feuerwerk zu begrüßen. Wir waren alle überrascht und warteten in großer Vorfreude auf den nächsten Tag, an dem sich alles wie geplant ereignen sollte. Einem festlichen Abendbrot an Silvester folgten zwei Stunden in denen wir vier Runden Rommé spielten, bevor wir den Tisch räumten, um das Bleigießen vorzubereiten. Bleistücke werden in einem Löffel über einer Kerze oder einem anderen kleinen Feuer erhitzt, bis sie gerade eben geschmolzen sind. Das geschmolzene Metall wird sodann in eine bereitgestellte Schüssel mit kaltem Wasser gegossen, wo es sofort zu bizarren Formen erstarrt. Die Gestalt und der Schattenwurf der erstarrten Bleistücke werden zum Wahrsagen verwendet. Dazu wird die Gestalt oder der Schattenwurf frei assoziiert. Die Interpretation folgt in etwa den gleichen Regeln, wie diejenige des Kaffeesatzlesens. Den handelsüblichen Silvesterblei-Packungen werden Bedeutungslisten beigegeben, die Interpretationen vorgeben z. B. Herz = sich verlieben, Blumen = neue Freundschaft. Das Ergebnis meines Gusses war eine Art Seestern und bedeutete große Veränderungen. Das fand ich nicht sehr originell, aber ich habe den Seestern trotzdem als Talisman aufgehoben. Auch die Sitzung im Licht von Kerzen und dem Geräusch des zischenden Bleis schien so geheimnisvoll wie die Ergebnisse des geschmolzenen Bleis. Kurz vor Mitternacht gingen wir hinab vor das Haus, wo Onkel Hayo das Feuerwerk vorbereitet hat. Klassische Feuerwerksraketen bestehen aus einer Plastikkappe, einem Holzstab und einer Pappröhre, in der sich die Ladung sowie die Zündschnur befinden. Onkel Hayo hat sie auf ihren Holzstäben so geneigt in den Boden gesteckt, dass sie vom Haus weg

Richtung Maria Antonienweg zielten. Er hatte seine große Hornbrille auf, als er eine nach der anderen anzündete und wir mit leuchtenden Augen zusahen wie sie zischten, auf einem Feuerstrahl abhoben, um über uns wie ein Blitz gefolgt von einem Donnerschlag zu erlöschen. Das war schon etwas anderes als meine Knallfrösche, aber es war auch viel teurer. Vielleicht lag es daran, dass am Gästehaus Dr. Wychgram keine Raketen zum Einsatz kamen, aber vielleicht wollten Mutti und Onkel Kreppel nach dem Krieg nicht an unangenehme Zeiten erinnert werden.

Im Land der Griechen

Januar 1960 <table border="1"> <thead> <tr><th>Mo</th><th>Di</th><th>Mi</th><th>Do</th><th>Fr</th><th>Sa</th><th>So</th></tr> </thead> <tbody> <tr><td>53</td><td></td><td></td><td></td><td>1</td><td>2</td><td>3</td></tr> <tr><td>01</td><td>4</td><td>5</td><td>6</td><td>7</td><td>8</td><td>9</td></tr> <tr><td>02</td><td>11</td><td>12</td><td>13</td><td>14</td><td>15</td><td>16</td></tr> <tr><td>03</td><td>18</td><td>19</td><td>20</td><td>21</td><td>22</td><td>23</td></tr> <tr><td>04</td><td>25</td><td>26</td><td>27</td><td>28</td><td>29</td><td>30</td></tr> <tr><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>31</td></tr> </tbody> </table>	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	53				1	2	3	01	4	5	6	7	8	9	02	11	12	13	14	15	16	03	18	19	20	21	22	23	04	25	26	27	28	29	30							31	Februar 1960 <table border="1"> <thead> <tr><th>Mo</th><th>Di</th><th>Mi</th><th>Do</th><th>Fr</th><th>Sa</th><th>So</th></tr> </thead> <tbody> <tr><td>05</td><td>1</td><td>2</td><td>3</td><td>4</td><td>5</td><td>6</td></tr> <tr><td>06</td><td>8</td><td>9</td><td>10</td><td>11</td><td>12</td><td>13</td></tr> <tr><td>07</td><td>15</td><td>16</td><td>17</td><td>18</td><td>19</td><td>20</td></tr> <tr><td>08</td><td>22</td><td>23</td><td>24</td><td>25</td><td>26</td><td>27</td></tr> <tr><td>09</td><td>29</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td></tr> </tbody> </table>	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	05	1	2	3	4	5	6	06	8	9	10	11	12	13	07	15	16	17	18	19	20	08	22	23	24	25	26	27	09	29						März 1960 <table border="1"> <thead> <tr><th>Mo</th><th>Di</th><th>Mi</th><th>Do</th><th>Fr</th><th>Sa</th><th>So</th></tr> </thead> <tbody> <tr><td>09</td><td></td><td>1</td><td>2</td><td>3</td><td>4</td><td>5</td></tr> <tr><td>10</td><td>7</td><td>8</td><td>9</td><td>10</td><td>11</td><td>12</td></tr> <tr><td>11</td><td>14</td><td>15</td><td>16</td><td>17</td><td>18</td><td>19</td></tr> <tr><td>12</td><td>21</td><td>22</td><td>23</td><td>24</td><td>25</td><td>26</td></tr> <tr><td>13</td><td>28</td><td>29</td><td>30</td><td>31</td><td></td><td></td></tr> </tbody> </table>	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	09		1	2	3	4	5	10	7	8	9	10	11	12	11	14	15	16	17	18	19	12	21	22	23	24	25	26	13	28	29	30	31			April 1960 <table border="1"> <thead> <tr><th>Mo</th><th>Di</th><th>Mi</th><th>Do</th><th>Fr</th><th>Sa</th><th>So</th></tr> </thead> <tbody> <tr><td>13</td><td></td><td></td><td></td><td>1</td><td>2</td><td>3</td></tr> <tr><td>14</td><td>4</td><td>5</td><td>6</td><td>7</td><td>8</td><td>9</td></tr> <tr><td>15</td><td>11</td><td>12</td><td>13</td><td>14</td><td>15</td><td>16</td></tr> <tr><td>16</td><td>18</td><td>19</td><td>20</td><td>21</td><td>22</td><td>23</td></tr> <tr><td>17</td><td>25</td><td>26</td><td>27</td><td>28</td><td>29</td><td>30</td></tr> </tbody> </table>	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	13				1	2	3	14	4	5	6	7	8	9	15	11	12	13	14	15	16	16	18	19	20	21	22	23	17	25	26	27	28	29	30							
Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So																																																																																																																																																																																			
53				1	2	3																																																																																																																																																																																			
01	4	5	6	7	8	9																																																																																																																																																																																			
02	11	12	13	14	15	16																																																																																																																																																																																			
03	18	19	20	21	22	23																																																																																																																																																																																			
04	25	26	27	28	29	30																																																																																																																																																																																			
						31																																																																																																																																																																																			
Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So																																																																																																																																																																																			
05	1	2	3	4	5	6																																																																																																																																																																																			
06	8	9	10	11	12	13																																																																																																																																																																																			
07	15	16	17	18	19	20																																																																																																																																																																																			
08	22	23	24	25	26	27																																																																																																																																																																																			
09	29																																																																																																																																																																																								
Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So																																																																																																																																																																																			
09		1	2	3	4	5																																																																																																																																																																																			
10	7	8	9	10	11	12																																																																																																																																																																																			
11	14	15	16	17	18	19																																																																																																																																																																																			
12	21	22	23	24	25	26																																																																																																																																																																																			
13	28	29	30	31																																																																																																																																																																																					
Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So																																																																																																																																																																																			
13				1	2	3																																																																																																																																																																																			
14	4	5	6	7	8	9																																																																																																																																																																																			
15	11	12	13	14	15	16																																																																																																																																																																																			
16	18	19	20	21	22	23																																																																																																																																																																																			
17	25	26	27	28	29	30																																																																																																																																																																																			
Mai 1960 <table border="1"> <thead> <tr><th>Mo</th><th>Di</th><th>Mi</th><th>Do</th><th>Fr</th><th>Sa</th><th>So</th></tr> </thead> <tbody> <tr><td>17</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>1</td></tr> <tr><td>18</td><td>2</td><td>3</td><td>4</td><td>5</td><td>6</td><td>7</td></tr> <tr><td>19</td><td>9</td><td>10</td><td>11</td><td>12</td><td>13</td><td>14</td></tr> <tr><td>20</td><td>16</td><td>17</td><td>18</td><td>19</td><td>20</td><td>21</td></tr> <tr><td>21</td><td>23</td><td>24</td><td>25</td><td>26</td><td>27</td><td>28</td></tr> <tr><td>22</td><td>30</td><td>31</td><td></td><td></td><td></td><td></td></tr> </tbody> </table>	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	17						1	18	2	3	4	5	6	7	19	9	10	11	12	13	14	20	16	17	18	19	20	21	21	23	24	25	26	27	28	22	30	31					Juni 1960 <table border="1"> <thead> <tr><th>Mo</th><th>Di</th><th>Mi</th><th>Do</th><th>Fr</th><th>Sa</th><th>So</th></tr> </thead> <tbody> <tr><td>22</td><td></td><td>1</td><td>2</td><td>3</td><td>4</td><td>5</td></tr> <tr><td>23</td><td>6</td><td>7</td><td>8</td><td>9</td><td>10</td><td>11</td></tr> <tr><td>24</td><td>13</td><td>14</td><td>15</td><td>16</td><td>17</td><td>18</td></tr> <tr><td>25</td><td>20</td><td>21</td><td>22</td><td>23</td><td>24</td><td>25</td></tr> <tr><td>26</td><td>27</td><td>28</td><td>29</td><td>30</td><td></td><td></td></tr> </tbody> </table>	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	22		1	2	3	4	5	23	6	7	8	9	10	11	24	13	14	15	16	17	18	25	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30			Juli 1960 <table border="1"> <thead> <tr><th>Mo</th><th>Di</th><th>Mi</th><th>Do</th><th>Fr</th><th>Sa</th><th>So</th></tr> </thead> <tbody> <tr><td>26</td><td></td><td></td><td></td><td>1</td><td>2</td><td>3</td></tr> <tr><td>27</td><td>4</td><td>5</td><td>6</td><td>7</td><td>8</td><td>9</td></tr> <tr><td>28</td><td>11</td><td>12</td><td>13</td><td>14</td><td>15</td><td>16</td></tr> <tr><td>29</td><td>18</td><td>19</td><td>20</td><td>21</td><td>22</td><td>23</td></tr> <tr><td>30</td><td>25</td><td>26</td><td>27</td><td>28</td><td>29</td><td>30</td></tr> <tr><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>31</td></tr> </tbody> </table>	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	26				1	2	3	27	4	5	6	7	8	9	28	11	12	13	14	15	16	29	18	19	20	21	22	23	30	25	26	27	28	29	30							31	August 1960 <table border="1"> <thead> <tr><th>Mo</th><th>Di</th><th>Mi</th><th>Do</th><th>Fr</th><th>Sa</th><th>So</th></tr> </thead> <tbody> <tr><td>31</td><td>1</td><td>2</td><td>3</td><td>4</td><td>5</td><td>6</td></tr> <tr><td>32</td><td>8</td><td>9</td><td>10</td><td>11</td><td>12</td><td>13</td></tr> <tr><td>33</td><td>15</td><td>16</td><td>17</td><td>18</td><td>19</td><td>20</td></tr> <tr><td>34</td><td>22</td><td>23</td><td>24</td><td>25</td><td>26</td><td>27</td></tr> <tr><td>35</td><td>29</td><td>30</td><td>31</td><td></td><td></td><td></td></tr> </tbody> </table>	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	31	1	2	3	4	5	6	32	8	9	10	11	12	13	33	15	16	17	18	19	20	34	22	23	24	25	26	27	35	29	30	31			
Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So																																																																																																																																																																																			
17						1																																																																																																																																																																																			
18	2	3	4	5	6	7																																																																																																																																																																																			
19	9	10	11	12	13	14																																																																																																																																																																																			
20	16	17	18	19	20	21																																																																																																																																																																																			
21	23	24	25	26	27	28																																																																																																																																																																																			
22	30	31																																																																																																																																																																																							
Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So																																																																																																																																																																																			
22		1	2	3	4	5																																																																																																																																																																																			
23	6	7	8	9	10	11																																																																																																																																																																																			
24	13	14	15	16	17	18																																																																																																																																																																																			
25	20	21	22	23	24	25																																																																																																																																																																																			
26	27	28	29	30																																																																																																																																																																																					
Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So																																																																																																																																																																																			
26				1	2	3																																																																																																																																																																																			
27	4	5	6	7	8	9																																																																																																																																																																																			
28	11	12	13	14	15	16																																																																																																																																																																																			
29	18	19	20	21	22	23																																																																																																																																																																																			
30	25	26	27	28	29	30																																																																																																																																																																																			
						31																																																																																																																																																																																			
Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So																																																																																																																																																																																			
31	1	2	3	4	5	6																																																																																																																																																																																			
32	8	9	10	11	12	13																																																																																																																																																																																			
33	15	16	17	18	19	20																																																																																																																																																																																			
34	22	23	24	25	26	27																																																																																																																																																																																			
35	29	30	31																																																																																																																																																																																						
September 1960 <table border="1"> <thead> <tr><th>Mo</th><th>Di</th><th>Mi</th><th>Do</th><th>Fr</th><th>Sa</th><th>So</th></tr> </thead> <tbody> <tr><td>35</td><td></td><td></td><td>1</td><td>2</td><td>3</td><td>4</td></tr> <tr><td>36</td><td>5</td><td>6</td><td>7</td><td>8</td><td>9</td><td>10</td></tr> <tr><td>37</td><td>12</td><td>13</td><td>14</td><td>15</td><td>16</td><td>17</td></tr> <tr><td>38</td><td>19</td><td>20</td><td>21</td><td>22</td><td>23</td><td>24</td></tr> <tr><td>39</td><td>26</td><td>27</td><td>28</td><td>29</td><td>30</td><td></td></tr> </tbody> </table>	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	35			1	2	3	4	36	5	6	7	8	9	10	37	12	13	14	15	16	17	38	19	20	21	22	23	24	39	26	27	28	29	30		Oktober 1960 <table border="1"> <thead> <tr><th>Mo</th><th>Di</th><th>Mi</th><th>Do</th><th>Fr</th><th>Sa</th><th>So</th></tr> </thead> <tbody> <tr><td>39</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>1</td><td>2</td></tr> <tr><td>40</td><td>3</td><td>4</td><td>5</td><td>6</td><td>7</td><td>8</td></tr> <tr><td>41</td><td>10</td><td>11</td><td>12</td><td>13</td><td>14</td><td>15</td></tr> <tr><td>42</td><td>17</td><td>18</td><td>19</td><td>20</td><td>21</td><td>22</td></tr> <tr><td>43</td><td>24</td><td>25</td><td>26</td><td>27</td><td>28</td><td>29</td></tr> <tr><td>44</td><td>31</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td></tr> </tbody> </table>	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	39					1	2	40	3	4	5	6	7	8	41	10	11	12	13	14	15	42	17	18	19	20	21	22	43	24	25	26	27	28	29	44	31						November 1960 <table border="1"> <thead> <tr><th>Mo</th><th>Di</th><th>Mi</th><th>Do</th><th>Fr</th><th>Sa</th><th>So</th></tr> </thead> <tbody> <tr><td>44</td><td></td><td>1</td><td>2</td><td>3</td><td>4</td><td>5</td></tr> <tr><td>45</td><td>7</td><td>8</td><td>9</td><td>10</td><td>11</td><td>12</td></tr> <tr><td>46</td><td>14</td><td>15</td><td>16</td><td>17</td><td>18</td><td>19</td></tr> <tr><td>47</td><td>21</td><td>22</td><td>23</td><td>24</td><td>25</td><td>26</td></tr> <tr><td>48</td><td>28</td><td>29</td><td>30</td><td></td><td></td><td></td></tr> </tbody> </table>	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	44		1	2	3	4	5	45	7	8	9	10	11	12	46	14	15	16	17	18	19	47	21	22	23	24	25	26	48	28	29	30				Dezember 1960 <table border="1"> <thead> <tr><th>Mo</th><th>Di</th><th>Mi</th><th>Do</th><th>Fr</th><th>Sa</th><th>So</th></tr> </thead> <tbody> <tr><td>48</td><td></td><td></td><td>1</td><td>2</td><td>3</td><td>4</td></tr> <tr><td>49</td><td>5</td><td>6</td><td>7</td><td>8</td><td>9</td><td>10</td></tr> <tr><td>50</td><td>12</td><td>13</td><td>14</td><td>15</td><td>16</td><td>17</td></tr> <tr><td>51</td><td>19</td><td>20</td><td>21</td><td>22</td><td>23</td><td>24</td></tr> <tr><td>52</td><td>26</td><td>27</td><td>28</td><td>29</td><td>30</td><td>31</td></tr> </tbody> </table>	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	48			1	2	3	4	49	5	6	7	8	9	10	50	12	13	14	15	16	17	51	19	20	21	22	23	24	52	26	27	28	29	30	31							
Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So																																																																																																																																																																																			
35			1	2	3	4																																																																																																																																																																																			
36	5	6	7	8	9	10																																																																																																																																																																																			
37	12	13	14	15	16	17																																																																																																																																																																																			
38	19	20	21	22	23	24																																																																																																																																																																																			
39	26	27	28	29	30																																																																																																																																																																																				
Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So																																																																																																																																																																																			
39					1	2																																																																																																																																																																																			
40	3	4	5	6	7	8																																																																																																																																																																																			
41	10	11	12	13	14	15																																																																																																																																																																																			
42	17	18	19	20	21	22																																																																																																																																																																																			
43	24	25	26	27	28	29																																																																																																																																																																																			
44	31																																																																																																																																																																																								
Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So																																																																																																																																																																																			
44		1	2	3	4	5																																																																																																																																																																																			
45	7	8	9	10	11	12																																																																																																																																																																																			
46	14	15	16	17	18	19																																																																																																																																																																																			
47	21	22	23	24	25	26																																																																																																																																																																																			
48	28	29	30																																																																																																																																																																																						
Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So																																																																																																																																																																																			
48			1	2	3	4																																																																																																																																																																																			
49	5	6	7	8	9	10																																																																																																																																																																																			
50	12	13	14	15	16	17																																																																																																																																																																																			
51	19	20	21	22	23	24																																																																																																																																																																																			
52	26	27	28	29	30	31																																																																																																																																																																																			

Fussnote:

In Gemeinden, in denen kein Gymnasium und keine Realschule besteht, können für die Volksschulen die Weihnachts- und Osterferien verkürzt und dafür die Sommerferien entsprechend verlängert werden. Auch die Verlegung des Beginns der Sommerferien und ihre Teilung in zwei Abschnitte ist an diesen Volksschulen entsprechend den örtlichen Verhältnissen möglich. Für die Fach- und Berufsaufbauschulen können Abweichungen genehmigt und angeordnet werden.

Ferientage in Bayern im Jahr 1960: **54 Tage**
Gesetzliche Feiertage in Bayern im Jahr 1960: **13 Tage**

Anmerkung zu den Feiertagen Bayern:

17. Juni 1953:
 Bis 1990 war dies in der Bundesrepublik der "Tag der deutschen Einheit".

Mariä Himmelfahrt:
 Mariä Himmelfahrt ist in Bayern nur in Gemeinden mit überwiegend katholischer Bevölkerung ein gesetzlicher Feiertag.

- 01. Jan 1960 Neujahr
- 06. Jan 1960 Heilige Drei Könige
- 15. Apr 1960 Karfreitag
- 18. Apr 1960 Ostermontag
- 01. Mai 1960 Tag der Arbeit
- 26. Mai 1960 Christi Himmelfahrt
- 06. Jun 1960 Pfingstmontag
- 16. Jun 1960 Fronleichnam
- 17. Jun 1960 17. Juni 1953
- 15. Aug 1960 Mariä Himmelfahrt

Am Sonntag dem dritten Januar 1960 fuhr Onkel Hayo mit mir und seiner Familie ohne Frau Jerschke nach Hohenpeißenberg. Sie kamen zum Kaffeetrinken und einem fröhlichen Nachmittag mit viel Zigarettenrauch und geistigen Getränken mit Mutti, Onkel Kreppel und Oma am roten Tisch im roten Zimmer. Kurz vor dem Abendessen fuhren sie ab und nahmen Oma mit nach Murnau. Ich hatte keine Gelegenheit mehr mit ihr

über das zu sprechen, was mich beschäftigt. Auch mit Onkel Hayo und Traudi kam es nicht dazu. Ich musste meinen Onkel Hayo nicht fragen. Ich kannte seine Art die Realitäten auseinander zu halten. Er hätte geantwortet: „Es war ein notwendiger bürokratischer Akt, um das Resultat einer Schwangerschaft zu legalisieren.“ Meine älteren Brüder, die Onkel Kreppel inzwischen überragten, Fritz, 15 Jahre 1,75 m und Wölfi, 16 mit 1,79 m sahen das alles gelassen. Fritz war als Protestant konfirmiert und Wölfi gefirmt. Sie meinten, ich solle das nicht überbewerten, das Leben sei kein Religionsunterricht. Als ob es darum ginge! Es ging um Weilheim! Sie war meine Erziehungsbeauftragte in amtlicher Hinsicht und jetzt schwanger. Die nötigen Kontakte, um mich rechtzeitig zum Halbjahreszeugnis in Weilheim unterzubringen, müsste sie jetzt herstellen. Ich ahnte Schlimmes, denn Onkel Kreppel hatte wohl auch seinen Vater, den Generalmajor a. D. mit der Blitzehe überrascht. Damit ist er wohl mehr beschäftigt, als mich jetzt rechtzeitig in Weilheim unterzubringen. Ich konnte das Geächze in den Dachbalken der Familiengebäude ahnen, das diese Eheschließung ausgelöst hatte.

Seit dem dritten Adventssonntag hatte es weder geschneit noch gab es Frosttage. Am siebten Januar, als ich mich reisefertig machte und meinen kleinen Koffer packte, kam mittags die Sonne kurz hinter den Wolken hervor und ich rannte zum Zimmer 3 um von seinem Balkon, um zu beobachten wie ihr Licht die bleichgrünen Hänge und kahlen Laubbäume an den Rändern der Fichtenforste beleuchtete. Ein Teil dieser Forste wurde von der Bergwerksgesellschaft angelegt, um den Bedarf an Grubenholz zu decken. Diese Forstwälder bestanden in den fünfziger Jahren aus mächtigen alten Tannen mit tiefgrünen Nadelkronen in zehn Meter Höhe. Es war hell im Wald und der Boden voller Nadeln, aber fast frei von Tannenzapfen und Reisig. Manche kamen vom Dorf durchstreiften die Wälder und kehrten mit verschnürten Reisigbündeln auf dem Rücken zurück. Auch meine Familie achtete darauf, dass die etwa 2 Hektar Wald des Kurheims links und rechts der Heilstätt bodenrein blieben. Wir sammelten unser Reisig ebenso zu Bündeln und brachten die auf dem Rücken nach Hause. Am Schuppen gegenüber der Küche war der Lagerplatz für Reisig und Totholz. Nach dem Frühjahrsputz war er etwa drei Meter hoch. Ein Teil davon wurde beim Osterfeuer verbrannt. In drei Monaten würde das stattfinden. So lange wird es dauern, bis ich zum Berg zurückkehren kann. Und ob es dann ein Osterfeuer gibt, wenn Mutti kurz vorher entbunden hat, ist so fraglich wie das Wetter an Ostern. Ist es eher feucht und nass, dann findet es als Sonnwendfeuer Verwendung.



Drei Wochen grüne Weihnachtsferien sind vorbei, draußen scheint zwar die Sonne, aber die Luft ist frostig und der Wind schneidend. Die meisten Tage waren zwar nicht kalt, aber bewölkt, dunkel und kurz. Es ist war wie vor vier Jahren 1955, als dem warmen Dezember Ende Januar 1956, zur Zeit der Winter Olympiade, eine Kältewelle folgte, die Mitte Februar ihren Höhepunkt mit zwei Wochen Dauerfrost im zweistelligen Bereich erreichte. Das war der Winter in dem Onkel Kreppel die Hühner in einen selbstgebastelten Käfig in der Küche holte, um sie vor dem Erfrieren zu schützen. Unser Kohlenkeller war zwar noch gut gefüllt, aber in den Städten wurden bald die Briketts knapp. Das Seminargebäude in St. Ottilien hatte eine Zentralheizung und fast alle Räume wurden bis 18 Grad beheizt, aber Sanitärräume, Flure und Treppenhäuser blieben meist unbeheizt. Aber wie gut ist diese Heizung, wenn sich für mehrere Wochen die Außentemperatur zwischen Minus 10 und Minus 30 Grad bewegt? Meine drei Hosen, zwei Pullover, eine Strickjacke und mein Anorak waren für solche Temperaturen ebenso wenig geeignet wie meine Schuhe. Zwei Tage nach meiner Ankunft begann es zu schneien. Das Thermometer sank auf Minus 6, am Sonntag auf Minus 13 und dann pendelte die Temperatur eine Woche zwischen 10 und 20 Grad Minus. Der Schnee blieb liegen und sollte erst zum Monatsende tauen. Aschermittwoch sollte erst am zweiten März stattfinden, Ostern am siebzehnten April. Während ich zurück in den Seminar- und Schulalltag stolperte und Schnee und Eis meinen Aktionsradius zusätzlich einschränkten spürte ich wie sich in meinem Inneren etwas entwickelte, was die Erwachsenen „Widerspruch“ oder „Auflehnung“ nannten. Zeitgleich begann mein Körper mich mit etwas zu überraschen, was ich bis dahin so nicht kannte und auch nicht verstecken musste, eine Gliedversteifung oder „Ständer“ wie Fritz es nannte, als er mich beim zu Bett gehen mit einer unter der Gürtellinie ausgebeutelten Schlafanzugshose sah: „Ach mein kleiner Bruder hat einen Ständer! Na sowas, da werden deine Mönche aber Augen machen!“



Er hatte sich zu Weihnachten von unserem Vater einen Expander gewünscht und benutzte ihn allabendlich vor dem Schlafengehen. Er meinte, dass ein Mann in der Lage sein müsse, seine Frau nach der Hochzeit über die Schwelle ihres gemeinsamen Heimes zu tragen. Außerdem sähen Oberarme mit Muckis besser aus als die Schlaffarme von ‚Schreibtischhengsten‘. Also trainierte er seine Armmuskeln, in dem er die elastischen Seile des Expanders an den beiden Handgriffen mit ausgestreckten Armen vor seiner Brust auseinanderzog. Zweimal am Tag zwanzig Mal. Er hoffte dadurch seine Brust- und Armmuskeln zu stärken. Er konnte das auch mit seinen Beinen machen. Körperliche Schönheit war ihm wichtig. Die Fußknöchel der Frau, die er auswählen würde, durften nicht dicker sein, als das Geländer der Treppe zu Kirche. Er hatte anscheinend eine Traumfrau, während ich begann am Zölibat zu zweifeln. Ja und da war noch die Beule in der Hose, auf die ich ebenso wenig vorbereitet war wie meine Klassenkameraden. Aber das sechste Gebot und seine Anwendungsregeln hinderten uns daran uns auszutauschen. Andere hatten das Problem noch nicht, obwohl wir miterlebten, dass ein oder zwei Schüler der fünften Klasse von einem Tag auf den anderen aus Dormitorium und Seminar verschwanden. Es gab Tratsch über die Gründe, wie ein Verhältnis mit einer Küchengehilfin, wobei wir uns nicht vorstellen konnten, wie so ein Verhältnis sich gestalten könnte. In Sachen „Aufklärung“ waren wir alle bei Null. Selbst mein Freund Emmi vom Lenzenbauer, der meinte, einen Steifen bräuchte man nur, um Frauen zu „stopfen“. Dabei formte er mit dem Zeigefinger und dem Daumen der linken Hand ein O durch das er den Zeigefinger der rechten Hand mit schneller Bewegung

hinein stieß und wieder heraus zog. „Net andas wia da Stia auf da Kuh!“ Er bot mir an, mich hinzu zu rufen, wenn sein Vater die nächste Kuh in der Deckstation andockt, um ihr den Zuchtstier zu zuführen. „Nochat siagst as! Geht scho!“ Aber nur daran zu denken war bereits eine meldepflichtige Sünde, Daüber zu reden verboten.

An einem dieser kalten Januartage im Missionsseminar gab es am Samstagabend ein großes Ereignis: Die Vorführung eines amerikanischen Kinofilms in Farbe, Ton und ganz neuer Technik für alle über zwölf Jahre auf der Leinwand in der Bühne der Mehrzweckhalle. Wir waren alle sehr gespannt, denn in dem Film sollte es zu nie gesehenen Szenen von Luftkämpfen zwischen Düsenjägern kommen. Es war ein Film über den Krieg, den die Vereinigten Staaten vor ein paar Jahren in Korea geführt hatten, um die freie Welt vor der roten Bedrohung durch die Sowjetunion und das kommunistische China unter Mao Tse Tung zu beschützen. „Rechtsanwalt Harry Brubaker, der im Zweiten Weltkrieg Pilot war, wird während des Koreakrieges reaktiviert und zum 77. Fernostgeschwader auf einen Flugzeugträger im Pazifik abkommandiert. Er soll einen Düsenjäger vom Typ Panther fliegen. Vom Krieg desillusioniert wird ihm und anderen Düsenjäger-Piloten eine wichtige Mission zugewiesen: die Zerstörung der Brücken von Toko-Ri. Der Kommandeur des Geschwaders, Admiral Tarrant, bemüht sich, Brubaker trotz seiner Verbitterung, vom Sinn des



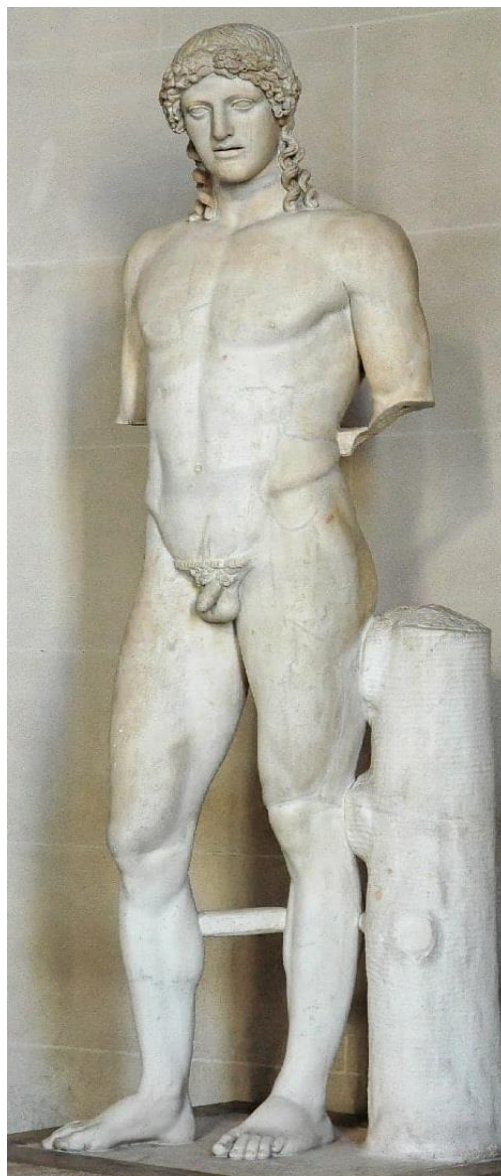
Kommandos zu überzeugen. Vor seinem Einsatz hat Brubaker sieben Tage Landurlaub in Tokio, wo ihn seine Frau Nancy und die beiden Kinder besuchen.“ Während dieses Urlaubs in einem Hotel kommt es zu einem Besuch des Hotelschwimmbads, das das Paar gebucht hatte, um dort textilfrei zu schwimmen. Da erscheint plötzlich ein japanisches Ehepaar, um im Nachbarbecken ebenso textilfrei zu baden. Sie ignorieren oder verstehen die Proteste der Brubakers nicht, sondern entkleiden sich und plantschen fröhlich und begrüßen die Amerikaner auf japanische Art. Alle nackt im Wasser. Das war zu viel. Pater Wolfram rief laut: „Stopp, anhalten!“ Der Ton und das Rattern des Projektors verstummte, sein Licht erlosch und es dauerte etwas bis die Neonröhren an der Decke der Halle leuchteten und der Bruder am Projektor den Film vorwärts spulen konnte, um uns weitere Pikanterien zu ersparen. „Nach einem Aufklärungsflug mit Flakbeschuss über die Brücken muss Brubaker unbedingt sicher auf dem Deck des Flugzeugträgers landen, weil sein Rottenkamerad das Fangseil verfehlt hat und in die Auffangnetze gerast ist. Da das Netz beschädigt ist und für die Landung der zweiten Maschine nicht zur Verfügung steht, wird ein Abschleppkran als Schutz für

die am Bug abgestellten Flugzeuge aufgestellt. Verfehlt der Pilot die Fangseile, würde ein Zusammenprall mit dem Kran den sicheren Tod bedeuten. Brubaker schafft eine sichere Landung. Gezeichnet von der psychischen Beanspruchung legt ihm Gruppenkommandeur Lee nahe, von der Mission zurückzutreten. Aber Brubaker ist sich seiner Verantwortung bewusst und erfüllt den Auftrag. Beim Anflug auf das sekundäre Ziel, Treibstofftanks am Boden in einiger Entfernung, durchschlägt ein Flaksplitter den Treibstofftank seiner Maschine. Da sein Tank leer wird, bevor er aufs sichere Meer kommt, muss er auf freiem Feld in feindlichem Gebiet notlanden. Ein Rettungsteam, dessen Vorgesetzter er früher war und das ihn sehr schätzt, kommt ihm zu Hilfe. Bei der Landung wird der Hubschrauber von Maschinengewehrfeuer getroffen, ein Start ist nicht mehr möglich. Der Copilot wird beim Verlassen des Hubschraubers tödlich getroffen. Der Pilot Mike rennt mit zwei Gewehren zu dem Graben, in dem Brubaker nach seiner Notlandung in Deckung ging. Die Propellermaschinen, die den Rettungshubschrauber zum Schutz begleitet haben, verhindern den Ansturm der Koreaner, bis ihnen nur mehr der Sprit für den Rückflug bleibt. Eine erste Handgranate kann Mike zurückwerfen, die zweite tötet ihn. Brubaker wird erst verwundet, dann aus nächster Nähe erschossen. Drei Marineflieger sind im Feindgebiet gefallen. Hubschrauber abgestürzt und vernichtet. Der Befehl wurde jedoch erfolgreich ausgeführt und die Brücken von Toko-Ri zerstört.“



Ich hab mich damals gewundert, dass wir so einen Film sehen durften, aber die katholische Filmkritik, von der ich damals nur wusste, dass es sie gibt, weil Onkel Kreppel sie beachtete und zu Rate zog, wenn er entscheiden musste, ob ich mit meinen älteren Brüdern ins Kino durfte, schrieb damals: „Dokumentarischer Kriegsfilm - Sehenswert.“ Ich fand das auch, denn die einzige Frau, die ich bisher nackt gesehen hatte, war vor fünf Jahren meine Mutter, als sie sich in der Badewanne der Waschküche duschte und nicht bemerkt hatte, dass ich eingetreten war, um ihre Erlaubnis einzuholen, das Haus zu verlassen, um einen Freund im Dorf zu besuchen. Sie war verärgert über mein Eindringen und entschied kurz darauf, dass ich alt genug sei, um künftig ohne ihre Unterstützung zu baden und mich abzutrocknen. Ich empfand das damals nicht als Liebesentzug, sondern als Anerkennung meiner männlichen Selbstständigkeit. Aber nachdem sich diese jetzt ein paar Jahre später ganz physisch meldete war ich ratlos. Ich sperrte mich in einem Klo ein und starrte auf das Ding zwischen meinen Beinen. Es war nicht mehr angeschwollen, sondern nach wie vor ein Zipfel, klein und schlaff wie der von Phidias Statue, die ich aus dem großformatigem Buch mit vielen Abbildungen zur Griechischen Kunst und Kultur aus unserem Klassenzimmer kannte. Für Pater Guntram war Phidias Figur des Apollon ein Meisterwerk der klassischen antiken Bildhauerei. „Apollon, der Sohn des Göttervaters Zeus und

der Göttin Leto, war für die Griechen der Gott des Lichts, der Heilung, des Frühlings, der sittlichen Reinheit und Mäßigung sowie der Künste, insbesondere der Musik, der Dichtkunst und des Gesangs. Aber auch in anderen Bereichen des Lebens spielte er eine Rolle: Er brachte Krankheit, Tod und Vernichtung und schickte die Pest im Trojanischen Krieg ins Lager der Griechen. Abgesehen von Berichten, wie dem musischen Wettkampf mit dem Hirtengott Pan, tritt Apollon in auffällig vielen Geschichten, die von ihm erzählt werden, als Rächer oder Töter auf. So tötete er die Niobiden und den Riesen Tityos, der seine Mutter vergewaltigen wollte; er tötete und häutete den Satyr Marsyas, weil er behauptete, schönere Musik zu machen als Apollon. Orestes befahl er, dessen eigene Mutter Klytaimnestra zu töten, um den Mord an dessen Vater Agamemnon zu rächen. Die Erinnyen, die das nicht duldeten, schlugen Orest darauf mit Wahnsinn, Apollon verteidigte ihn aber erfolgreich vor dem Areopag in Athen gegen sie und Klytaimnestras Geist.“ Apollon war also ein vielseitiger und sehr beschäftigter Gott, der auch die Gabe der Weissagung an Sterbliche, wie an Cassandra, die Tochter des Priamos, verleihen konnte. Das Heiligtum in Delphi, die bedeutendste Orakelstätte der Antike, war ihm geweiht.



Mein lebhaftes Interesse an dem großen Buch und seinem Kunstteil mit vielen Abbildungen blieb nicht unbeobachtet, aber das wusste ich damals noch nicht. Ich konnte zwar mit den Ohren wackeln, war aber noch immer nicht in der Lage zu verhindern, dass sich meine Backen durch plötzliche Blutzufuhr in rote

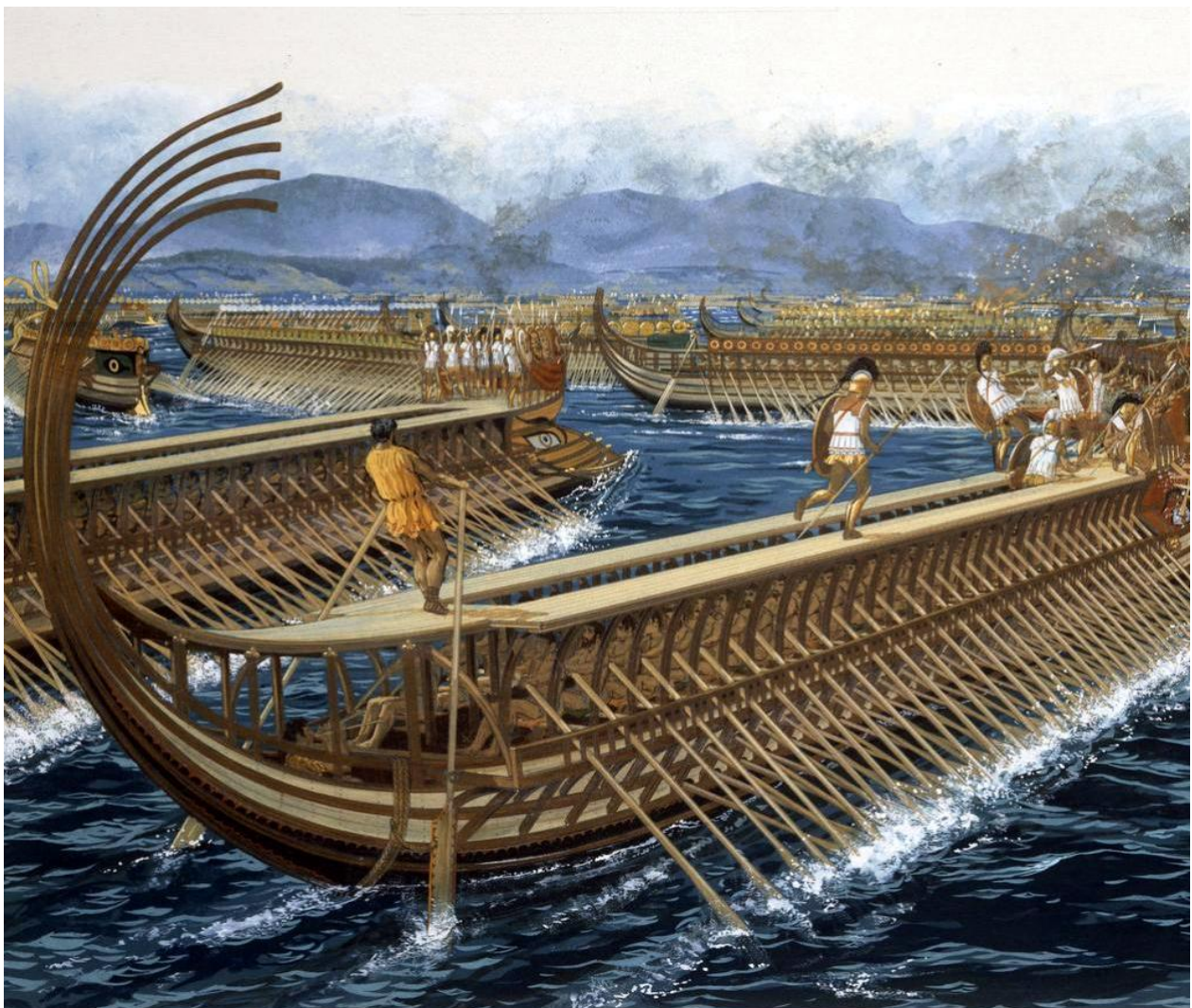
Apfelbacken verwandelten. Das passierte, wenn ich mich plötzlich ertappt fühlte und eine Watsche erwartete, der Abmahnung, Demütigungen und Eintragungen in die Akte folgen könnten. Nicht alle Kameraden waren unbestechlich, wenn es Vorteile brachte und eigene Nachteile verhinderte. Wir kannten einander nur von der Schule. Wir sahen weder die Familien unserer Mitschüler noch deren Häuser oder Wohnungen, wie das in Hohenpeißenberg war, wo die die Schüler miteinander spielten und sich auch gegenseitig besuchten. Hier waren wir Tag für Tag unter uns, denn auch zwischen den Klassen gab es kaum engere Kontakte. Jeder war für sich allein und darauf konzentriert die Versetzung mit guten Noten ohne Probleme zu erreichen.

Am Samstag nach meiner Rückkehr begann es zu schneien. Nach ein paar Tagen lag auch die Landschaft in und um das Kloster herum unter einer Schneedecke, die sich bis Ende Januar halten konnte, weil das Thermometer Grade deutlich unter der Frostgrenze anzeigte. Im Seminargebäude wurde es eng und die Mehrzweckhalle war mehrfach ausgelastet durch Turnstunden, Theater- und Chorproben oder Ballspielen. Für die wenigen Spaziergängen durch das frostige weiße Winterwunderland zogen wir zwei Pullover und Socken übereinander an und waren froh, wenn sie nicht zu lange dauerten. Mitte Januar waren wir in Geschichte mit Pater Guntram wie geplant in der Zeit von 450 bis 410 vor Christus angekommen.



„Der Peloponnesische Krieg zwischen dem von Athen geführten Attischen Seebund und Peloponnesischen Bund unter seiner Führungsmacht Sparta dauerte, unterbrochen von einigen Waffenstillständen, von 431 v. Chr. bis 404 v. Chr. und endete mit dem Sieg der Spartaner. Der Krieg beendete das klassische Zeitalter Athens und der attischen Demokratie und erschütterte die griechische Staatenwelt nachhaltig. Fast alle griechischen Stadtstaaten (Poleis) nahmen an ihm teil, und die Kampfhandlungen umfassten nahezu die gesamte griechischsprachige Welt.“ Die drei indo-europäischen Stämme der seit dem Jahr 1000

eingewanderten Dorier, Ionier und Äolier setzten von 750 bis 540 die Kolonisation der Küsten der Ägais und Siziliens fort und bauten Häfen, um sichere Ankerplätze für den Seehandel einzurichten. Nun grenzte das hellenische Mutterland auch zu Lande an das Gebiet des Großkönigs von Persien. Im Jahre 500 prallten die Gegner zum ersten Mal aufeinander. Zehn Jahre später landete die Flotte des Großkönigs Darius etwa vierzig Kilometer nördlich in der Ebene von Marathon mit 600 Transportschiffen. Die Perser konnten sich aber, nachdem die Athener unter der Leitung des Feldherrn Miltiades erbitterten Widerstand leisteten, nur mit Not auf ihre Schiffe zurückziehen und das Land verlassen. Angeführt von Themistokles entscheidet sich Athen zum Bau einer Flotte und den Ausbau des Hafens von Piräus zum Kriegshafen. In anderthalb Jahren wurden 200 Kriegsschiffe gebaut. Sie konnten mit jeweils 180 Ruderern und Obleuten bemannt werden. Als die Perser 480 erneut angreifen und im Norden Attikas den Widerstand des spartanischen Königs an den Thermopylen gebrochen hatten, war der Landweg nach Athen frei und die persische Flotte bewegte sich Richtung Piräus. Aber dort hatten sich die Flotten von Sparta und Athen bereits in Position gebracht und mit ihren wendigen Schiffen, die mit einem Rammbock am Bug ausgerüstet waren, gelang es einen Teil der



persischen Flotte zu versenken und den Rückzug der Perser zu erzwingen. Später gelingt es auch das Heer der Karthager in Sizilien zu besiegen und die Insel zurück zu erobern. Dann gingen die Griechen zum Gegenangriff auf Persien in Kleinasien über. Im Waffenstillstand mit Persien wurden die ionischen Städte Kleinasiens im Jahr 448 Teil des attischen Seebunds. Athen ist jetzt die Vormacht in Griechenland und aus dem attischen Seebund ist ein attisches Seereich geworden, aus den Verbündeten Untertanen, deren Steuern nach Athen fließen. Der Attische Seebund, nach den Perserkriegen 50 Jahre zuvor noch ein freiwilliges Verteidigungsbündnis freier griechischer Städte, war inzwischen zu einem reinen Macht- und

Zwangsinstrument Athens geworden und diente nun dem Ausbau und der Sicherung der Hegemonie Athens im Raum des Ägäischen Meers. In Athen wurden zudem die so genannten Langen Mauern gebaut, die die Stadt mit ihrem Hafen Piräus verbanden und so gegen Bedrohungen vom Festland immun machten. Der Peloponnesische Bund unter Führung Spartas stellte jedoch ein effektives Gegengewicht zu den Bestrebungen Athens dar, den Herrschaftsbereich des Seebundes auszuweiten. Der Konflikt Athen und Sparta in den Jahren 457–446/445, der sich unter anderem aus dem Megaras zu Athen ergab, wird oft als Vorstufe zum Großen Krieg gesehen.

In Athen festigt Perikles die Demokratie, Wissenschaft und Künste erleben eine Blütezeit. Doch der Friede ist von kurzer Dauer, denn 431 beginnt der Kampf um die Vorherrschaft zwischen Sparta und Athen und die politische Selbstvernichtung Griechenlands im Peloponnesischen Krieg beginnt. Eine ganz besondere Rolle darin spielte Alkibiades, für den Pater Guntram besondere Verachtung empfand. Nach dem Tod seines Vaters Kleinias in der Schlacht von Koroneia im Jahre 447 wuchs Alkibiades im Hause seines Onkels Perikles auf, wo er von einer Vielzahl berühmter Lehrer, darunter Sokrates, unterrichtet und in der Redekunst ausgebildet wurde. Alkibiades war für sein widerspenstiges Verhalten bekannt, das antike griechische Schriftsteller verschiedentlich erwähnen. Aber obwohl Pater Guntram daraus gerne zitierte, ärgerte er sich mehr über dessen Rolle im griechischen Bruderkrieg nach dem Friedensvertrag zwischen Athen und Sparta von 421, der den Peloponnesischen Krieg zu einem vorläufigen Ende brachte.

Jahreszahl	Seite	Jahreszahl	Seite
479—448	62		
	63		
448	63	um 280	
448—431	64		
	70		
	69		
	67		
431—404	72-76	vor 1000	
	78	um 1000	
399	78	nach 800	
	78	um 600	
um 350	79	um 500	
	80		
	81		
338	81		
336	83	etwa 500	
334—327	84-86	—300	
327—325	86/87		
	87		
	89		
323	89		
	174		
			175
		VII. HELLENENGEIST IN ALLER WELT	
			Das Weltreich Alexanders ist in drei große Machtblöcke und mehrere Kleinstaaten zerfallen. 89
			In Athen wirken die Philosophen <i>Epikur</i> und <i>Zenon</i> . 90 91
			Griechische Lebensweise, Wissenschaft und Kunst haben den ganzen Osten durchdrungen (<i>Hellenismus</i>). Ein Schwerpunkt des Hellenismus ist die Großstadt <i>Alexandria</i> . Die allgemeine Verbreitung der Weltsprache Griechisch bereitet später dem Siegeszug des Christentums den Weg. 89 92
		Die Römer	
		I. VOM DORF ZUR SIEBENHÜGELSTADT	
			Indo-europäische Stämme, die <i>Italiker</i> , dringen gegen Ende des 2. Jahrtausends aus dem Donauraum in mehreren Wellen nach Italien vor und verdrängen oder unterwerfen die Urbevölkerung. 95
			<i>Latinsche</i> Herrengeschlechter lassen sich auf dem Hügel <i>Palatin</i> am Tiber nieder. 96
			In der heutigen Landschaft <i>Toskana</i> wohnt das rätselhafte Volk der <i>Etrusker</i> , die vermutlich zur See aus Kleinasien nach Italien gekommen sind. Sie dehnen bald ihre Herrschaft bis zu den Alpen und nach Süden über den Tiber aus. Sie treiben Handel mit den <i>Griechen</i> Unteritaliens und der Phönizierstadt <i>Karthago</i> . 96
			<i>Etruskische</i> Könige bauen das Hügeldorf am Tiber zur Stadt aus und geben ihr den Namen <i>Rom</i> . Der Sage nach soll die Stadt 753 v. Chr. gegründet worden sein (Beginn der römischen Zeitrechnung). Neben den <i>Griechen</i> werden besonders die <i>Etrusker</i> die großen Lehrmeister der Römer. 98
			Der Adel beseitigt das <i>etruskische</i> Stadtkönigtum in Rom und errichtet einen Volksstaat, die römische <i>Republik</i> . 98
		II. DIE REPUBLIK UND IHR AUFSTIEG ZUR GROSSMACHT	
			Die Masse des römischen Volkes bilden die <i>Plebejer</i> . Doch besitzen die adeligen <i>Patrizier</i> die eigentliche Macht im Staat; denn die Adelsfamilien stellen die <i>Beamten</i> und Mitglieder des <i>Senates</i> , der der <i>allgemeinen Volksversammlung</i> auf dem Marsfeld und den Staatsbeamten geradezu seinen Willen aufzwingt. So ist der römische Volksstaat keine demokratische, sondern eine aristokratische Republik. 101
			Die <i>Plebejer</i> erkämpfen sich schrittweise die Gleichberechtigung; Sie erhalten eigene Beamte, die <i>Volkstribunen</i> (494), erstreiten die Aufzeichnung des geltenden Stadtrechts im <i>Zwölftafelgesetz</i> (451). Angesehene <i>Plebejer</i> können auch <i>Staatsbeamte</i> werden (366 erster <i>Plebejer</i> Konsul). Schließlich gelten die Beschlüsse, die die <i>Plebejer</i> in ihren Versammlungen fassen, ebenso als Gesetze wie die der allgemeinen Volksversammlung (287). Neben den alten Adel der Abstammung aus patrizischen Familien tritt ein neuer, der <i>Amtadel</i> . Er umfaßt <i>Patrizier</i> und <i>Plebejer</i> . Neben diesen Kämpfen im Inneren muß sich Rom auch nach außen behaupten. 104

Hier ist meine Kurzgeschichte dieses Krieges und die Rolle, die Alkibiades darin spielte, zusammengestellt aus unserem Lehrbuch, Kletts Geschichtliches Unterrichtswerk für die Mittelklassen, „Von der Urzeit und den alten Völkern“ - 3. Auflage 1956 - „Die Griechen“, Seiten 32 bis 94 sowie Wikipedia 2021. „Der athenische Politiker und Heerführer Nicias, der schon vorher zu einer Verständigung mit Sparta geraten hatte, handelte einen Vertrag mit dem spartanischen König Pleistoanax aus. Nach den Angaben von Thukydides lässt sich der Friedensschluss auf den 9. April 421 datieren. Alkibiades, der bereits an zwei

Schlachten gegen Sparta beteiligt war, gelang es jedoch, als Stratege die Bemühungen Nikias zu hintertreiben und Athen zur Abkehr von dem Vertrag zu bewegen. 415 befürwortete er, auf ein Hilfesuch der Stadt Segesta hin, den unglücklichen Feldzug gegen Syrakus und Sizilien, den er als einer seiner militärischen Führer mit anführte. Kurz vor dem Auslaufen der Schiffe wurden in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai 415 die Statuen des Gottes Hermes in Athen von unbekannter Hand verstümmelt. Die Schuld dafür schob man (wahrscheinlich fälschlich) auf Alkibiades. Zwar wurde die Angelegenheit zunächst wegen seiner großen Popularität verschleppt, doch nach der Ausfahrt der Schiffe rief man ihn zurück und klagte ihn wegen des Hermenfrevls und der Parodie der Mysterien von Eleusis an. Als er später erfuhr, dass er, in seiner Abwesenheit, zum Tode verurteilt und verflucht wurde, floh er nach Sparta, wo er die Pläne des Feldzuges verriet und einem Bündnis aus Spartanern und Syrakusern half, die Athener zu besiegen. Weiterhin erteilte er den Lakedaimoniern zwei kriegsentscheidende Ratschläge, Syrakus zu Hilfe zu kommen, um Athen abzugrenzen und das Dorf Dekeleia in Attika zu belagern. Daraufhin konnten die Athener auf Sizilien vernichtend geschlagen werden. 412 zog Alkibiades mit den Spartanern gegen die Insel Chios, wo er die Ionier zu einem Aufstand gegen die Athener aufstachelte. In Milet half er beim Abschluss eines Bündnisses zwischen Sparta und dem Perserreich und kämpfte in der Schlacht von Milet gegen ein athenisches Expeditionsheer.



Alkibiades und Sokrates - François-André Vincent – 1792

Aber es kommt noch schlimmer: Probleme mit den spartanischen Führern – besorgt, er möge sie ebenfalls so verraten, wie er bereits sein eigenes Vaterland verriet – führten dazu, dass Alkibiades deren Gunst verlor und ermordet werden sollte. Alkibiades erfuhr jedoch rechtzeitig davon und floh zu dem persischen Provinzstatthalter Tissaphernes. Bei diesem versuchte er, anfangs recht erfolgreich, Athen und Sparta gegeneinander auszuspielen und ihn auf die Seite der Athener zu ziehen, was letztlich jedoch misslang. Daraufhin bot er den Kommandeuren der athenischen Flotte auf Samos, die mit der Politik ihrer Heimatstadt unzufrieden waren und einen Umsturz der radikaldemokratischen Ordnung anstrebten, seine Hilfe und die Persiens an. Zumindest machte Alkibiades die Kommandeure glauben, er könne die persische Unterstützung garantieren. Im Gegenzug wollte er nach Athen zurückkehren, um dort erneut eine führende

Rolle zu spielen. Die Kommandeure der athenischen Flotte gingen auf seinen Vorschlag zunächst ein. Während der Umsturz in Athen gelang, stieß er in der Flotte auf Samos (die als Bürgerflotte unterhalb der Kommandeurebene bis hin zu den Ruderern demokratisch gesinnt war) auf erfolgreichen Widerstand. Alkibiades, ganz Opportunist, bot nun den Demokraten seine Hilfe an, die ihn schließlich zum Strategen wählten. Die Oligarchie in Athen wurde bereits Ende 411 beseitigt und im folgenden Jahr die Demokratie wieder eingeführt. Seine Ankunft am Hellespont stabilisierte die prekäre Lage der athenischen Streitkräfte und ermöglichte 411 ihren Sieg in der Seeschlacht bei Abydos.



In der Schlacht von Kyzikos vernichtete Alkibiades 410 mit einem brillant ausgeführten Plan die spartanische Flotte unter Mindaros. Anschließend ging er in die Offensive und konnte um die verlorenen Positionen am Bosphorus zurückzugewinnen. 409 siegte er erneut vor Abydos über die Perser und 408 gelang ihm nach der Schlacht von Chalkedon die Einnahme von Selymbria und Byzanz. Als er nach Athen heimkehrte, wurde er mit allgemeiner Begeisterung aufgenommen, von allen Beschuldigungen freigesprochen und zum strategos autokrator (bevollmächtigter Strateg) gewählt. Als jedoch 407 während seiner Abwesenheit ein athenisches Flottenkontingent bei Notion in der Nähe von Ephesos eine Niederlage gegen den mit den Persern verbündeten spartanischen Flottenführer Lysander erlitt und aufgrund der Annahme, er könne zum Tyrann werden, entzog man ihm sein Amt. Alkibiades begab sich zunächst auf seine Besitzungen nach Thracien. Trotz der bereits mehrfachen Verbannung aus seinem Vaterland war seine Verbundenheit zu Athen stets vorhanden. So auch, als der athenische Feldherr Philokles mit einer neuen Flotte in See stach und zum Hellespont ausfuhr.

Alkibiades, auch von seinen Gegnern als fähiger Feldherr anerkannt, versuchte Philokles bei seiner strategischen Kriegsführung zu beraten, doch dieser und seine Mitstrategen lehnten seinen Rat verachtungsvoll ab. Dies wurde zum Verhängnis der athenischen Flotte und Alkibiades Befürchtungen bestätigten sich bald. Die spartanisch-peloponnesische Flotte unter Lysander besiegte die Athener in der Schlacht bei Aigospotamoi 405. Nach der Niederlage floh Alkibiades an den Hof des persischen Satrapen Pharnabazos nach Daskyleion. Auf Betreiben des spartanischen Befehlshabers Lysander und im Einvernehmen mit den in Athen eingesetzten Dreißig Tyrannen wurde Alkibiades 404 auf der Flucht in der phrygischen Ortschaft Melissa ermordet. Athen, das durch den Zustrom an Flüchtlingen überquoll, wurde eingekesselt und musste schließlich ausgehungert im Frühjahr 404 kapitulieren. Die Langen Mauern wurden niedergerissen, der Seebund aufgelöst, die Flotte musste bis auf zwölf Schiffe ausgeliefert werden, und es wurde mit der Herrschaft der Dreißig eine pro-spartanische Oligarchie in Athen an die Macht gebracht, die jedoch 403 beseitigt wurde. Im 4. Jahrhundert vor Christus fand die griechische Poliswelt keinen Ausweg aus

dem permanenten Kriegszustand. Am Ende dieser Entwicklung stand Griechenland unter der Hegemonie des ehrgeizigen Königs Philipp II. von Makedonien. Alkibiades Lehrer Sokrates starb 399. Sokrates selbst hinterließ keine schriftlichen Werke. Die Überlieferung seines Lebens und Denkens beruht auf Schriften anderer, hauptsächlich seiner Schüler Platon und Xenophon. Sie verfassten sokratische Dialoge und betonten darin unterschiedliche Züge seiner Lehre. Sokrates war nicht nur Philosoph, sondern auch Krieger: Als Hoplit mit schwerer Bewaffnung nahm er an der Belagerung von Potidaia 431–429 sowie an den Schlachten von Delion 424 und Amphipolis 422 teil. Das lässt darauf schließen, dass Sokrates nicht



Die Schule von Athen (mit Sokrates 12 und Alkibiades 7, zweite Reihe, Links) von Raffael Quelle: Wikipedia

unbemittelt war, denn die Kosten für ihre Ausrüstung mussten die Hopliten selbst aufbringen. Auch Alkibiades nahm 432 v. Chr. an der Schlacht von Potidaia und 424 v. Chr. an der Schlacht von Delion teil. Nach Platons Darstellung rettete Sokrates bei Potidaia Alkibiades nicht nur das Leben, sondern verzichtete anschließend zu dessen Gunsten auch auf eine ihm zuerkannte Auszeichnung. Sein Schüler und Freund Alkibiades wurde mit sechsundvierzig Jahren ermordet, er selbst war fast siebzig Jahre alt und in einer aussichtslosen Lage. Würde Sokrates den Schirlingsbecher nicht leeren könnten seine Richter ihn auf schlimmere Weise zu Tode bringen. Zu Sokrates Nachruhm trug wesentlich bei, dass er zwar die Begründung des gegen ihn verhängten Todesurteils nicht akzeptierte (angeblich verderblicher Einfluss auf die Jugend sowie Missachtung der Götter), jedoch aus Respekt vor den Gesetzen darauf verzichtete, sich der Vollstreckung zu widersetzen oder durch Flucht zu entziehen.“ Der Altersunterschied zwischen Sokrates und Alkibiades betrug vierundzwanzig Jahre. Alkibiades hätte sein Sohn sein können. Xanthippe war mit Sokrates verheiratet und hatte mit ihm drei Söhne: Als Sokrates 399 hingerichtet wurde, war Lamprokles noch ein

Jugendlicher und Sophroniskos und Menexenos waren beide zu dem Zeitpunkt noch Kinder, die von der Mutter auf dem Arm getragen wurden. Wenn ein Jugendlicher damals mindestens sechzehn Jahre alt war, wurde Lamprokles zwischen 4015 und 420 geboren. Alkibiades wurde 451 in Athen geboren und wuchs nach dem Tod seines Vaters in der Schlacht von Koroneia im Jahre 447 im Hause seines Onkels Perikles auf.



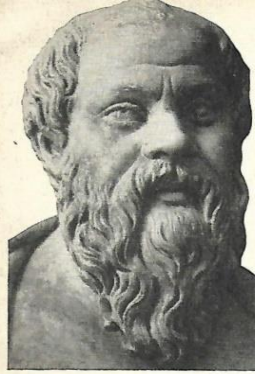
Die häufigsten Zuordnungen der Figuren zu Personen der Geschichte, die jedoch teils umstritten sind:

1. Zenon von Kiton (Begründer der Stoischen Schule)
2. Epikur (Begründer der Epikureischen Schule)
3. Federico II. Gonzaga (Herzog von Mantua)
4. Zuordnung nicht eindeutig: Boethius, Anaximander oder Empedokles
5. Averroes (arabischer Philosoph und Theologe)
6. Pythagoras (Mathematiker), der Jüngling daneben Parmenides (Zuordnung nicht gesichert)
7. Alkibiades (Politiker und Feldherr aus Athen)
8. Zuordnung nicht eindeutig: Xenophon (Historiker und Biograph von Sokrates) oder Antisthenes
9. Zuordnung nicht eindeutig: Hypatia oder Francesco Maria I. della Rovere
10. Zuordnung nicht eindeutig: Aeschines oder Xenophon
11. Zuordnung nicht eindeutig: Parmenides (Philosoph, Begründer der Eleatischen Schule) oder Euklid (Mathematiker)
12. Sokrates (Philosoph und Lehrer von Platon)
13. Heraklit (Philosoph, verkörpert durch Michelangelo)
14. Platon mit der Schrift *Timaios* (Philosoph, verkörpert durch Leonardo da Vinci)
15. Aristoteles mit der Schrift *Nikomachische Ethik* (Philosoph und Schüler von Platon)
16. Diogenes (Philosoph und Kyniker)
17. Zuordnung nicht eindeutig: Plotin (Philosoph) oder Aristarchos von Samos (Astronom und Mathematiker)^[3]
18. Zuordnung nicht eindeutig: Euklid oder Archimedes (Mathematiker, verkörpert durch Bramante)
19. Zuordnung nicht eindeutig: Zarathustra (persischer Religionsgründer) oder Seleukos von Babylon (Astronom)^[3]
20. Ptolemäus (Astronom und Geograph)
21. Zuordnung nicht eindeutig: Protagoras oder Kopernikus^[3]



Die Figur mit dem Buchstaben R gilt als Darstellung Raffaels. Auf dem Halssaum des Gewandes von Euklid befinden sich die Buchstaben R.V.S.M., die als Signatur des Künstlers (*Raffaël urbinas sua manu*) interpretiert werden. Weiteren deutungen nach soll der Greis mit grünem Umhang und Stock im rechten oberen Rand Kleantes sein, ein Philosoph der Stoa, der den links neben ihm stehenden Aristarchos wegen Gottlosigkeit vor Gericht stellen ließ.^[3]

Er war der Sohn von Kleinias und Deinomache. Letztere gehörte zu der mächtigen und Familie der Alkmaioniden; Perikles und sein Bruder Ariphon waren Deinomaches Cousins. Im Zenit seiner politischen Laufbahn wurde Perikles ab 443 ohne Unterbrechung 15 Jahre in Folge zum Strategen gewählt. „Die Selbstbehauptung der staatlichen Existenz und Freiheit von Athenern und Griechen in den Perserkriegen gehörte zu den prägenden politischen Kindheitserlebnissen des Perikles. Aus der kollektiven Abwehrhaltung der Hellenen gegen die östliche Großmacht war der Attische Seebund entstanden, an dessen anfänglicher Organisation neben Aristoteles auch Perikles' Vater Xanthippos wesentlichen Anteil hatte. Treibende Kraft und Machtzentrum der Symmachie war von Anbeginn Athen mit seiner Großflotte. Mit dem allmählichen Schwinden der persischen Bedrohung kam es aber zunehmend zu Interessengegensätzen zwischen den Bürgern Athens, die den Seebund als Machtinstrument fortentwickeln und nutzen wollten, und ihren Bundesgenossen, die darin zunehmend eine unnötige eigene Belastung sahen und der Hegemonie Athens nicht noch weiter Vorschub leisten wollten. Perikles hat dieses Geschehen in allen Phasen miterlebt und entsprechend dem zunehmenden eigenen politischen Einfluss mitgestaltet.“ Der blaublütige Alkibiades wächst also im Haus seines Onkels, dem mächtigsten Mann in Athen auf, während sein Lehrer Sokrates aus dem athenischen Demos Alopeke der Phyle Antiochis stammte und Sohn des Steinmetzen und Bildhauers Sophroniskos war. „Platon teilt mit, dass die Mutter des Sokrates die Hebamme Phainarete war. Außerdem erwähnt Platon einen Halbbruder mütterlicherseits namens Patrokles, der wahrscheinlich mit dem Patrokles von Alopeke identisch ist, der in einer Inschrift auf der athenischen Akropolis aus dem Jahr 406/405 als Wettkampfordner der Panathenäen verzeichnet ist.“ Sowohl der Philosoph Platon als auch



Sokrates

Athens Flotte ist vernichtet; darum kommen aus dem Auslande nur mehr wenige Waren herein; die Preise dafür steigen. Die meisten Griechen wollen sich auf Kosten des Nächsten bereichern und ihn betrügen. Jeder denkt nur an sich. Der Reiche verachtet den Armen; dieser haßt den Besitzenden wie seinen Todfeind. Wie soll da im Staate noch ein Zusammenhalt der Bürger bestehen können! Immer mehr wenden sich die Griechen von dem alten, ehrwürdigen Götterglauben ab. Thukydides schreibt darüber: „Gottesfurcht und Frömmigkeit hatten keinen Wert mehr. Schlichte Geradheit wurde verlacht und war bald verschwunden.“

Redegewandte, geschäftstüchtige Männer, die Sophisten, ziehen durch das Land und er bieten sich, gegen Bezahlung die Staats- und Redekunst zu lehren. Ein geschickter Redner könne alles erreichen, was er wolle. Es komme gar nicht darauf an, recht zu haben, sondern nur darauf, im Redestreit vor Gericht und in der Volksversammlung recht zu behalten. Alle Mittel, die dem Menschen zu Macht und Reichtum verhelfen, seien gut und dürften ohne Scheu angewandt werden. Heute noch heißen wir einen gerissenen Wahrheitsverdreher einen „Sophisten“.

Sokrates. Gegen diese gefährlichen Lehren wendet sich der weise Philosoph Sokrates aus Athen. Auf Straße und Markt unterhält er sich alltäglich in freundlichem Gespräch mit den Bürgern, um sie zu belehren und zu bessern. Er ist ein alter, häßlicher Mann, doch von heiterem und gütigem Wesen. Als tüchtiger Staatsbürger und tapferer Krieger hat er sich im Leben bewährt. In einer Schlacht rettete er dem Alkibiades das Leben. Inmitten der allgemeinen Genußsucht rät Sokrates, den Körper zu pflegen, sich abzuhärten und Maß zu halten im Essen und Trinken: „Nichts zu bedürfen ist göttlich; darum kommt den Göttern am nächsten, wer am wenigsten zum Leben benötigt.“ Mit Schärfe kämpft er gegen die Scheinbildung der Sophisten. Nicht Vielwisserei, so mahnt er, nicht ein kluger Verstand und eine gewandte Zunge, nicht Reichtum und Ansehen verhelfen einem Menschen zum

Philosophenschule — Wandbild aus bunten Steinen (Mosaik). (Ein Mathematiker erklärt die Geheimnisse der Kugel, mit denen sich besonders Pythagoras und seine Schüler beschäftigt haben.)

76

tanische Besatzung zieht auf die Akropolis. Das Attische Seereich wird zerschlagen, alle Untertanen werden frei; nur zwölf Schiffe darf Athen behalten. Die Mauern werden niedrigerissen. Gehässige Nachbarstädte drängen sogar bei den Spartanern darauf, Athen ganz zu zerstören. Aber noch einmal fällt ein Strahl vom alten Hellenengeist in diese dunkle Zeit. Sparta schützt den niedergeworfenen Gegner: „Wir wollen nicht eine Stadt versklaven, die einst in den Tagen großer Not den Hellenen viel Gutes erwiesen hat.“

2. Mahner und Warner

[37]

Schwere Zeiten. Sieger und Besiegte sind in gleicher Weise erschöpft und leiden unter den Folgen des verheerenden Krieges. Weite Strecken Landes sind verwüstet, die Bauern arm und voller Schulden. Handwerker, Arbeiter und Bauern können mit der billigen Arbeit der Hunderttausende von Sklaven nicht mehr länger in Wettbewerb bleiben. Unzählige Arbeitslose bevölkern die Städte; Bettler und Räuber streifen durch das flache Land.

Glück, sondern allein die Güte des Herzens: „Gutes zu tun ist echtes Glück.“ Das Orakel zu Delphi rühmt den Sokrates als den weisesten aller Menschen. In edler Bescheidenheit aber sagt Sokrates von sich selbst: „Ich weiß nur, daß ich nichts weiß.“

Gerade die besten Athener folgen den Worten des Sokrates; denn sie suchen Trost in den Lehren der Philosophie. In einer Zeit, wo der Glaube an die alten Götter immer stärker wankt, will Sokrates seinen Mitbürgern neue Wege zu echter Frömmigkeit weisen. Er entdeckt zuerst die innere Stimme, mit der Gott zu den Menschen spricht, das Gewissen. Ihm muß der Mensch „gewissenhaft“ folgen und darf es nicht überhören wie so viele andere, die „gewissenlos“ nur dem Gelde nachjagen. Statt von „den Göttern“ spricht Sokrates schon häufig von „dem Gott“. Dadurch ist er dem Christentum schon sehr nahe gekommen: „Du wirst finden, daß Gott wirklich so groß und herrlich ist, daß er alles zugleich sieht, alles hört, überall gegenwärtig ist und für alles in gleicher Weise sorgt.“

Dieser Mann, der so unermüdet lehrt, mahnt und bessert, erregt starkes Aufsehen in Athen. Der Kreis seiner Schüler wird größer. Selbst Alkibiades soll gesagt haben: „Die Worte des Sokrates ergreifen mich so, daß mir das Herz klopf und Tränen aus meinen Augen dringen. Vor ihm allein schäme ich mich.“ Aber auch die Gegner des Philosophen, die Sophisten und die gerissenen Volksverführer, sind nicht müßig. Niemand darf in der attischen Demokratie bestraft werden, weil er seine Meinung offen sagt; darum erfinden die Feinde des Sokrates einen anderen Grund, um den Weisen vor Gericht zu stellen. Sie behaupten, er verderbe mit seiner Lehre die Jugend und wolle neue Götter einführen. Es kommt zur Anklage. Sokrates soll sich schuldig bekennen. Das verbietet ihm sein Gewissen. Er bleibt mutig bei dem, was er gelehrt hat: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Auch ist Sokrates so stolz, um die ungerechten und bestochenen Richter 399 um Gnade anzuflehen. So wird der Siebzigjährige zum Tode durch Gift verurteilt.

Seine Freunde wollen ihm zur Flucht aus dem Gefängnis verhelfen. Aber er weist sie zurecht: „Die erste Pflicht des Bürgers ist es, den Gesetzen zu gehorchen. Selbst wer durch falsche Richter Unrecht erleidet, ist nicht befugt, das Gesetz zu übertreten und Unrecht mit Unrecht zu vergelten.“ Mit den Worten: „Die ihr mich ruft, ihr Götter, verleiht mir eine glückliche Reise!“ trinkt er ruhig und heiter den Giftbecher aus und legt sich zum Sterben nieder wie zum Schlafen. So sicher ist Sokrates, daß sein Schöpfer ihm nahe ist und das Tor zur ewigen Heimat offensteht. Sein Schüler Platon schreibt: „Das war das Ende unseres Freundes, eines Mannes, der unter allen Menschen, die wir kannten, ohne Zweifel der rechtschaffenste, weiseste und gerechteste gewesen ist.“

Platon. Nach dem Tode des Sokrates beginnt seine Lehre in die Herzen vieler Menschen zu dringen. Die Schriften seiner Schüler werden in ganz Griechenland gelesen. Durch sie sind wir auch so genau über das Leben und Wirken des Meisters unterrichtet. Da ist Platon, der auf dem Wege des Sokrates weiterwandelt und neue Erkenntnisse gewinnt:

„Gott ist das höchste Gut und der höchste Geist ... Was sterblich ist am Menschen, das stirbt; was aber unsterblich ist, bleibt unverehrt und unvergänglich ... Mir scheint es das beste, ruhig abzuwarten, bis einer kommt, der uns belehrt, wie man sich gegen Gott und die Menschen verhalten muß.“ Klingt das nicht wie eine Ahnung der Lehre des kommenden Erlösers der Menschheit?

Mit ernster Besorgnis sieht Platon, wie sich die besten Bürger voll Widerwillen von den üblen Zuständen im Staatsleben abwenden. So macht er den Versuch, Besse-

rung zu schaffen. Er fordert einen Staat der Gerechtigkeit, den die Besten, die Philosophen, leiten, wo jedem Bürger nach seiner Leistung Recht wird; die geschwätzigen Volksverderber haben dann nichts mehr zu sagen. Weil viele Menschen die Freiheiten der Volksherrschaft nicht zu schätzen wissen und sie oft zu ihrem eigenen Vorteil mißbrauchen, müssen die Bürger dazu gezwungen werden, dem gemeinsamen Ganzen zu gehorchen. Das Wohl aller muß den Wünschen des einzelnen vorgehen. Keiner kann allein für sich bestehen; erst in gemeinsamer Zusammenarbeit findet jeder Zufriedenheit, Schutz und Sicherheit.

Aristoteles. Auch Platon hat einen großen Schüler, der die Gedanken des Meisters weiterführt. Es ist Aristoteles. Er sieht die große Gefahr im Staate darin, daß die Masse des Volkes immer mehr verarmt, dafür aber der Reichtum sich in den Händen weniger zusammenballt. Daran erkennt Aristoteles den besten Staat, daß er für ausreichenden und möglichst gleichmäßigen Lebensunterhalt aller seiner Bürger sorgt. Das Glück des Volkes soll die erste und schönste Aufgabe des Staates sein.

Aber Aristoteles ist nicht bloß ein großer Denker in seiner Sorge um Volk und Vaterland, sondern der gelehrteste Mann des Altertums überhaupt. Alle Wissenschaften seiner Zeit beherrscht er in gleicher Weise. Er durchforscht die Tiefen der menschlichen Seele, versteht sich auf die Redekunst und beobachtet die Gesetze der Natur. Seine rastlos suchenden Augen verfolgen das Leben der Tier- und Pflanzenwelt, wollen die Gesteine und den Bau der Erde erkunden und erheben sich zur Schau der unendlichen Weiten des Himmels, wo die Gestirne ihre ewigen Bahnen ziehen.

Die großen Philosophen haben zu allen Zeiten die Aufgabe ihres Lebens, ihr Apostelamt darin gesehen, das Verlangen nach echter Weisheit zu wecken, der Wahrheit den Weg zu ebnen und die Menschen zur Erkenntnis Gottes zu führen. Durch zwei Jahrtausende strahlt der Glanz von den Namen dieser großen Griechen in unsere Tage herüber. Selbst neben dem Lichte des Evangeliums haben Sokrates und Platon ihren Ehrenplatz. Sie sind nicht allein für Athen und Griechenland geboren, sondern blicken in ferne Zukunft und wirken auf alle Völker, alle Zeiten.

3. Griechenlands Ende?

[38]

Niedergang der Demokratie. Vergebens sind die Mahnungen und Warnungen der großen Philosophen an das griechische Volk. An den Wurzeln des Staates nagen Habstucht und Zwierrat. Nicht mehr das Volk regiert den Staat, sondern das Straßengesindel. Diese Massen fordern die Freiheit, zu tun und zu lassen, was sie wollen. Hören wir, was Platon dazu meint:

„Schon die Jugend verlangt Freiheit und will sich nicht mehr den Geboten der Eltern fügen. Die Schlimmsten gehen noch weiter und wagen sogar, die Gesetze zu mißachten, ja sie brechen das Wort und den Eid und lachen über die Götter.“

Jeder will nur Rechte und Gewinn vom Staat erlangen, aber keine Pflichten auf sich nehmen. Nur wenige Anständige sind noch bereit, das Vaterland mit der Waffe zu verteidigen. Sogar dafür verlangen die meisten Griechen Bezahlung. Die Arbeitslosen treten zu Tausenden in den Dienst des Auslands, wo sie gerade am besten besoldet werden. Auf allen Kriegsschauplätzen kämpfen diese griechischen Soldaten neben- und gegeneinander. Zehntausend solcher „Fremdenlegionäre“ bluten tief im fernen Persien für fremde Herren. Unter der Führung des Atheners Xenophon

der Geschichtsschreiber Xenophon berichteten von dem Prozess gegen Sokrates von 399. Sokrates war angeklagt worden wegen der Einführung neuer Gottheiten bzw. atheistischer Blasphemie gegenüber den Göttern des Stadtstaates und der Verführung der Jugend zum Ungehorsam gegenüber den Eltern. Atheistische Blasphemie war für uns ein überraschend neues Wort, aber um Details des Prozesses zu erfahren waren wir noch zu jung. Auf die Frage, was Atheismus sei, antwortete Pater Guntram knapp: „Atheismus ist die Leugnung der Existenz Gottes und die schlimmste Sünde der Menschheit.“



Außerdem galt es den Lehrplan einzuhalten, denn dieser erste Durchgang durch die Geschichte der Griechen war eine Art Schnupperkurs, der uns vorbereiten sollte auf die Erlernung ihrer Sprache, Geschichte und Kultur: Schritt für Schritt, Jahr für Jahr bis wir in der Lage sind Platons „Symposion“, Xenophons „Apologie des Sokrates vor dem Gericht“ oder das „Neue Testament“ im griechischen Original lesen und ins Deutsche zu übersetzen und selbstständig zu interpretieren.

Kurz vor dem Zwischenzeugnis wurde das Erlernte in einer schriftlichen Klassenarbeit abgefragt. Für die erste schriftliche Klassenarbeit hatte Pater Guntram als Thema ausgesucht: „Der große Freiheitskampf der Griechen– Dauer – Ursachen – Beteiligte - Verlauf – Ergebnisse.“ Es ging also um die Kriege mit Persien. Ich ahnte, dass er sich auch diesmal für Krieg entscheiden würde und war entsprechend vorbereitet. Pater Guntram schrieb das Thema mit Kreide auf die Tafel: „Peloponnesischer Krieg - Dauer – Ursachen - Beteiligte - Verlauf – Ergebnisse“. Wir hatten sechzig Minuten Zeit. Der Primus begann, wie meist, als erster in aufrechter Haltung zu schreiben, was er dann auch ohne größere Pausen tat. Kriege waren leichter abzufragen als die Schule von Athen, aber auch leichter zu beantworten. Nach etwas Anwärmszeit schrieb ich bis Pater Guntram in die Hände klatschte und „Schluss!“ rief. Es reichte für eine Zwei und die erfreute mein Gemüt, denn im Zwischenzeugnis war sie neben Erdkunde meine zweite Zwei. Die anderen Fächer waren befriedigend, aber eine Fünf in Latein und eine Vier in Religion führten zu dem Vermerk: „Versetzung gefährdet“. Das Zeugnis wurde meiner Mutter zugeschickt und sie musste es unterschrieben zurück senden, was wohl auch ohne weitere Reaktion meiner Mutter erfolgt ist. Meines war ja nicht das einzige, das sie unterschreiben musste. Die Vier in Religion war ein deutlicher Warnschuss von Pater Emmanuel, unserem Religionslehrer, der mich wohl ebenso wenig mochte wie Pater Konradin in Dillingen. War Pater Emmanuel, der im Kloster wohnte, etwa mein anonymes Beichtvater?

Es war ein unangenehmer Gedanke und ich verscheuchte ihn wie der Föhn, der Ende Januar den Schnee endlich weggeblasen hatte. Der Februar begann trocken und die Temperatur pendelte um den Gefrierpunkt. Das sollte nicht so bleiben, nach wenigen Tagen legte sich eine Schneedecke über das Alpenvorland. Obwohl Sonnenschein selten war, wurden die Tage länger und heller, Klassen- und Studierräume waren gut geheizt. In Latein reichte es für eine Vier in der vierten schriftlichen Klassenprüfung. In Erdkunde sind wir nach dem Vorprogramm, der Einführung in die geografischen Arbeitstechniken und die vielfältigen Möglichkeiten sie einzusetzen, zum Gegenstand ihrer Anwendung gekommen: Europa. Der Kontinent als ganzer vom Atlantik zum Ural. Seine Küsten, Flüsse, Gewässer, Berge, Gebirge und Klimazonen lernten wir als erstes. Dann kamen die Länder dran. Eins nach dem anderen. Für jedes Land gab es acht Stunden. Wir waren inzwischen in Skandinavien, den Britischen Inseln und Irland, den Benelux Ländern und Frankreich. Mitte Februar gab es acht Stunden Zeit für Spanien.



Spanien (Landwirtschaft und Rohstoffe)

Der Knauts Weltatlas, den mir Onkel Kreppel vor drei Jahren geschenkt hatte, lag immer griffbereit in meinem Pult. Darin fand ich dieses Schaubild auf Seite 105. Ich merkte es mir gut, denn Pater Augustin schien eine Vorliebe für Spanien und das spanische Weltreich zu haben. Für ihn war Christopher Columbus, der Amerika entdeckte, ein Wegbereiter des Glaubens. Columbus wurde weder selig noch heilig gesprochen, obwohl er die Bekehrung von Millionen von Heiden auf dem neuen Kontinent ermöglichte. Aber dafür war Pater Augustin nicht zuständig und ich hob mir diese Frage für den Religionsunterricht auf. Im Weltatlas steht: „Industrie und Bergbau spielen mit einem Viertel der Bevölkerung eine geringe Rolle. Land-, Forstwirtschaft und Fischerei sind mit 57% der Erwerbstätigen der wichtigste Wirtschaftszweig, Handel und Verkehr beschäftigen nur 8,1%.“ Ich war gewohnt Antworten auf Fragen zu lernen und nicht die Bedeutung solcher Zahlen zu kennen. Pater Augustin sollte uns Geographie lehren, nicht Geschichte oder Wirtschaft. Wir lernten also die Namen der Flüsse, Gebirge, Landschaften und Städte. Er mochte den Guadalquivir, der mit einer Länge von 657 km der fünftlängste Fluss Spaniens (nach Tajo, Ebro, Duero und Guadiana) und der längste in Andalusien ist. Die Sierra Morena zwingt ihn in sein Flussbett und so ist der Guadiana, der Kastilien von Andalusien und Portugal trennt, etwas länger. Die Bodenschätze und das Holz der Sierra Morena gelangten über den Guadalquivir nach Cadiz. In dem kleinen Hafen Puerto de Santa María nahe Cadiz hisste 1493 Kolumbus die Segel seines Flaggschiffs für die zweite Reise zu den westindischen Inseln.

SPANIEN

(Karte 5, 33, 38)

Spanien nimmt vier Fünftel der Iberischen Halbinsel ein, die durch den Gegensatz zwischen dem zentralen Hochland und den Randlandschaften gekennzeichnet ist. Den Kern des Landes bildet das zentrale Hochland, die spanische Meseta oder „Tafel“, die aus den 600–900 m hoch gelegenen Hochflächen von Altkastilien und Leon im Norden und den von Neukastilien und Estremadura (500–600 m) im Süden des Kastilischen Scheidegebirges (2650 m) besteht. Duero und Tajo entwässern das Hochland nach Westen und haben tiefe, gewundene Täler eingeschnitten. Im Norden bildet das bis 2640 m ansteigende Kantabrische Gebirge, im Nordosten das Iberische Gebirge (Sierra de la Demanda 2300 m) den aufgebogenen Rand der Meseta. Zwischen beiden vermittelt die Pforte von Burgos einen bequemen, von der Eisenbahn benutzten Anstieg auf das innere Hochland. Das Klima des zentralen Hochlandes ist ausgesprochen kontinental mit heißen Sommern, kalten Wintern und geringen Niederschlägen. Die

schneebedeckte Sierra Nevada (Mulhacen 3481 m), das höchste Gebirge der spanischen Halbinsel, trennt Andalusien vom Mittelmeer. Zwischen den Gebirgsketten breiten sich bei Granada fruchtbare, künstlich bewässerte Beckenlandschaften mit üppigen Südfruchtthainen (Huertas) aus. Die südöstlichen Küstenlandschaften von Murcia, Alicante, Valencia und Castellón sind gebirgig und wegen ihres sehr warmen und trockenen subtropischen Klimas Hauptgebiete der Südfrucht- kultur.

Zwischen dem Iberischen Gebirge und dem gradlinig verlaufenden Faltengebirge der Pyrenäen (Pic d'Aneto 3405 m) erstreckt sich das vom Ebro durchflossene Steppentiefenland von Aragonien, ein Einbruchsbecken, das von den Pyrenäenflüssen zerschnitten und in ein Hügelland umgewandelt worden ist. Auch hier kann Ackerbau nur mit Hilfe künstlicher Bewässerung betrieben werden. Das feuchte und daher reichbebaute und dichtbesiedelte Bergland von Katalonien trennt Aragonien vom Mittelmeer. In engem, gewundenem Tal durchbricht der Ebro die parallel zur Küste verlaufenden Gebirgsketten (Sierra de Montseny 1740 m; Montserrat 1240 m) und baut ein großes Delta in das Meer. Die Gebirgshänge sind mit immergrüner Heide, Buschwald (Macchia) und in der Provinz Gerona namentlich mit Korkeichenwäldern bedeckt. Obwohl Kohle und Erze fehlen, ist Katalonien mit dem Hafen Barcelona die industriereichste Landschaft Spaniens.

Die Inselgruppen der Balearen und Pityusen bilden geologisch die östliche Fortsetzung des Andalusischen Faltengebirges. Während die Pityusen (Ibiza und Formentera) hügelig sind, werden Mallorca und Menorca im NW von einem schroffen Kalkgebirge (1570 m) durchzogen. Die Inseln mit ihrem milden Klima tragen eine üppige Vegetation und sind reich bebaut.

In Galicien, Asturien und den baskischen Provinzen herrscht ein ausgesprochen ozeanisches Klima mit milden Wintern und mäßig warmen Sommern bei reichlichen Niederschlägen zu allen Jahreszeiten. Üppige Wiesen und Wälder aus Eichen, Buchen, Birken, Ahorn und Edelkastanien überziehen die Gebirge. Die atlantische Küste ist durchweg Steilküste, die besonders in Galicien durch tief eingreifende Buchten, sog. Rias (unter das Meer getauchte Flußtäler), stark gegliedert wird und daher ausgezeichnete Häfen aufweist (Vigo, La Coruna, Ferrol). Das Kantabrische Gebirge hat bedeutende Eisenerzlager bei Bilbao und Santander. Die baskischen Provinzen Viscaya, Guipuzcoa und Alava besitzen eine lebhaftere Industrie und gehören zu den am dichtesten besiedelten Teilen Spaniens. Bilbao ist nächst Barcelona der bedeutendste Hafen.

Zu Spanien gehören die Balearen und die an der Westküste von Nordafrika gelegenen Kanarischen Inseln. Sie bestehen aus sieben größeren bewohnten und einigen unbewohnten Inseln, von denen Tenerife (Tenerifa) die bedeutendste ist. Auf ihr erhebt sich der Vulkankegel des Pico de Teyde zu 3730 m. Haupterzeugnisse sind Bananen und Frühgemüse.



SPANIEN, amtlich Estado Español, ist in 50 (47 festländische und drei überseeische) Provinzen eingeteilt. Hauptstadt: Madrid. Universitäten: Barcelona, Granada, Madrid und Salamanca. Die nationale Flagge ist Rot-Gelb-Rot. Spanien war bis 1931 Königreich, dann wurde es Republik, 1936 autoritäres Regime unter General Franco, 1947 formelle Wiedereinführung der Monarchie.

Die Balearen und die Kanarischen Inseln sind Teile des Mutterlandes (Verwaltungsprovinzen). Ceuta, eine Festungsstadt an der nordafrikanischen Küste (63 062 Einw.), gehört zu der spanischen Provinz Cadix.

Fläche und Bevölkerung

Fläche (mit Balearen und Kanarien): 506 487 qkm; Bevölkerung 28,287 Mill. Einw. (1950), das sind 55 je qkm. Größte Bevölkerungsdichte in der Provinz Barcelona (265 auf 1 qkm). Die Bevölkerung ist überwiegend römisch-katholisch. Nationale Volksgruppen mit eigener Sprache sind die Katalanen und Basken. In der Wesensart der Bevölkerung bestehen zwischen den einzelnen Gebieten große Unterschiede. Dem betriebsamen Nordspanier (Katalanen, Basken, Asturier, Galicier) stehen der ernste, stolze und herrische Kastilier und der echt südländische lebhaft Andalusier gegenüber. Der Anteil der Großstadtbevölkerung ist gering. Spanien besitzt dreiundzwanzig Großstädte, darunter zwei Millionenstädte: Madrid und Barcelona.

Unser Lehrbuch „Erdkunde für die Mittelstufe an bayrischen Gymnasien“ enthielt auch Karten, Schaubilder, Tabellen und Diagrammen, aber auch anschauliches Bildmaterial zu Landschaft, Leuten und Kultur. Aber behandelte auch wichtige historische Ereignisse, wie etwa die Eroberung des Emirats von Granada durch die Reconquista im Jahre 1492. Es gab auch schwarz-weiß Fotos im Lehrbuch, wie etwa das vom Palast des Emir von Granada mit der Sierra Nevada im Hintergrund. Das Bild unten zeigt Toledo, das seine Blütezeit zur Zeit



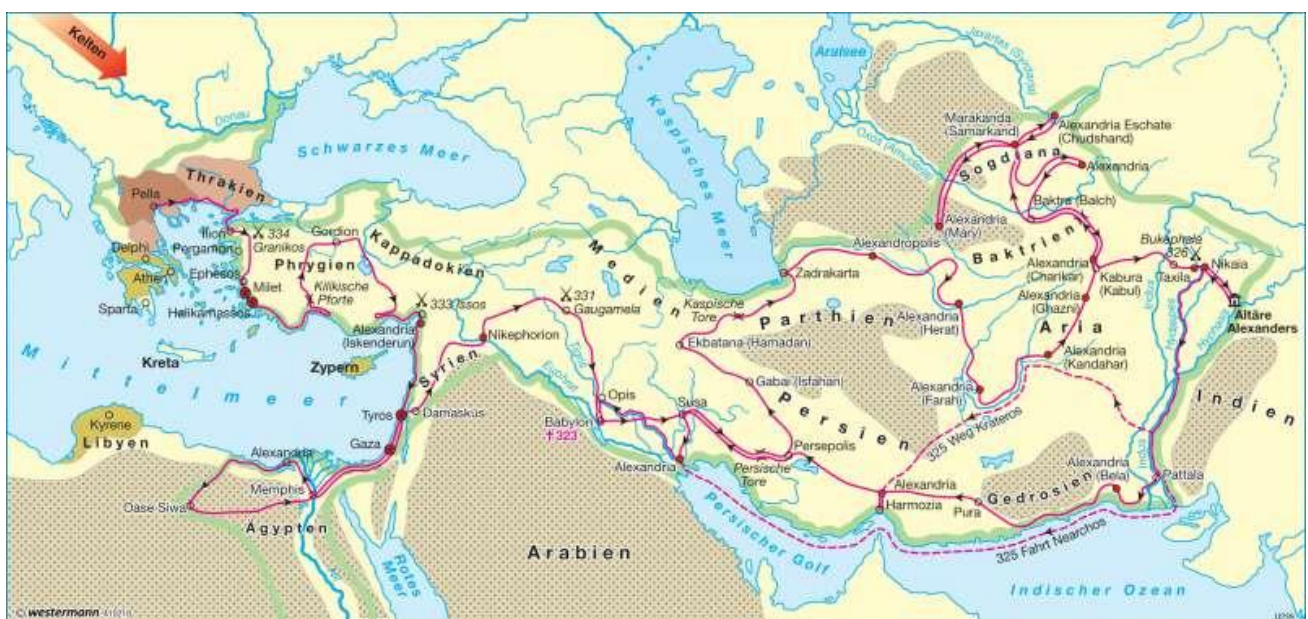
der Maurenherrschaft erlebte. Die Mauren eroberten die Hauptstadt des Westgotenreiches im Jahr 712 und blieb das nördliche Zentrum des Kalifats von Córdoba bis zur Eroberung durch Alfons VI. am 25. Mai 1085. Zusammen mit Segovia und Ávila gehörte sie zu den drei historischen Metropolen in der Umgebung der spanischen Hauptstadt Madrid.



Ich habe den Ausflug nach Spanien sehr genossen. Es war Ende Februar, im März sollten wir bis zu den Osterferien noch Italien kennen lernen. Pater Guntram wird uns parallel dazu in die Geschichte vom Aufstieg und Zerfall des Römischen Reiches einführen. Aber bevor es soweit war, musste noch der Aufstieg und Zerfall des Königreichs Mazedonien und des korinthischen Bundes als Führungsmacht der Griechen abgeschlossen werden. In unserem Gesichtsbuch von 1956 und Wikipedia ereignete sich folgendes:

Als Alexander III seinem Vater Phillip II nach dessen Ermordung 336 auf den Königsthron von Makedonien folgte war er zwanzig Jahre alt. „Noch 336 ließ sich Alexander in Korinth die Gefolgschaft der griechischen Städte versichern. Die Völker in Thrakien und Illyrien versuchten jedoch, die Situation zu nutzen und die makedonische Herrschaft abzuwerfen. Alexander zog im Frühjahr 335 mit 15.000 Mann nach Norden ins heutige Bulgarien und Rumänien, überquerte die Donau und warf die thrakische Revolte nieder. Anschließend verfuhr er ebenso mit den Illyrern. Während Alexander im Norden kämpfte, beschlossen die Griechen im Süden, dass dies der Zeitpunkt sei, sich von Makedonien zu befreien. Ihr Wortführer war Demosthenes, der die Griechen davon zu überzeugen versuchte, dass Alexander in Illyrien gefallen und Makedonien herrscherlos sei. Als erste erhoben sich die Einwohner Thebens und vertrieben die makedonischen Besatzungssoldaten aus der Stadt. Alexander reagierte augenblicklich und marschierte direkt von seinem Illyrienfeldzug südwärts nach Theben. Die Phalanx seines Generals Perdikkas eroberte die Stadt, wo Alexander zur Bestrafung sämtliche Gebäude mit Ausnahme der Tempel und des Wohnhauses des Dichters Pindar zerstören ließ. Sechstausend Einwohner wurden getötet, die übrigen 30.000 wurden in die Sklaverei verkauft. Die Stadt Theben existierte nicht mehr und sollte erst zwanzig Jahre später wieder aufgebaut werden, aber nie mehr zur alten Bedeutung zurückfinden. Abgeschreckt von Alexanders Strafgericht brachen die anderen Städte Griechenlands ihre Revolte ab und ergaben sich. Von den Korinthern ließ sich Alexander von neuem die Gefolgschaft versichern und verschonte sie daraufhin, da er sie als Verbündete in seinem Persienfeldzug brauchte.“ Wikipedia

In unserem Geschichtsbuch stand damals nur: „Nach Phillips jähem Tod besteigt der Zwanzigjährige den Thron. Die Griechen verweigern ihm den Gehorsam, doch zwingt er sie rasch dazu, seine Herrschaft anzuerkennen. Sie wählen in schließlich, wie seinen Vater, zum gemeinsamen Feldherrn für den Rachefeldzug gegen Persien. Alexanders Kriegsziele sind die Befreiung der ionischen Griechenstädte in Kleinasien von der Fremdherrschaft, die Zerschmetterung des Todfeindes und die endgültige Beseitigung der persischen Gefahr. Alexander hat sich aber auch aufgemacht, um dem großen persischen Volk das Licht griechischen Geistes zu bringen. Aristoteles hat seinen Schüler hellenisch erzogen. Alexanders Vater ist der Einiger des gesamten griechischen Volkes für die große Aufgabe geworden. Unermesslich groß ist das Wagnis, das vor dem kleinen Häuflein der Makedonier und Griechen liegt. Hundertfach ist ihnen der Perserkönig Darius III. an Truppen, tausendfach an Mitteln zur Führung des Krieges überlegen. 400 persische Kriegsschiffe kreuzen weiter südlich an der Küste. Ins Grenzenlose dehnt sich das Reich bis ans Ende der damals bekannten Welt.“ (S. 82) Im Jahr 334 bringen 160 makedonische Schiffe nach und nach Alexanders gesamte Streitmacht, 37.000 Mann Fußvolk und 5.000 Reiter an den Dardanellen auf das asiatische Ufer. Nach mäßigem Widerstand zieht er kampfflos bis Issus.



Dort kommt es zur Schlacht mit dem Perserkönig, der ihn mit mehrfacher Übermacht vom Rücken angreift. Doch Alexander gelingt es den Angriff abzuwehren und die Perser in die Flucht zu schlagen. Auch der Perserkönig entkommt, hinterlässt aber große Beute. Auch seine Frau und Kinder. Alexander nimmt sie großzügig auf und die Frauen wurden im makedonischen Lager weiterhin wie Königinnen behandelt. Alexander besaß seit der Einnahme von Damaskus und der persischen Kriegskasse, die Mittel zur Fortführung des Feldzuges. Er wendete sich nun nach Süden und besetzte die Küstenländer bis Ägypten, um den Rücken zum Meer frei zu halten, bevor er sich wieder nach Norden wendete um über Damaskus ins Land der alten Assyrer vorzurücken. Bei Gaugamela stellt sich Darius erneut zum Kampf, wird besiegt und flüchtet mit dreitausend Kamelen beladen mit Schätzen, die er gerettet hatte. Von 331 bis 327 eroberte Alexander ganz Persien und durch die riesigen Paläste der großen Residenzstädte mit ihren weiten, säulengetragenen Marmorhallen voller unermesslicher Schätze hallte nun der Schritt der makedonischen Wachen. Alexander musste noch die östlichen Länder des Riesenreichs unter seine Kontrolle bringen, am Kaspischen Meer und am Hindukusch. Außerdem gab es Gerüchte, dass am äußersten Rande der damals bekannten Welt das Land Indien liegen soll. Davon berichtete auch Herodot. Er erzählt von märchenhaften Goldschätzen, von Wolle, die auf Bäumen wächst, und von einer Sonne, die im Sommer senkrecht vom Himmel scheint und keinen Schatten wirft. Dahinter sei die Erdscheibe zu Ende. Die Wasser des äußeren Ozeans bespülten ihren Rand.



Anfang des Jahres 326 stieß Alexander mit zwei Heeren ins Tal des Flusses Kabul vor, das damals ein Teil Indiens war. Der Vorstoß war von besonderer Grausamkeit gekennzeichnet. Immer seltener ließ Alexander gegenüber eroberten Regionen Großmut walten. Städte und Dörfer wurden zerstört und ihre Bevölkerung ermordet. Die zwei Armeen trafen einander am Indus. Alexander machte das Land zwischen Kabul und Indus

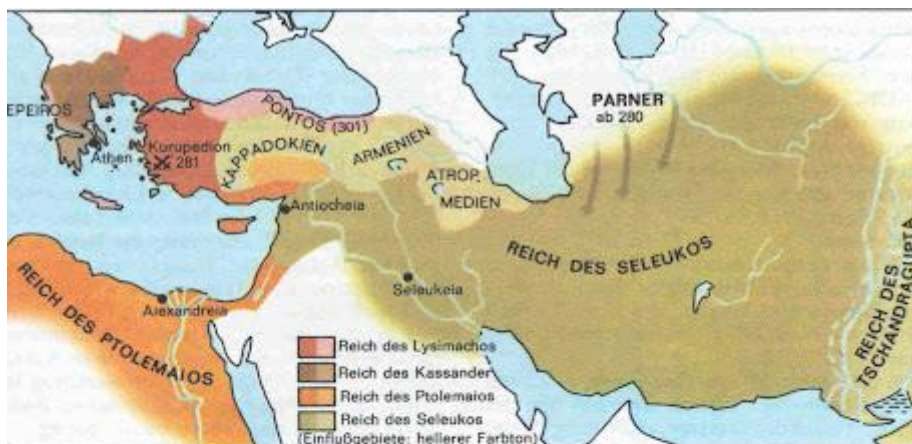
zur Provinz Gandhara und ernannte seinen Gefolgsmann Nikanor zu deren Statthalter. Er überquerte den Indus über eine Brücke aus Flößen. Am anderen Ufer des Indus wurden Alexanders Truppen von Omphis empfangen, dem König von Taxila. Vom Hof des Omphis aus rief Alexander die anderen Staaten des Punjab auf, sich ihm zu unterwerfen und ihn als Gott anzuerkennen. Dies verweigerte Poros, der König von Pauravas, das von Taxila durch den Fluss Hydaspes getrennt war. Im Mai überquerte Alexander während heftiger Regenschauer den Hydaspes. In der Schlacht am Hydaspes wurden die Inder schließlich besiegt. Die Inder waren mit berittenen Einheiten und hundert Schlachtelefanten unter dem Sohn des Poros angetreten. Sie wurden dennoch von den Griechen und Persern geschlagen.

Weiter im Osten am Ganges lag das Königreich Magadha, das selbst den Menschen des Punjab kaum bekannt war. Alexander wollte auch dieses Land erobern. Bei heftigem Monsunregen quälte sich die inzwischen demoralisierte Armee ostwärts und hatte einen Hochwasser führenden Fluss nach dem anderen zu überqueren. Ende Juli stand die Überquerung des Hyphasis an, und von Magadha waren die Soldaten noch weit entfernt. Hier meuterten Alexanders Männer und weigerten sich weiterzugehen; ihr einziges Bestreben war die Heimkehr. Alexander war außer sich, wurde aber letztlich zur Umkehr gezwungen. Am Ufer des Hyphasis gründete er ein weiteres Alexandria und siedelte hier viele Veteranen an, die wenig Hoffnung hegen durften, jemals wieder nach Griechenland zurückzukehren. Erst als der Monsun wieder einsetzte, erreichte das Heer 325 die Indusmündung und den Indischen Ozean. Alexander gründete hier die Stadt Xylinepolis und machte die Flotte einsatzbereit. Während etwa ein Viertel der Armee so auf dem Seeweg die Rückkehr antreten sollte, musste der Großteil über den Landweg nach Persien zurückkehren. Im August 325 machte sich das Landheer unter Alexanders Führung auf den Weg. Die Flotte unter dem Befehl des Nearchos brach einen Monat später überstürzt auf, da sich die Einheimischen zu erheben begonnen hatten. Die sechzigstägigen Strapazen ließen zahllose Soldaten durch Erschöpfung, Hitzschlag oder Verdursten ums Leben kommen. Alexander residierte seit seiner Rückkehr im Palast des Darius I. in Susa, einer persischen Metropole am Rande Mesopotamiens.

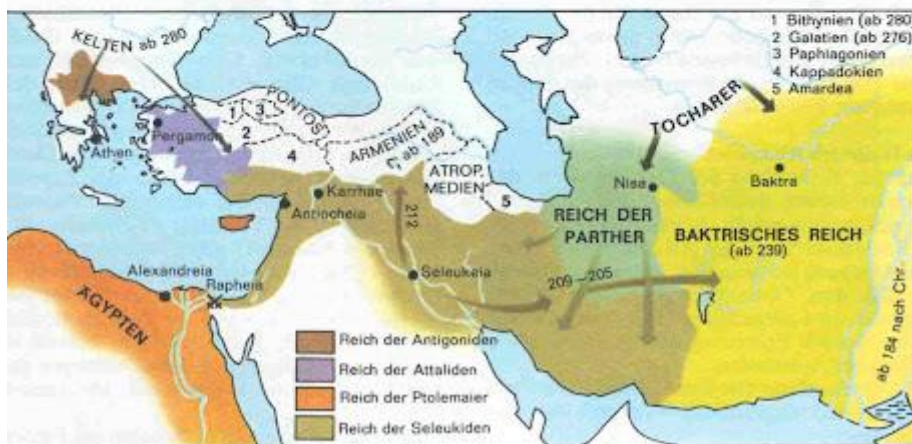


Im Frühjahr 324 veranstaltete er dort eine fünftägige Heiratszeremonie, bei der er selbst und etwa 80 seiner führenden Gefolgsleute Ehen mit vornehmen Perserinnen schlossen. Zugleich wurden 10.000 persische Frauen mit Soldaten verheiratet. Das Ereignis fand als ‚Massenhochzeit von Susa‘ Eingang in die Geschichtsbücher. Sie sollte zum Frieden zwischen Persern und Makedonen beitragen, denn Alexander brauchte auch deren hohe Bildung und ihre Mitarbeit, um sein Weltreich zu regieren. Zugleich entwickelte er sich aber auch zu einem persischen Großkönig, einem asiatischen Gott, der wolkenhoch über Millionen

seiner Untertanen thronte. Im Februar 323 kehrte er nach Babylon zurück. Hier bereitete er neue Feldzüge vor, die zur Erkundung und Einnahme der Arabischen Halbinsel und Afrikas führen sollten. Im Mai erkrankte er an einem Fieber, und am 10. Juni 323 starb er schließlich. Er wurde 33 Jahre alt.“ „Ich sehe ein gewaltiges Leichenkampfspiel an meinem Grabe voraus.“, soll Alexander auf dem Sterbebett gesagt haben.



Diadochenreiche nach 301 v. Chr.



Diadochenreiche um 180 v. Chr.

Sogleich nach dem Tode des Königs begannen seine Feldherrn, die Diadochen, das heißt Nachfolger, sich um das Erbe zu streiten. Jahrzehnte lang widerhallt die Welt vom Waffelärm. Aus dem Weltreich werden drei Großmächte: Ägypten, Syrien mit Mesopotamien und Altpersien und Makedonien und großen Teilen Griechenlands. Ägyptens Hauptstadt Alexandria war damals mit einer halben Millionen Einwohner nicht nur die größte Stadt der Welt, sondern auch der größte Handelsplatz der Welt mit einer hochentwickelten Industrie. Seit Alexanders Tagen durchdringen hellenische Sprache und Lebensweise, Wissenschaft und Kunst bis an die Tore Indiens und wirken dort Jahrhunderte fort. Wie in vergangenen Zeiten suchen nun viele Griechen in den östlichen Gebieten eine neue Heimat. Diesen Vorrang des Hellenentums in der damaligen Welt nennen wir Hellenismus. Die allgemeine Verbreitung der griechischen Sprache hat später dem Siegeszug der christlichen Lehre über die ganze damalige Welt den Weg bereitet. Die Missionare sprechen Griechisch und wurden überall verstanden. In dieser Weltsprache wurde die Heilsbotschaft des Neuen Testaments niedergeschrieben.“ (S. 89)

„Im Auftrag des Papstes Damasus begann dessen Vertrauter Hieronymus 382 nach Christus eine Revision der lateinischen Übersetzungen der Evangelien. Dabei bearbeitete er in geringerem Umfang auch die übrigen Schriften des Neuen Testaments. Zwei Jahre später machte er sich daran auch das Alte Testament aus dem Hebräischen ins Lateinische zu übersetzen. Im Jahr 393 hatte er die gesamte Bibel ins Lateinische übersetzt,

aber es dauerte bis seine Übersetzung dauerhafte Anerkennung fand. Erst etwa im 8. bis 9. Jahrhundert hatte sich die im Wesentlichen auf Hieronymus zurückgehende Textfassung durchgesetzt und war damit zur Vulgata geworden. Die Vulgata erlebte durch Erfindung des Buchdrucks Mitte des 15. Jahrhunderts eine starke Vervielfältigung, einsetzend mit der Gutenberg-Bibel. Sie war auch Grundlage der 18 vorlutherischen deutschen Bibelübersetzungen. Luther hingegen legte seiner Übersetzung neben dem lateinischen vor allem den erst seit kurzem im Druck verfügbaren griechischen Bibeltext in der Ausgabe des Erasmus von Rotterdam zugrunde. In Luthers Gefolge verwarf die protestantische Bewegung die Vulgata als weniger ursprünglich (der damalige griechische Text enthielt auch noch Fehler) und bevorzugte bei Bibelübersetzungen in die Volkssprachen die hebräischen und griechischen Fassungen als Ausgangstexte. Für Gelehrte veröffentlichte Martin Luther 1529 eine eigene Teil-Revision der Vulgata.



Hieronymus beim Übersetzen der Bibel - Pieter Coecke van Aelst 1530

Die katholische Kirche hielt jedoch an der Vulgata fest. Sie wurde auch zur Grundlage der bewusst gegen Luthers Übersetzung herausgegebenen Eck-Bibel. Das Konzil von Trient erklärte 1546 die Vulgata für verbindlich und veranlasste die Vorbereitung einer offiziellen, möglichst fehlerfreien Ausgabe. Papst Sixtus V. veranlasste 1590 die Herausgabe einer verbesserten Vulgata (Sixtina), die jedoch nach seinem Tod eingezogen und 1592 durch die von Clemens VIII. veranlasste Sixto-Clementina ersetzt wurde. Ab 385 n. Chr. übersetzte Hieronymus in Bethlehem viele Bücher des Alten Testaments nach der Septuaginta, also aus dem Altgriechischen, nämlich das Buch der Psalmen, das Buch Hiob, die Sprichwörter, das Hohelied, das Buch Kohelet und das (erste und zweite) Buch der Chronik. Damit ist die Septuaginta die älteste durchgehende Übersetzung der hebräisch-aramäischen Bibel in die altgriechische Alltagssprache, die Koine. Die Übersetzung entstand ab etwa 250 v. Chr. im hellenistischen Judentum, vorwiegend in Alexandria. Die meisten Bücher waren bis etwa 100 v. Chr. übersetzt, die restlichen Bücher folgten bis 100 n. Chr.“ Ab 393 n. Chr. veröffentlichte Hieronymus eine Übersetzung des gesamten Alten Testaments, laut eigenen Angaben „nach dem Hebräischen.“

Seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. wuchs die Diasporagemeinde in Ägypten stark an. Eines der wichtigsten Zentren wurde Alexandria im Nildelta. Die Juden fühlten sich wie die Griechen als Kolonisten und strebten daher auch nach den Bürgerrechten der Griechen, um an den städtischen Privilegien zu partizipieren. Es gelang ihnen nicht vollständig, sie genossen jedoch den privilegierten Rechtsstatus einer *religio licita* mit begrenzter Gemeinde-Selbstverwaltung. Sie zogen sich damit jedoch den Hass der weitgehend entrechteten ägyptischen Landbevölkerung zu. Für die jüdische Gemeinde galt Jerusalem und sein Tempel weiterhin als religiöses Zentrum. Zum Ärger der lokalen Behörden entrichteten sie die Tempelsteuer dorthin. In Alexandria versuchte das Judentum, seine Weltanschauung in griechischer Sprache und im Rahmen griechischer Philosophie auszuformulieren. Der wohl wichtigste Meilenstein dabei ist die Übersetzung der hebräischen Bibel ins Griechische, die Septuaginta. Gleichzeitig hatte sich das Judentum gegen die Vorwürfe zu verteidigen, ein östlicher Aberglaube und eine primitive Nomadenreligion zu sein. Ein wichtiger Vermittler zwischen dem jüdischen Gesetz und dem griechischen Denken war, nach Vorläufern wie Aristobul und Pseudo-Aristeas, Anfang des 1. Jahrhunderts n. Chr. Philo von Alexandria. Er stellte das Judentum als eine altehrwürdige Religion dar, die durch ihren Monotheismus besser mit der aristotelischen oder platonischen Philosophie übereinstimme als der polytheistische Olymp.“

Diese Details konnte ich damals alle nicht wissen, aber eines war mir damals klar: Ich war Christ und bereit dazu, wenn ich auf die linke Backe geschlagen werde, auch meine rechte Wange zu riskieren. Die Prüfung stand noch aus, aber meine Bereitschaft war vorhanden. In Geschichte erwartete uns das nächste Abenteuer: Der Aufstieg und Zerfall des römischen Reiches. In Erdkunde das Land Italien, in Latein und Deutsch standen weiterhin Syntax, Grammatik und Wortkunde auf dem Lehrplan. In Religion würde uns Pater Emmanuel die Bedeutung des heiligen Sakraments der Taufe an Hand des Katechismus erklären.



Das war wahrscheinlich keine gute Gelegenheit ihn auf die Unterschiede zwischen Monotheismus, Polytheismus, Atheismus und Dreifaltigkeit anzusprechen, aber ich wartete trotzdem auf eine Gelegenheit nach dem Fasching, auf den sich die Oberstufen seit Tagen vorbereiteten. Sie waren damit beschäftigt ihre

Vorstellung auf der Bühne der Mehrzweckhalle einzuüben und den Raum so zu dekorieren, dass er ein Gefühl von Afrika vermittelte. Auf dem Bild links sieht man Pater Robert mit Tropenhut und Pater Wolfram mit einer Art Fez, der vielleicht auf der Insel Sansibar zum Einsatz kam, auf der Faschingsfeier. Im Hintergrund ist Pater Guntram mit einem Fez mit Halbmond zu sehen und neben ihm mit einem Hütchen Pater Augustin. Pater Emmanuel war zwar nicht auf dem Faschingsfest, aber er sah aus wie jemand, den ich in meinem späteren Leben begegnen sollte. Von mir gibt es kein Foto, aber ich weiß, dass ich mir mit Kohlestift und Hautcreme mein Gesicht schwarz gefärbt, mir auch einen Fez aufgesetzt habe und mit einem wie eine Toga übergeworfenem Bettlaken als Einwohner Sansibars aufgetreten bin. Zur die Wahl der die beste Maske konnte ich mich damit nicht bewerben, aber mit meinem schwarzen Gesicht, kniend ohne Fez, sah ich dem nickenden Mohren auf dem Opferstock vor dem Missionsmuseum ziemlich ähnlich. Das ist niemandem aufgefallen, außer Armin, der mich fragte, als was ich mich verkleidet hätte. Ich antwortete ihm, dass ich als Nickneger aufträte und zeigte ihm die Pose des Nicknegers auf dem Opferstock im Museumseingang. Kniend und ohne Fez, hielt meine Arme hoch und bettelte: „Nur einen Groschen für die Mission dir ich mit vielem Nicken lohn!“ Dann nickte ich einmal umsonst und hielt ihm die meine, wie eine



Schale geöffneten Hände entgegen. Arnim griff nach ihnen, zog mich hoch und fuhr mich an: „Sag mal, spinnst du, das kommt nicht gut an! Setz deinen Fez auf. Du machst Sachen! Wolfram hat dich unter Beobachtung. Du fällst auf. Geh in Deckung!“ Dann lachte er, ließ los, klopfte mir auf die Schulter und lotste mich an einen Tisch in einer Saalecke, in der wir unsichtbar waren. Er lachte immer noch. Aber als wir saßen wurde er ernst. „Du musst die Satzung lesen. Das kann ganz schnell gehen. Les mal die letzte Seite ‚Übertretung der Hausordnung‘. Die Kundgabe irreligiöser Gesinnung, religiöse Gleichgültigkeit, Aufreizen von Zöglingen, andauernde Unverträglichkeit und so weiter sind Entlassungsgründe. Falls du das willst, denk dran, das schreiben die in dein Zeugnis. Kommt gar nicht gut an, wenn du die Schule wechseln musstest

mitte im Jahr.“ Wie Armin sich sowas alles merken konnte, erstaunte mich. Ich musste ihm schwören, die Satzung zu lesen. Selbst bei einer Verlosung auf der Bühne hatte ich Pech mit der Nummer: Meine Nummer war 874. Ich weiß nicht mehr wer in dem Karton war, aber derjenige, der ihn auspackt, war der Star der Oberstufe.

Frühlingserwachen

Ende Februar verschwand der Schnee und ab dem 27. Februar, dem Tag nach der Faschingsfeier stiegen die Temperaturen auf über 20 Grad am Faschingsdienstag. Nach dem Abendbrot hatten wir bis 21 Uhr Ausgang. Mangel, Keller, Steen, Ich und noch zwei andere gingen Richtung Eresing zum Wald in dem eine Kapelle stand. Dort taten wir etwas, was wir nicht zu sollten. Auf dem Weg zum Wald zog ich eine Packung Overstolz aus dem Zigarettenautomaten im Flur des Klosterwirts. Mangel hatte Streichhölzer und damit zogen wir zur Kapelle, um unter den Bäumen zu rauchen, ansaugen, langsam inhalieren, kurz anhalten und langsam ausblasen, den Rauchkringeln nachsehen und auf Inspiration warten. Es war Neumond und stockdunkel, aber wir hatten eine Taschenlampe mit. Alles was wir taten war verboten. Aber da es Faschingsdienstag war und niemand auf die Idee kommen würde, uns im dunklen Wald zu suchen, glaubten wir uns in Sicherheit. Für die Taschenlampe gab es ein Versteck, Streichhölzer konnte man wegwerfen, aber meine flachgedrückte, halbvolle Schachtel Zigaretten wollte ich in der Hosentasche in das Seminar mitnehmen, um sie hinter der Wand meines Spindes zu verstecken. Wenn Siegfried aus Augsburg noch gewesen wäre, hätte er mich gewarnt. So war ich unvorbereitet, als nach unserer Rückkehr bald Stau im Treppenhaus entstand. Am Treppeneende links und rechts standen Pater Robert und Pater Wolfram diesmal ohne Tropenhut oder Fez, um die über vierzig zurück kehrenden Zöglinge zu mustern und zu beschnuppern. Ich war irgendwie wohlgenut und zuversichtlich, als ich mich Pater Wolfram näherte, der mich durch seine Nickelbrille prüfend ins Gesicht sah, mir immer näher kam, bevor er mit wütendem Ausdruck einen Schritt zurück machte und mich anherrschte: „Taschenkontrolle!“ Ich kramte ein zerknülltes Baumwolltaschentuch aus meiner rechten und ein Taschenkamm aus meiner linken Hosentasche und zeigte es ihm. Er versuchte mich noch immer mit seinen Augen durch die Brille verzerrt wie die Schlitzaugen einer Schlange zu fixieren. Dabei zeigte er plötzlich Röte an den Wangen, während ich ausnahmsweise völlig kalt blieb. Der Vorfall erregte Aufsehen, viele sahen von der Treppe aus zu und warteten auf Wolframs Reaktion. Ich war in einer Heldenrolle, die ich mit Anstand, Würde und ohne Boskop-Bäckchen überstehen würde. Pater Wolfram fragte mit scharfer Stimme: „Du hast geraucht!“ „Nein Pater, habe ich nicht.“ Seine rechte Hand zuckte wie ein Blitz aus Hüfthöhe mit voller Fläche auf meiner rechten Wange. Er ging einen Schritt zurück und sagte: „Du lügst! Hast du geraucht?“ Mir war nicht danach, ihm auch noch die linke Backe hin zu halten, also sagte ich: „Ja, Pater ich habe gelogen und bereue es.“ „Heraus damit! Meinst du ich hab das nicht gesehen! Rechte Hosentasche!“ Nachdem ich ihm den corpus delicti überreicht hatte, waren seine Boskop-Bäckchen wieder blass wie die eines Winterapfels. Dann wurde er offiziell, beschlagnahmte den corpus delicti, um weiteren Schaden abzuwenden und lud mich vor: morgen nach Mittag 14 Uhr in sein Büro.

Nach den sonnigen frühlingshaften Faschingstagen begann es am Aschermittwoch heftig zu regnen. Der Morgengottesdienst in der Hauskapelle endete mit dem Auftragen eines Aschkreuzes auf die Stirn jedes Zöglings. Damit saßen wir uns noch im Refektorium zum Frühstück gegenüber. Später haben wir es vor Unterrichtsbeginn abgewaschen. Während des Unterrichts konnte ich mich schlecht konzentrieren weil ich nebenher damit beschäftigt war nachzulesen, was die Satzung der Seminarien der Benediktiner-Kongregation von St. Ottilien im Abschnitt „Pflichten gegen die Mitzöglinge“ nach den Zeilen auf den Seiten 28-32 zu suchen, die Pater Wolfram gegen mich anführen könnte. Etwa diese hier: „Der gute Seminargeist ist wie überall der Geist der 10 Gebote Gottes und schließt vornehmlich in sich: Frömmigkeit und Achtung vor der Autorität, Nächstenliebe, Selbstbeherrschung und Sittenreinheit, Treue und Wahrhaftigkeit, Arbeitseifer und Zufriedenheit. Der Geist eines Hauses ist gut, wenn diese Tugenden die herrschenden

sind und die Zöglinge das Schlechte durch eine Art Selbstschutz in ihrer Nähe nicht hochkommen lassen. Die gefährlichsten Feinde guten Seminargeistes sind: Unglaube, Unsittlichkeit, Unbotmäßigkeit und Unzufriedenheit. Jeder Zögling, der einen schweren Fehler wahrnimmt, aus dem eine Beleidigung Gottes, eine Gefahr für die Tugend und Mitzöglinge oder für den guten Ruf des Seminars werden könnte, muss dem Vorgesetzten davon Anzeige machen! ' (Pius X., Normae, P. III) Angeberei und selbstgerechtes Wesen ist stets und überall verpönt, jedoch wenn höhere Güter, Sittlichkeit und Beruf von irgendeiner Seite bedroht sind, wenn das Bonum Commune in Gefahr ist, so wäre die Unterlassung der Anzeige Feigheit, ja Sünde. Wer den Geist der Unzufriedenheit unter den Zöglingen schürt, gegen Obere und ihre Anordnungen kritisiert (Murren!), gegen Einrichtungen des Hauses schimpft, ist als Schädling zu betrachten. Man soll den Mut haben, etwaige berechnete Klagen dem Oberen mitzuteilen, weil auch dieser gewillt ist Übelstände abzustellen, soweit dies in seiner Macht liegt. Findet einer seine Ruhe im Seminar nicht, so möge er in Frieden ziehen und sie anderswo suchen.“

Das einzige Wort, das auf meinen Fall zutrifft ist „Unbotsamkeit“, weil ich meine Hosentasche nicht vollständig geleert und einmal gelogen habe. Rauchen in der Öffentlichkeit war Jugendlichen damals erst ab einem Alter von vierzehn Jahren erlaubt, im Seminar für Zöglinge verboten. Ich war zwölf Jahre und elf Monate alt. Bisher hatte Pater Wolfram nur meine Zigarettenschachtel, Marke Astor Filter, eine 12er Packung, in der noch sechs davon übrig waren. Zwei davon habe ich geraucht – außerhalb des Seminars. Das könnte er zusätzlich als Missachtung staatlicher Autorität anführen, die den Seminargeist schädigt.



Wenn er auch noch herausfindet, dass die anderen vier ebenfalls von Seminaristen geraucht wurden, die unter vierzehn Jahre alt waren, die er als Anstiftung eines anderen Zöglings oder gar anderer Zöglinge einordnete, war mein Verbleib im Seminar in Gefahr. Das Mittagessen war so schlimm wie mit Aschekreuz auf der Stirn zu frühstücken. Es gab Sago Suppe, von uns Froschlaichsuppe genannt. „In den 1930er und 1940er Jahren wurde Kartoffelsago als Teil der Autarkiebestrebungen und der Kriegswirtschaft angesehen. Ursprünglich wurde Sago aus dem Mark der Sagopalme (Metroxylon sagu) gewonnen. Der frühere Name Metroxylon rumphii leitet sich her von dem Hessen Georg Eberhard Rumpf, gen. Rumphius (1628–1702), der als Kolonialbeamter der niederländischen Ostindien-Kompanie in Niederländisch-Indien lebte, sich als Naturforscher betätigte und Metroxylon erstmals botanisch beschrieb. Die Gewinnung von

„Perlsago“ kann auf zwei Arten erfolgen. Eine Möglichkeit ist das Einritzen der Stämme, bei dem der auslaufende dicke Saft gesammelt und durch Siebe gestrichen wird. Dadurch entstehen die Kugeln, die vollständig hart austrocknen müssen, bevor sie verwendet werden können.“ Diese Kugeln verwendeten die Oberschwester der Küche in Dillingen, wie die des Seminars in St. Ottilien, um eine glibberige Suppe auf der Basis einer Gemüsebrühe aus Karotten, Zwiebeln und Sellerie wie anderen weichgekochten Zutaten und den schleimigen Kugeln des Sagos so zu zubereiten, dass die meisten Mäuler meiner Tischnachbarn sie nur mit deutlichem Widerwillen zu sich nahmen. Die großen Suppenschüsseln auf den Tischen wurden aber erst abgetragen, wenn sie leer waren. Wenn nicht, waren die Klassensprecher der Tische in der Pflicht: Sie mussten die Teller auf den Tischen füllen, bis die Schüsseln leer waren und abgetragen werden konnten. Alois Lechner schonte mich meistens und ich bekam nur eine Kelle Nachschlag. Die er verschonte grinsten hämisch, während wir uns den Froschlaich mit Gemüse reinwürgten. Heute, vor dem Treffen mit Pater Wolfram, hat er mich besonders bedacht. Ich bedrohte den Ruf der Klasse und es war eine Warnung. Zwei voll Kellen Nachschlag! Das Treffen mit Pater Wolfram lief anders ab, als erwartet. Es gab keine zehn Schläge



mit Rohrstock und auch keine Watschen. Aus dem Ganzen war ein administrativer Vorgang geworden, der abgearbeitet werden musste ohne größeres Aufsehen zu erregen. Er fragte also nicht nach Mittätern, sondern machte klar, dass im Wiederholungsfall die Entlassung folgt. Ich zeigte Reue und versprach alles zu vermeiden, was dazu führen könnte. In den folgenden Tagen, an denen es unentwegt regnete, stand eine Exerzitienwoche auf dem Programm: „Benediktinische Exerzitien werden verstanden als Einüben von geistlichen Praktiken, die aus der Mönchstradition stammen und für den konkreten Lebensweg Handwerkszeug bereithalten. Eines der Leitworte im Prolog der Regel Benedikts lautet: Öffnen wir die Augen für das vergöttlichende Licht! So kann es um die Fragen gehen: wie öffne ich mich für das göttliche Licht? Wo habe ich schon eine Ahnung davon? Wie gehe ich um mit den Schatten, den Dunkelheiten in meinem Leben? Was bedeutet es, dass wir durch die Taufe erleuchtet werden und wie kann diese Wirklichkeit verändernde Kraft in meinem Leben entfalten? Der Rhythmus des benediktinischen Tageslaufes, biblische Impulse, Vertiefung in Schriften aus der monastischen Tradition werden uns leiten; Schweigen und Beten, das Angebot zu Kurzgesprächen mit Pater Regens oder den Präfekten werden diese Exerzitien strukturieren.“ Die folgenden Tage, waren wie ein Leben in Watte. Alles war reduziert: Gespräche, Kontakte und Empfindungen. Sichtweite: Nebel. Jeder war mit sich allein auf der Suche nach Gott und sich selbst. Gott war groß, ich war klein und fühlte mich allein wie Jesus am Kreuz, als der Vater ihn verlassen hatte. Vielleicht war es der Teufel, der mich lockte, klammheimlich ohne dass ich es merkte. Wie konnte ich etwas beichten, was ich als Versuchung zwar spüre, aber nicht beschreiben kann? Der Tabak war jedenfalls eine Versuchung, denn ich hatte ja nicht zum ersten Mal geraucht. Aber eher aus Neugier, als aus Genuss. Diese neuartigen Filterzigaretten waren jedoch anders. Das lag auch am Mundstück. Die Filter der Astor waren mit Korkpapier umhüllt. Tabak wie Rauch rochen gut. Die Zigaretten waren gut gestopft und ihr Papier fest. Sie verglühten sauber und gleichmäßig. Man konnte den Rauch sehen und spüren. Es war als ob mein Gehirn kribbelt.

VON UNSRER HEILIGUNG IN DER TAUFE

„Nachlaß der Sünden“ (10. Glaubensartikel).

Wir sollen im Reiche Gottes einst ewig selig werden. Darum müssen wir an Gott glauben, uns taufen lassen und als seine Kinder leben.

61. Die Bekehrung

Als am Pfingsttag die versammelte Menge hörte, daß Christus, den sie verworfen hatten, zur Rechten Gottes thront, durchschnitt es ihnen das Herz. Sie sprachen zu Petrus und den andern Aposteln: „Brüder, was sollen wir tun?“ Petrus erwiderte: „Bekehret euch, und ein jeder von euch lasse sich taufen im Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden; dann werdet ihr den Heiligen Geist empfangen“ (vgl. Apg. 2, 37-38).

Gott läßt durch die Kirche die Frohe Botschaft verkünden und erleuchtet die Menschen, die sie hören. Er öffnet ihnen die Augen ihres Herzens, damit sie ihn erkennen, den allein wahren Gott, und den er gesandt hat, Jesus Christus (vgl. Joh. 17, 3).

Wer die Frohe Botschaft kennenlernt, muß sich von seinen Göttern und Götzen, seinen Irrtümern und Sünden abwenden und sich von ganzem Herzen hinwenden zu Gott, unserm himmlischen Vater, und zu Christus, unserm Erlöser und Herrn. Er muß sich „von den Götzen zu Gott bekehren, um dem lebendigen und wahren Gott zu dienen und seinen Sohn vom Himmel her zu erwarten, Jesus, unsern Retter vor dem kommenden Zorngericht“ (vgl. 1 Thess. 1, 9-10).

Die Bekehrung wird durch die Taufe besiegelt. Jesus hat die Taufe geboten mit den Worten: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Gehet also hin und machet zu Jüngern alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Wer glaubt und sich taufen läßt, wird gerettet werden“ (vgl. Matth. 28, 18-19; Mark. 16, 16). Darum muß jeder, der sich bekehrt, sich taufen lassen.

Überlege: 1. Was tut Gott, damit die Menschen sich bekehren? 2. Was tut ein Mensch, wenn er sich bekehrt? 3. Wodurch wird die Bekehrung besiegelt?



III. Mit welchen Worten hat Jesus die Taufe geboten?

Jesus hat die Taufe geboten mit den Worten: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Gehet also hin und machet zu Jüngern alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Für mein Leben: Viele Menschen haben die Botschaft Gottes noch nicht vernommen. Ich will täglich darum beten, daß sie sich bekehren und daß Gott so immer mehr verherrlicht werde.

Aus dem Leben der Kirche: In urchristlicher Zeit wurden vor allem Erwachsene getauft. Sehr früh aber ließ man auch schon die Kinder taufen. Die Kindertaufe wurde später allgemeine Pflicht. Christliche Eltern bringen darum ihre Kinder schon bald nach der Geburt zur heiligen Taufe. Sie haben die Pflicht, ihre Kinder im Glauben zu unterrichten und zu einem christlichen Leben anzuleiten.

Aufgaben: 1. Welche biblischen Geschichten berichten von Bekehrungen zum Glauben? 2. Lies in der Heiligengeschichte die Bekehrung des heiligen Augustinus! (Fest am 28. August.) 3. Denke dir ein Gebet um die Bekehrung der Heiden aus!

62. Die Spendung der Taufe

Der Diakon Philippus verkündete dem Hofbeamten der Königin von Äthiopien auf der Straße nach Gaza die Frohe Botschaft von Jesus. Als sie so auf der Straße dahinfuhren, kamen sie an ein Wasser. „Da ist ja Wasser“, rief der Kämmerer, „was hindert, daß ich getauft werde?“ Philippus erwiderte: „Wenn du aus ganzem Herzen glaubst, darf es geschehen.“ Jener bekannte: „Ich glaube, daß Jesus Christus der Sohn Gottes ist.“ Er ließ den Wagen halten, beide stiegen hinab ins Wasser, und Philippus taufte den Kämmerer (vgl. Apg. 8, 26-38).

+

Vor der Taufe widersagt der Täufling dem Satan und allen Sünden und bekennt den Glauben an Christus und seine göttliche Lehre; damit gelobt er, als Christ zu leben und zu sterben. Dieses Versprechen nennen wir das Taufversprechen oder das Taufgelübde. Bei der Kindertaufe legen es die Paten im Namen des Kindes ab.

Dann gießt der Taufende Wasser über das Haupt des Täuflings und spricht zugleich die Worte: „Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ – Die Taufe kann auch durch Untertauchen gespendet werden.



Das Übergießen mit Wasser deutet an, daß die Taufe ein Bad ist, durch das wir von den Sünden gereinigt werden. Die Worte bedeuten, daß wir in der Taufe dem dreieinigen Gott geweiht werden: dem Vater, der uns erschaffen hat, dem Sohn, der uns erlöst hat, und dem Heiligen Geist, der uns heiligt.

Die Taufe soll vom Pfarrer oder seinem Stellvertreter gespendet werden, wenn möglich in der Kirche. Wenn der Täufling in Todesgefahr ist und der

Pfarrer nicht schnell genug kommen kann, muß irgendein anderer das Kind taufen. Jeder Mensch kann gültig taufen, wenn er die Taufe spendet, wie die Kirche es vorschreibt (Nottaufe).

Überlege: 1. Worauf deutet bei der Taufe das Übergießen mit Wasser hin? 2. Was bedeuten die Taufworte? 3. Wer soll für gewöhnlich die Taufe spenden? 4. Wo soll die Taufe nach Möglichkeit gespendet werden? 5. In welchem Fall darf und muß irgendein anderer die Taufe spenden? 6. Wie spendet man die Nottaufe?

112. Was gelobt der Täufling vor der Taufe?

Der Täufling widersagt dem Satan und allen Sünden, bekennt den Glauben an Jesus Christus und gelobt, als Christ zu leben und zu sterben.

113. Wie wird die Taufe gespendet?

Der Taufende gießt Wasser über das Haupt des Täuflings und spricht zugleich die Worte: „Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

114. Wer kann gültig taufen?

Jeder Mensch kann gültig taufen.

Für mein Leben: Wenn ich Weihwasser nehme, will ich dankbar an meine Taufe denken und andächtig sprechen: „Es segne mich der allmächtige Gott, der Vater und der Sohn und der Heilige Geist.“

Aus dem Leben der Kirche: Am Sonntag besprengt der Priester zu Beginn des Hauptgottesdienstes die Gläubigen mit Weihwasser. Dabei sollen wir unsere Sünden bereuen und an unsere Würde als Getaufte denken.

2. **Beschwörung.** Seit der Sünde der ersten Menschen hat der Satan Macht über die Menschen. Darum bläst der Priester dreimal in das Angesicht des Kindes und gebietet dem Satan, zu weichen und dem Heiligen Geist Raum zu geben.

3. **Besiegelung mit dem Kreuz.** Der Priester zeichnet das Kreuz auf Stirn und Brust des Täuflings.

4. **Handauflegung.** Der Priester legt dem Täufling die Hand auf und nimmt ihn dadurch für Christus in Besitz.

5. **Darreichung des Salzes.** Der Priester reicht dem Täufling geweihtes Salz. Wie Salz vor Fäulnis bewahrt, so soll ihn der Glaube vor der Sünde bewahren.

6. **Beschwörung.** Der Priester befiehlt dem Satan nochmals, vom Täufling abzulassen, er zeichnet auf die Stirn des Täuflings das Kreuz als Siegel Christi und gebietet dem Satan, es nie zu verletzen.

Einzug in die Kirche. Der Priester legt dem Täufling das Ende der Stola auf und führt ihn in das Gotteshaus mit den Worten: „Tritt ein in Gottes Heiligtum, auf daß du Gemeinschaft habest mit Christus zum ewigen Leben.“

Vor der Taufkapelle

1. **Glaubensbekenntnis und Vaterunser.** Alle sprechen gemeinsam das Glaubensbekenntnis und das Gebet des Herrn.

2. **Beschwörung.** Der Priester befiehlt dem Satan noch einmal, vom Täufling abzulassen, damit der Täufling nun ein Tempel des lebendigen Gottes werde.

3. **Öffnung der Sinne.** Der Priester berührt Ohren und Nase des Täuflings und spricht dabei: „Ephpheta“ (d. h. öffne dich). Die Sinne des Täuflings sollen für Gott geöffnet werden.

4. **Absage an den Satan.** Der Priester fragt: „Widersagst du dem Satan?“ – „Und all seinen Werken?“ – „Und all seinem Gepränge?“ Jedemal antworten die Paten: „Ich widersage.“

5. **Salbung mit Tauföl.** Der Priester salbt den Täufling auf der Brust und zwischen den Schultern mit heiligem Öl. Der Täufling soll für den Kampf gegen den Satan gestärkt werden.

In der Taufkapelle

1. **Bekenntnis des Glaubens.** Am Taufbrunnen läßt der Priester die Paten noch einmal den Glauben bekennen.

2. **Die Taufe.** Nun gießt der Priester dreimal in Kreuzesform Taufwasser über das Haupt des Täuflings und spricht dabei die Taufworte.

Die Taufpaten haben ein heiliges Amt. Sie sollen bei der christlichen Erziehung des Kindes mithelfen, vor allem wenn die Eltern vorzeitig sterben oder ihre Elternpflichten nicht erfüllen. Darum müssen die Paten katholisch sein und ihre Pflichten als katholische Christen erfüllen. Vater und Mutter können nicht Paten ihrer eigenen Kinder sein.

Der Taufname: Die Eltern sollen ihrem Kinde den Namen eines Heiligen geben. Dieser Heilige ist dann der Namenspatron des Kindes, sein Vorbild und sein Fürsprecher.

Christlicher Brauch: In einer christlichen Familie sollte jedes Kind seine eigene Taufkerze haben. Sie kann am Taufstag und am Namenstag angezündet werden und vielleicht einmal als Sterbekerze brennen.

Aufgaben: 1. Wo lesen wir in der Apostelgeschichte, daß Neubekehrte getauft wurden? 2. Zeichne alle Dinge, die bei der Taufe gebraucht werden! 3. Beschreibe den Taufstein in unserer Pfarrkirche! 4. Zeichne ihn! 5. Wann wird das Taufwasser geweiht? 6. Was machst du, wenn ein ungetauftes Kind in Todesgefahr ist und der Priester nicht rechtzeitig kommen kann? 7. Wann hast du Namenstag? 8. Wann ist dein Taufstag?



DIE FEIERLICHE TAUFUNG DER KINDER

An der Kirchentür

1. **Die ersten Fragen:** Der Priester: „Wie soll dieses Kind heißen?“ Die Paten nennen den Namen. Der Priester: „Was begehrt du von der Kirche Gottes?“ Die Paten: „Den Glauben.“ Der Priester: „Was gewährt dir der Glaube?“ Die Paten: „Das ewige Leben.“

3. **Die Salbung mit Chrisam.** Der Priester salbt den Täufling mit Chrisam auf dem Scheitel. Diese Salbung zeigt an, daß der Täufling jetzt ein Christ ist und am Königtum und Priestertum Christi Anteil hat.

4. **Das weiße Kleid.** Der Priester reicht dem Täufling ein weißes Kleid mit den Worten: „Empfange das weiße Kleid und bring es makellos vor den Richterstuhl unseres Herrn Jesus Christus, auf daß du das ewige Leben habest.“

5. **Die brennende Kerze.** Der Priester reicht dem Täufling eine brennende Kerze mit den Worten: „Empfange das brennende Licht und unadelig bewahre deine Taufe. Halte die Gebote Gottes. Wenn dann der Herr zur Hochzeit kommt und mit ihm alle seine Heiligen am himmlischen Hof, dann kannst du ihm entgegengehen, und du wirst leben in Ewigkeit.“ Darauf entläßt der Priester den Täufling mit dem Friedensgruß.



WIE DIE NOTTAUFE GESPENDET WIRD

Wenn ein ungetauftes Kind (oder ein Taufbewerber) in Todesgefahr ist, soll sofort ein Priester gerufen werden. Ist zu befürchten, daß das Kind stirbt, bevor der Priester eintrifft, muß irgendein anderer die Taufe spenden. Es wäre unverantwortlich, die Taufe zu verschieben. Für die Nottaufe genügt gewöhnliches Wasser; doch soll man Weihwasser nehmen, wenn es zur Hand ist. Der Taufende gießt das Wasser über das Haupt des Täuflings und spricht zugleich die Worte: „Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Die Nottaufe muß dem Pfarrer gemeldet werden, damit er sie ins Taufbuch eintrage. – Wenn das Kind am Leben bleibt, werden die Zeremonien der feierlichen Taufe nachgeholt.

63. Die Taufe ist die Quelle

des neuen Lebens



Ein jüdischer Ratsherr, mit Namen Nikodemus, kam bei Nacht zu Jesus, um ihn über das Reich Gottes zu befragen. Jesus sprach zu ihm: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Wenn jemand nicht von neuem geboren wird, kann er das Reich Gottes nicht schauen.“ Nikodemus entgegnete ihm: „Wie kann denn ein Mensch geboren werden, wenn er schon alt ist? Kann er etwa ein zweites Mal geboren werden?“ Jesus erwiderte: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem Heiligen Geist, kann er in das Reich Gottes nicht eingehen“ (vgl. Joh. 3, 1–5).

+

In der Taufe reinigt uns Christus von der Erbschuld sowie allen persönlichen Sünden und erlöst uns alle Sündenstrafen. Ohne unser Verdienst wird uns alle Schuld vergeben, weil Christus am Kreuz für uns gestorben ist.

In der Taufe schenkt uns Christus ein neues Leben, das Gnadenleben. Durch dieses Leben sind wir Kinder Gottes, Brüder und Schwestern Christi und Erben des ewigen Lebens. Weil uns in der Taufe ein neues Leben geschenkt wird, heißt die Taufe auch das Sakrament der Wiedergeburt.

In der Taufe nehmen der Vater und der Sohn und der Heilige Geist in uns Wohnung. Der Getaufte ist ein Tempel Gottes.

Wer in der Taufe ein Kind Gottes wird, muß auch als Kind Gottes leben. Dazu gibt ihm Gott neue, bleibende Fähigkeiten, vor allem die göttlichen Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe. Außerdem nimmt sich Gott seiner besonders an und schenkt ihm das ganze Leben hindurch viele helfende Gnaden.

In der Taufe prägt Christus unserer Seele ein unauslöschliches Merkmal ein; daher können wir sie nur einmal empfangen. Durch dieses Merkmal wird besiegelt, daß wir Jünger Christi sind, für immer zu ihm gehören und an seiner Aufgabe Anteil haben. Wir werden Glieder seines geheimnisvollen Leibes und in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen. Wir werden Christen. Als Getaufte erlangen wir das Recht, an der Eucharistiefeyer teilzunehmen und die Sakramente zu empfangen.

Vor der Taufe können wir kein anderes Sakrament empfangen. Die Taufe ist das erste Sakrament.

Die Taufe ist auch das notwendigste Sakrament. Christus hat gesagt: „Wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem Heiligen Geist, kann er in das Reich Gottes nicht eingehen“ (Joh. 3, 5). Deshalb schreibt die Kirche vor: „Die Kinder sollen möglichst bald getauft werden“ (Can. 770).

Überlege: 1. Was werden wir durch die Taufe? 2. Warum heißt sie das Sakrament der Wiedergeburt? 3. Wer nimmt bei der Taufe in uns Wohnung? 4. Welche Fähigkeiten hat uns Gott in der Taufe gegeben? 5. Warum können wir die Taufe nur einmal empfangen? 6. In welche Gemeinschaft werden wir durch die Taufe aufgenommen? 7. Was schreibt die Kirche über die Taufe der Kinder vor?

115. Was wirkt Christus in der Taufe?

In der Taufe nimmt Christus alle Sünden und Sündenstrafen von uns weg und schenkt uns das Gnadenleben und viele andere Gnaden.

116. Mit welchen Worten sagt Jesus, daß die Taufe das notwendigste Sakrament ist?

Jesus sagt: „Wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem Heiligen Geist, kann er in das Reich Gottes nicht eingehen.“

Für mein Leben: „Durch das Sakrament der Taufe wurdest du ein Tempel des Heiligen Geistes. Verdreibe nicht durch eine schwere Sünde einen so hohen Gast aus deinem Herzen!“ (Papst Leo der Große.)

Wort Gottes: „Wir wurden durch die Taufe mit Christus begraben, damit, wie Christus von den Toten auferweckt ward, auch wir in einem neuen Leben wandeln“ (Röm. 6, 4). — „Er hat uns durch sein Blut reingewaschen von unseren Sünden und uns zu einem Königtum gemacht, zu Priestern für Gott, seinen Vater“ (Offb. 1, 5 6).

Aus dem Leben der Heiligen: Der heilige König Ludwig von Frankreich sagte oft: „Die kleine Schloßkapelle, in der ich getauft wurde, gilt mir mehr als der Dom zu Reims, in dem ich zum König gekrönt wurde. Denn in der Taufe wurde ich ein Kind Gottes, und das ist mehr als die Königswürde.“

Können die Ungetauften in den Himmel kommen? Wer die Taufe aus eigener schwerer Schuld bis zum Tode ablehnt, kann nicht in den Himmel kommen. — Wer vor der Taufe den Märtyrertod stirbt, wird dadurch geheiligt und erhält im Himmel die Märtyrerkrone (Bluttaufe). — Wer seine Sünden aus Liebe zu Gott bereut und die Taufe begehrt, jedoch vor der Taufe stirbt, kommt in den Him-

mel; er wird gerettet durch das Verlangen nach der Taufe (Begierdetaufe). Auch wer nicht weiß, daß Christus die Taufe geboten hat, kann in den Himmel kommen, wenn er seine Sünden aus Liebe zu Gott bereut und bereit ist, alles zu tun, was Gott von ihm will; denn in dieser Bereitschaft ist das Verlangen nach der Taufe eingeschlossen. Alle Ungetauften, die gerettet werden, werden durch die Gnade Christi gerettet.

Aufgaben: 1. Was sagen uns die Lesungen der Osternacht über die Taufe? 2. Welche Rechte haben wir als Getaufte? 3. Welche Pflichten haben wir als Getaufte? 4. Zeichne eine Taufkanne, ein Taufkleid und eine Taufkerze! 5. Sammelt eine Taufspende für ein Heidenkind!

64. Der Glaube

Als Jesus den Juden geoffenbart hatte, daß er ihnen sein Fleisch und Blut zur Speise geben wolle, zogen sich viele seiner Jünger zurück und gingen nicht mehr mit ihm. Da fragte Jesus die Zwölf: „Wollt auch ihr gehen?“ Simon Petrus antwortete: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Wir haben geglaubt und erkannt, daß Du der Sohn Gottes bist“ (vgl. Joh. 6, 53–69).

+

Unser himmlischer Vater hat uns seine göttlichen Geheimnisse geoffenbart. Alles, was er sagt, ist wahr; denn er ist die ewige Wahrheit; er kann nicht irren und nicht lügen. Darum müssen wir alles, was Gott geoffenbart hat, gehorsam annehmen, es fest für wahr halten und darauf unser Leben bauen: wir müssen Gott glauben.

Gott hat sich vor allem durch seinen Sohn Jesus Christus geoffenbart. Nur wer ihn kennt, kennt auch den Vater. Darum müssen wir Christi Wort hören und sein heiliges Leben, sein Sterben und seine Verherrlichung betrachten.

Was Gott geoffenbart hat, lehrt uns die katholische Kirche. „Durch die Kirche soll die mannigfache Weisheit Gottes kund werden“ (Eph. 3, 10). Darum müssen wir auf die Kirche hören und alles glauben, was sie uns zu glauben befiehlt.

Ohne die Gnade Gottes können wir nicht glauben. Der heilige Paulus sagt: „Durch Gnade seid ihr zum Heil gekommen auf Grund des Glaubens; nicht euer Verdienst ist es; es ist Gottes Geschenk“ (Eph. 2, 8). Darum müssen wir oft um die Gnade Gottes beten. In der Taufe ist uns durch den Heiligen Geist die Gabe des Glaubens geschenkt worden. Sie ist gleichsam ein neues Auge, mit dem wir schon jetzt die Geheimnisse Gottes wahrnehmen können.

Was wir jetzt glauben, werden wir einst schauen. In der ewigen Heimat wird Gott sich uns von Angesicht zu Angesicht zeigen, und wir werden mit unermeßlicher Freude erkennen, wie herrlich und gut er ist.

Überlege: 1. Durch wen hat Gott sich vor allem geoffenbart? 2. Warum müssen wir alles glauben, was uns die Kirche lehrt? 3. Warum müssen wir um den Glauben beten? 4. Wann werden wir schauen, was wir jetzt glauben?

117. Was müssen wir glauben?

Wir müssen alles glauben, was Gott geoffenbart hat.

118. Warum glauben wir alles, was Gott geoffenbart hat?

Wir glauben alles, was Gott geoffenbart hat, weil Gott die ewige Wahrheit ist: er kann nicht irren und nicht lügen.

119. Wer lehrt uns, was Gott geoffenbart hat?

Was Gott geoffenbart hat, lehrt uns die katholische Kirche.

Für mein Leben: Der Glaube macht mich sehend für Gottes verborgene Herrlichkeit. Nie will ich mich durch den Unglauben blind machen lassen!

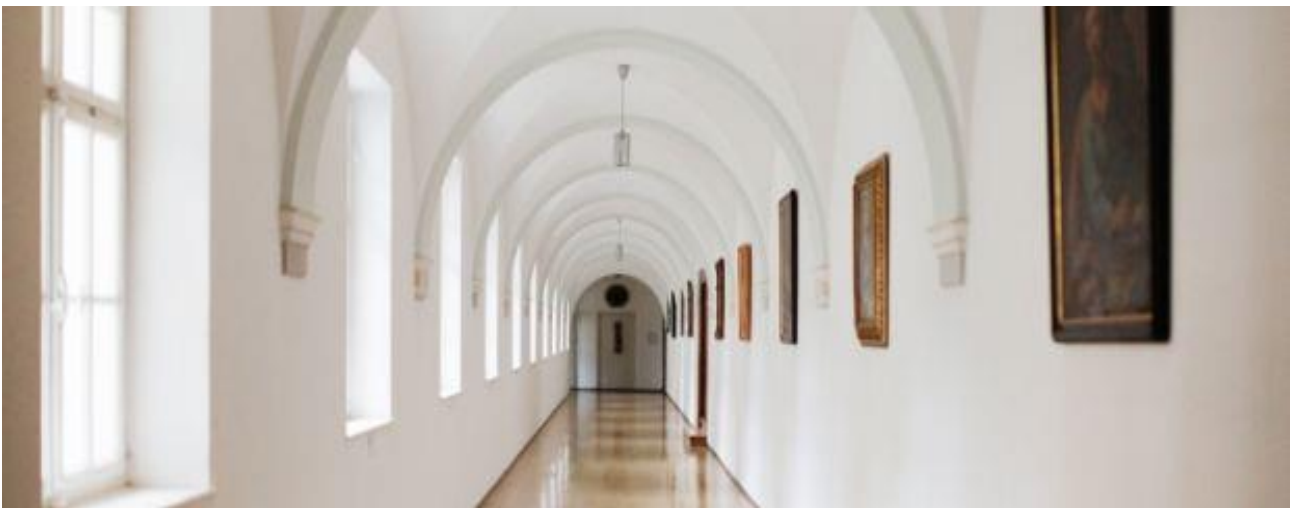
Wort Gottes: „Selig, die nicht sehen und doch glauben“ (Joh. 20, 29). — „Jetzt sehen wir in einem Spiegel, rätselhaft, dann aber von Angesicht zu Angesicht; jetzt erkenne ich stückweise, dann aber werde ich erkennen, wie auch ich erkannt bin“ (1 Kor. 13, 12).

Wortklärung: Manchmal bedeutet das Wort „glauben“ soviel wie vermuten, z. B. wenn wir sagen: Ich glaube, daß es regnen wird. Wenn wir aber sagen: Ich glaube, was mir mein Freund gesagt hat, dann bedeutet das Wort „glauben“: etwas fest für wahr halten auf das Wort eines anderen hin. In diesem Sinne ist das Wort „glauben“ gemeint, wenn wir bekennen: Ich glaube, was Gott geoffenbart hat: Wir halten etwas fest für wahr, weil Gott, die ewige Wahrheit, es uns gesagt hat.

Aufgaben: 1. Warum ist Abraham ein Vorbild des Glaubens? 2. Bei welchen Gelegenheiten hat Maria ihren Glauben gezeigt? 3. Wie haben die Apostel und die ersten Christen ihren Glauben bekannt? 4. Nenne Märtyrer und berichte, wie sie ihren Glauben bekannt haben!

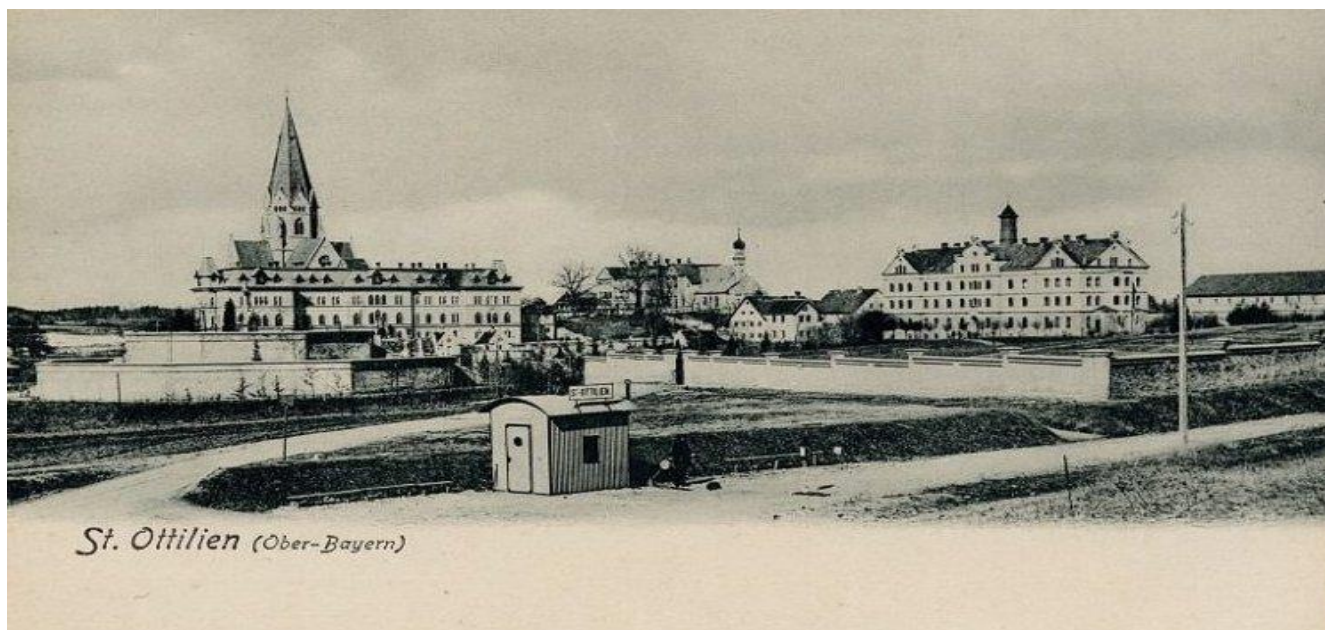


„Auch wer nicht weiß, dass Jesus die Taufe geboten hat, kann in den Himmel kommen, wenn er seine Sünden aus Liebe zu Gott bereut und bereit ist, alles zu tun, was Gott von ihm will, denn in dieser Bereitschaft ist er nach der Taufe eingeschlossen. Alle Ungetauften, die gerettet werden, werden durch die Gnade Christi gerettet.“ Dieser Satz war widersprüchlich und reizte mich zu einer Frage an Pater Emmanuel, was mit denen geschehen wird, die von Gott, Sünde und der Möglichkeit der Erlösung nichts wissen, weil sie Heiden sind und in den Dschungeln Afrikas fernab von einer Missionsstation ohne Zugang zur Erlösung durch die Taufe leben. Die Frage hatte er nicht erwartet und ich merkte es ihm an, als seine Antwort kam: Auch Nichtwissen kann Sünde sein und wird bestraft. Selbst in letzter Minute könne ein Missionar einen Ungläubigen durch eine Nottaufe vor der ewigen Verdammnis retten. Das sei selbst in der Wüste ohne Wasser durch Spucke mit der Taufformel möglich. Als die halbe Klasse daraufhin lachte, spuckte ich auf meinen Zeigefinger und taufte meinen Banknachbarn im Namen von Adenauer, Kennedy und Krustschow indem ich ein feuchtes Kreuz auf seine Stirn zeichnete. Das kam bei Pater Emmanuel gar nicht gut an. Er war sehr groß, aber bewegte sich meist mit hängenden Schultern und gesenktem Kopf, mit dem er jeden Blickkontakt vermied. Als ein paar Klassenkameraden anfangen zu lachen, reckte er sich zu voller Größe und richtete seine Augen voller Empörung auf mich. Das Urteil kam schnell: Knien neben der Schulbank auf dem harten Holzparkett für die restlichen zwanzig Minuten des Unterrichts. Die Strafe folgte nachdem das Klassenzimmer leer war. Ich musste den Abschnitt 62 über „die Spendung der Taufe“ ohne die Aufgaben zweimal per Hand abschreiben und ihm die Abschriften am Sonntag um 16 Uhr im Kloster abliefern. Einen Text von vier Druckseiten mit dem Füllfederhalter abzuschreiben war während der Regelzeiten unseres Tagesablaufs kaum möglich.



Es waren noch drei Wochen bis zu den Osterferien und der Josephstag, der einzige unterrichtsfreie Tag vor Ostern, fiel auf einen Samstag und ich wollte an diesem Tag einen Tagesausflug nach Hohenpeißenberg unternehmen. In der zweiten Märzwoche, entschieden sich Fritzi und Emmi, der drittälteste Sohn vom Lenzenbauer, mich in St. Ottilien mit einem Besuch zu überraschen. Sie reisten also am Samstag vormittags per Bahn an und der Bahnhofsvorsteher schickte sie zum Seminargebäude, wo sie beim Pförtner des Seminars ihren Besuch beantragten. Die Satzung enthält folgende Regelung: „Die Zöglinge dürfen von ihren Angehörigen jederzeit Besuch empfangen. Selbstverständlich empfehlen sich als Besuchszeit am besten Sonn- und Feiertage. Ein Besuch wird zuerst ins Sprechzimmer geführt, bei Pater Rektor gemeldet und dann auf seine Weisung hin der Zögling gerufen.“ Der zwölfte März war ein schnee-, regen- und sonnenfreier Tag. Mit dem Mittagsläute und dem „Ave Maria“ wurde ich aus dem Klassenzimmer gerufen, um im Sprechzimmer Fritzi und Emmi zu treffen, die sich über ihren Überraschungseffekt freuten. Fritzi behauptete später, der Erzabt persönlich habe ihn und Emmi empfangen und er habe den Ring des Erzabtes geküsst, was natürlich nicht stimmte. Aber das Büro des Regens war imposant und Fritzi machte wie üblich mehr daraus. Er war damals noch nicht sechzehn Jahre alt, trug eine amerikanische Stiftenkopf-Frisur und benahm sich wie ein achtzehnjähriger vor dem Abitur und war bereits konfirmierter Protestant. Ich nehme an, dass er das auch Pater Regens erzählte. Ich konnte auch Emmis Gesicht sehen, wie er treuherzig zu Pater Regens sagte:

„Ich bin katholisch, gefirmt und auch aus Hohenpeißenberg.“ Was immer sie auch sagten, ich ahnte wie ihr Besuch bei den „Schwarzkitteln“, wie Fritzi und Emmi die Patres nannten, ankam: nicht gut. Bevor ich meine Besichtigungstour durch Kloster, Kirche und Museum beginnen konnte, mussten Fritzi und Emmi als erstes zu einer Brotzeit im Klostergasthof. Ich fand das ziemlich verwegen, aber sie redeten das Risiko klein.



Die Satzung sagt zwar eindeutig: „In Gaststätten am Studienort dürfen Zöglinge nicht mit genommen werden“, aber kaum jemand hielt sich an diese Regel. Fritzi und Emmi, beide unter sechzehn Jahre alt, aßen Wurstsalat, tranken Bier und rauchten hinterher, während ich vor einer Bluna saß und sie Witze über ‚Schwarzkittel‘ machten, mich erwartungsvoll anstarrten und auf meine Reaktion warteten. Einer davon lautete „Was macht ein Mönch ohne Bier? Er wickst für vier.“ Beide sahen mich aufmunternd an, warteten auf einen Lacher und da ich keine Ahnung hatte, wovon sie redeten, tat ich so als ob und die beiden begannen zu lachen und hörten erst auf, als sie merkten, dass mir nicht nach Witzen ist. Ich wollte wissen wie es der Mutter geht. Fritzi meinte, sie werde rund und runder, sei aber wohlauf und jetzt im neunten Monat. Dann grinste er ich mich an, sagte: „Kannst ja schon mal das Taufen üben!“, schlug mir auf die Schulter und verschwand am Bahnhof mit Emmi im roten Schienenbus Richtung Weilheim. Wie konnte er das wissen? Ich habe ihm nichts davon erzählt. Aber er hat Recht: wenige Monate nach der Geburt wird getauft. Um drei Uhr nach Mittag eilte ich mit einem unangenehmen Gefühl zurück ins Seminar. Es war Studierzeit und ich machte mich daran die zweite handschriftliche Abschrift des Abschnitts „Die Spendung der Taufe“ zu Ende zu bringen

„Die Taufpaten haben ein heiliges Amt. Sie sollen bei der christlichen Erziehung mithelfen vor allem wenn die Eltern vorzeitig sterben oder ihre Elternpflichten nicht erfüllen. Darum müssen die Paten katholisch sein und ihre Pflichten als katholische Christen erfüllen.“ Es sind auch die Taufpaten, die die ersten Fragen des Priesters an der Kirchentür beantworten und später „am Taufbrunnen auf Geheiß des Priesters noch einmal den Glauben bekennen.“ Da ich als Protestant getauft wurde, waren meine Taufpatinnen Tante Traudi und Gräfin von der Recke nicht katholisch. Letztere ist auch seit meiner Taufe nie wieder aufgetaucht, weil sie, wie meine Mutter sagte, „nach Amerika ausgewandert ist.“ Nach dem Übertritt zur katholischen Kirche, wurde ich nicht noch mal getauft und es gab auch keine Rückfrage bei meinen Paten. Nächstes Jahr habe ich allerdings eine weitere Chance einen Paten zu kriegen, aber der Firmpate muss drei Voraussetzungen erfüllen: „Er muss katholischen Glaubens sein und selbst gefirmt sein. Ein Firmpate sollte ein Vorbild für den Firmling sein, an dem er sich im Glauben orientieren kann. Um dies zu gewährleisten und dem Firmling auch Impulse für ein erfülltes Leben geben zu können, sollte der Pate Kontakt zum Firmling halten - vor und nach der Firmung.“ Das war dieses Jahr kein Thema, aber es würde nächstes Jahr auf mich zu kommen.

Aber das kümmerte Pater Emmanuel nicht sehr, als ich Sonntagnachmittag zum ersten Mal das Hauptgebäude des Klosters betrat, um ihm in seiner Zelle das bisherige Ergebnis meiner Bemühungen vor zu legen. Dort lebte er mit einem Bücherregal, einem Schreibtisch, einem sorgfältig abgedecktem Bett und einem Besucherstuhl, auf dem zu sitzen er mich aufforderte, während er meine Abschriften durchsah und meinen gestammelten Entschuldigungen für meine Unzulänglichkeiten, die zweite Abschrift zu vollenden zuhörte. Seine buschigen Augenbrauen sträubten sich und seine Nasenflügel weiteten sich wie die eines Pferdes, das keinen Hafer mehr in der Krippe findet. Sein Zorn wurde in seinen Augen sichtbar, als er mir meine Abschriften zurückgab und sein Urteil fällte: Ich sollte die zweite Abschrift zu Ende bringen und als Strafe eine weitere Abschrift nach dem Josephstag am Sonntag den 20. März um 15 Uhr vorlegen. Er ließ keine Drohung folgen, sondern entließ mich mit einem Blick wie Pater Wolfram, als er mich ohne Schläge zurück in den Studiersaal schickte: ‚Noch sowas und du fliegst raus!‘ Ich wusste inzwischen, dass die Ohren und Augen des Klosters groß waren und vieles registriert wurde, was ich tat. Also tat ich in der Woche bis zum Josephstag alles, um nach meiner Rückkehr am Sonntag fürs erste Pater Emmanuel nicht zu enttäuschen und schrieb den Abschnitt über „die Spendung der Taufe“ zum dritten Mal mit meinem Pelikan Füllfederhalter, den ich inzwischen bei einem Preisausschreiben, das ich durch die Einsendung eines knalle bunt gemalten Pelikans auf einem Palmenzweig gewonnen hatte, obwohl Pelikane nicht bunt sind oder auf Palmen leben.



„Die besondere Verehrung des heiligen Josef, des Bräutigams der Gottesmutter, entwickelte sich im Mittelalter. Der 19. März als Datum findet sich zuerst im 12. Jahrhundert. 1870 erklärte Papst Pius IX. den hl. Josef zum Schutzpatron der ganzen Kirche. Der hl. Josef ist nach seinem aus der Bibel überlieferten Beruf als Zimmermann auch der Patron der Arbeiter, insbesondere der Handwerker, hier wiederum der Zimmerleute und Schreiner. Außerdem gilt er auch als Schutzpatron der jungfräulichen Menschen und der Ehe.“ Der heilige Joseph ist also so etwas wie ein bunter Pelikan, dachte ich als ich an Joseffi um neun Uhr morgens zum Bahnhof ging, um mit dem Schienenbus am Ammersee entlang nach Hohenpeißenberg zu fahren. Es war ein ekliger, feuchter und grauer Tag unter tiefhängenden Wolken. Die Wellen des Sees schwappten wie flüssiges Blei. Auch meine Gedanken waren zähflüssig. Den heiligen Joseph hat es scheinbar nicht gestört, dass seine Frau vom heiligen Geist schwanger wurde, um den Sohn Gottes zu gebären. Er war wohl ein bärtiger, schweigsamer und aufrechter Handwerker. Hatte Jesus ihn im Sinn, als er am Holzkreuz klagte, dass ihn sein Vater verlassen hätte? Gestern hatte ich, während der dritten Abschrift des Abschnittes über die Spendung der Taufe, ähnlich sperrige Fragen. Der zweite Akt an der Kirchentür ist die Beschwörung: „Die Taufe ist der Beginn der Erlösung. Seit der ersten Sünde der Menschen hat der Satan Macht über die Menschen.“ Am Kircheneingang bläst der Priester dreimal in das Angesicht des Kindes und gebietet dem Satan zu weichen und dem heiligen Geist Raum zu geben. Dritter Akt: Besiegelung mit dem Kreuz: Der Priester zeichnet das Kreuz auf Stirn und Brust des Täuflings.“ Dem folgt die Handauflegung, die Darreichung des Salzes und eine weitere Beschwörung: „Der Priester bittet den Satan nochmals vom Täufling abzulassen. Er zeichnet auf die Stirn des Täuflings ein Kreuz als Siegel Christi und gebietet dem Satan es nie zu verletzen.“

Johannes der Täufer hat Jesus getauft. Die Taufe wurde damals durch Eintauchen des ganzen Körpers in das Wasser des Jordan vollzogen. Johannes der Täufer rief angesichts des kommenden Gottesgerichts und der

Wiederkehr des Messias zur Umkehr und zur Taufe als Sündenvergebung auf. Zur Bußtaufe des Johannes gehörten das Bekenntnis von Schuld und die Bitte um Vergebung. Nach den Evangelien wurde Johannes ins Gefängnis geworfen, kurz nachdem er Jesus getauft hatte, d.h. zu Anfang der öffentlichen Wirksamkeit Jesu. Der Grund für die Gefangennahme war nach den Evangelien, dass Johannes König Herodes Antipas dafür kritisiert hatte, dass er die Frau seines Bruders geheiratet hatte. Bis zu seiner Enthauptung hielt Herodes ihn auf seiner Grenzfestung Machaerus am Toten Meer gefangen. Jesus predigte genau wie Johannes die Umkehr; während aber bei Johannes das Kommen des Messias im Zeichen des Gerichts stand, sah Jesus die Herrschaft Gottes im Zeichen von Liebe und Erbarmen. Kurze Jahre später wurde Jesus nicht enthauptet, sondern endete am Kreuz, umringt von römischen Legionären, die um seine Kleidung wüffelten.

Was wusste Joseph vom Leben und Tod seines Sohnes? Joseph war nicht nur Zimmermann, sondern ein lückenloser Stammbaum verbindet ihn mit David, dem König der Juden, und geht sogar zurück bis zu Abraham, dem Gründervater des Geschlechtes, wie der Evangelist Matthäus auflistet. " Jakob zeugte Joseph, den Mann Marias, von welcher geboren ist Jesus." Joseph wird als Vater indirekt nochmal vom Evangelisten Lukas erwähnt: Der zwölfjährige Jesus pilgerte mit seinen Eltern zum Paschafest von Nazareth nach Jerusalem. Nach den Festtagen machten sich seine Eltern mit ihrer Pilgergruppe wieder auf den Heimweg. Jesus aber blieb in Jerusalem zurück, ohne dass seine Eltern es merkten, da sie ihn irgendwo in der Pilgergruppe vermuteten. Erst nach einer Tagesreise vermissten und suchten sie ihn. Nach drei Tagen schließlich fanden sie Jesus im Tempel, wo er mitten unter den Schriftgelehrten saß, ihnen zuhörte, Fragen stellte und alle mit seinem Verständnis in Erstaunen versetzte. Auf die Frage seiner Mutter „Kind, wie konntest du uns das antun? Dein Vater und ich haben dich voll Angst gesucht!“ antwortete Jesus:



„Warum habt ihr mich gesucht? Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meinem Vater gehört?“ Aber nicht nur Joseph kommt im Neuen Testament nicht oft vor, sondern auch Satan oder der Teufel finden wenig Erwähnung. Es gibt die Versuchung Jesu am Ende seiner Fastenkur in der Wüste durch den Teufel. Im Evangelium nach Matthäus heißt es, dass nur unmittelbar nach der Taufe durch Johannes, „der Geist Jesus in die Wüste trieb. Dort lebte er vierzig Tage lang und wurde vom Satan in Versuchung geführt. Als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, bekam er Hunger.“ Nun trat der Versucher an ihn heran und nachdem er ihm vom Brot bis zu Reichtum und Weltherrschaft alles angeboten hatte worüber er angeblich verfügt, sagte er zu Jesus: „Das alles will ich dir geben, wenn du dich vor mir niederwirfst und mich anbetest. Da sagte Jesus zu ihm: Weg mit dir, Satan! Denn in der Schrift steht: Vor dem Herrn, deinem Gott, sollst du dich niederwerfen und ihm allein dienen. Darauf ließ der Teufel von ihm ab und es kamen Engel und dienten ihm.“ Zu dieser Zeit war Jesus nicht mehr zwölf, sondern fast dreißig Jahre alt.

In Weilheim konnte ich direkt aus dem Schienenbus auf dem Bahnsteig gegenüber in den Schienenbus nach Schongau umsteigen, der auch bald darauf losfuhr. Als ich in Hohenpeißenberg gegen elf Uhr ausstieg stapfte ich durch dicken Schneematsch auf dem Bahnsteig und der Bahnhofstrasse bergwärts. Es war wie bei meiner letzten Ankunft am ersten Tag der Weihnachtsferien. Unter dem bleigrauen Himmel und in feuchtem

Schneeregen lagen die Häuser und nackten Bäume in einem fahlen Licht, wie tote Kulissen. Aber diesmal stand selbst das Bergwerk unbelebt im Regen. Der Josefstag war in Bayern ein gesetzlicher Feiertag. Aber bei diesem Wetter blieb selbst der gewohnte Tourismus am Wochenende aus. Der Parkplatz am Schächten war fast leer. Die Metzgerei war geschlossen, die Kastanienbäume kahl, Tisch und Stühle verschwunden. Hinter dem Dorf, auf der glitschigen Bergstraße erreichte ich die Nebelgrenze. Der Hof vom Lenzenbauern und das Kurheim lagen bereits im Nebel. Schneeflocken verwandelten sich in Regentropfen und der Fußpfad an Hohenauers Gehöft vorbei zum Kücheneingang des Kurheims war voller Schneematsch und Rutschgefahr bis hin zur Arschbombe einschließlich unwillkommener Schlittenfahrt auf Knien und Händen. Über die Wiese



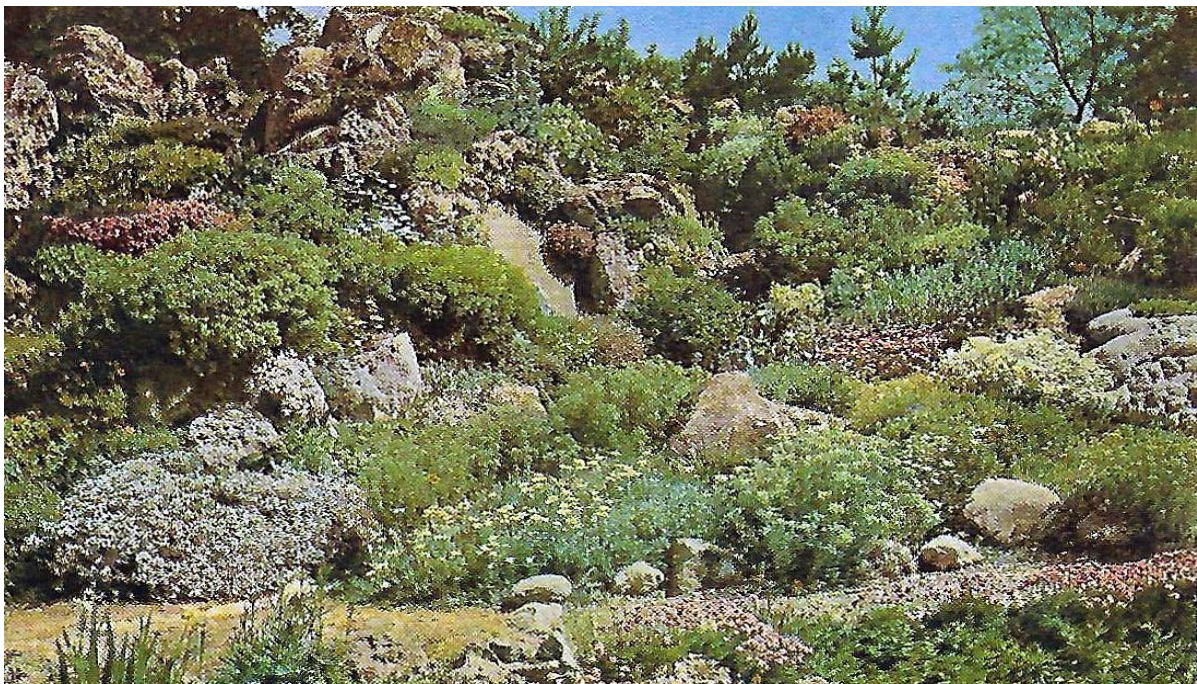
des Hangs vor der Küche, war auch keine Lösung und selbst die Autozufahrt, die nach der Kurve hinter dem Gehöft von Hohenauers bergan, auf der linken Seite der Bergstraße abzweigt, den Bach entlang und dann steil am Berg zum Haus führt, ist bei Schneematsch voller Tücken. Die Fahrspuren sind zwar mit dicken Steinen aus dem Bach befestigt, dazwischen und an den Rändern wächst jedoch Gras und der Weg ist glitschig und schlüpfrig. Der Fußpfad zur Küchentür war andererseits direkt ohne mehrfach abzurutschen nicht zu bewältigen. Man kann sich einen Hang auch nicht mit Skiern geradeaus bergan hochschieben. Dreht man die Richtung um 90 Grad und steigt mit den Skiern im Seitenschritt entlang des Berges in Serpentina hoch, reduziert man das Risiko einer Arschbombe deutlich. Also tat ich das in Schuhen, deren Leder durchweicht und mit dickem Krepp besohlt waren. Mit denen konnte ich seitwärts steigen und stand, nach satten zehn Minuten ohne Grasflecken auf meiner schwarzen Cordhose oder dem beigen Anorak, vor der Küchentür. Der Nebel war inzwischen so dicht, dass das Dorf nicht mehr zu sehen war. Rechts vom Eingang zur Küche stand auf einer Heizöltonne eine Büste von Beethoven. Aus der Küche klang das Klappern von Deckeln und dem Abklopfen von hölzernen Rührlöffeln. Die Fenster der Küchentür waren erhellt, aber die Doppeltür hatte Fenstergläser aus Glas mit einer sehr unregelmäßigen Oberfläche. Von Beethoven wusste ich damals nicht viel, außer dass er ein großer Komponist war, den unser Großvater wohl nicht sehr schätzte und dessen Büste im Vorhof der Küche abgestellt hatte. Angeblich sagte er dazu, dass die Büste dort ein

Dach über dem Kopf mit Bergblick hätte und das Gackern der Hühner und das Krähen des Hahnes eh nicht hören könne. Aber der Großvater war nicht mehr da. Er war vor zehn Jahren gestorben und seine Tochter ist seit zehn Jahren Halbwaise und seine Frau seit zehn Jahren Witwe.

Im nächsten Jahr wird sie achtzig Jahre alt werden. Bei meinem Besuch zu Allerheiligen hatte sie bei mir den Eindruck erweckt, dass sie sich zurück zieht und lieber in Murnau bei ihrem Sohn und ihren Enkelinnen verbringt, als im Kurheim mit fünf Jungs und Onkel Kreppel am Berg. Dort hat sie seit 1936 gelebt. Nachdem ihr Mann, unser Großvater, sich nach Ostfriesland zurückgezogen hat, um dort zu sterben, wurde ihr Kurheim erst von ihrer Tochter und meinem Vater als Café und nun von ihrer Tochter und Onkel Kreppel als Gästehaus bewirtschaftet. Nun wird sie also zum achten Mal Oma. Als ich so im Nebel stand und nachdenklich auf Opas Beethoven blickte, knarzte die Küchentür, erst die innere, dann die äußere, und meine Mutter kam mit einem Kübel voller Küchenabfälle in der Hand heraus, erschrak erst als sie mich sah, stellte aber dann den Kübel mit einem Scheppern ab, breitete ihre Arme aus und sagte: „Da bist du ja endlich. Ich habe auf dich gewartet. Komm, halt dein Ohr an meinen Bauch, dann kannst du den Herzschlag hören! Ihr werdet euch bald kennenlernen.“ Als ich sie fragte, was „es“ ist, antwortete sie, dass sie das nicht wisse. Ob Sohn oder Tochter, „es“ müsse erstmal geboren werden und bald sei es soweit. Dann nahm sie den Eimer wieder zur Hand, ging zum Schubkarren, entleerte ihn dort und ging mit mir in die Küche. Die Lichter waren an, der große Herd stand unter Hitze, in den Töpfen garte das Mittagessen und aus dem Rohr kam der Duft von Zimt und gebackenem Apfelstrudel. Das Mittagessen war fertig, aber die „Männer“, nämlich Fritz, Wölfi und Onkel Kreppel waren nicht da. Sie waren beim Lenzenbauer, bei dem wir im Sommer die selbst eingebrachte Heuernte und Ende August das Grummet in einer alten Scheune eingelagert hatten, um sie gegen Ende des Winters, an einen Händler zu verkaufen. Dann war die Nachfrage zum Winterende groß. Die Nachfrage konnte den Preis für einen Zentner Heu verdoppeln. Landwirte und Bauern waren von der gesetzlichen Feiertagsruhe ausgenommen, wenn betriebliche Abläufe es nötig machten. Und die Verladung von Heu zum Zwecke der Abfuhr per Bahn am Montagmorgen gehörte dazu. Da sie noch nicht zurück waren, schickte mich meine Mutter los, um sie zum Mittagessen zu rufen. Ich zog mir ein paar Gummistiefel mit dicken Profilsohlen und ging über den Küchenweg über die Zufahrt zum Lenzenbauer, wo vor der alten Scheune die „Männer“ eben einen Anhänger für den Transport nach dem Mittagessen fertig geladen hatten und waren froh, mich zu sehen und zu hören, dass sie zum Mittagessen zu Hause erwartet werden. Also eilten alle los nach Hause, denn sie waren in Zeitnot, denn nach dem Essen mussten sie zurück, um einen zweiten Hänger zu laden, während Emmi die erste Fuhre erst zur Waage im Dorf gegenüber vom SPAR und dann zur Laderampe am Bahnhof brachte.

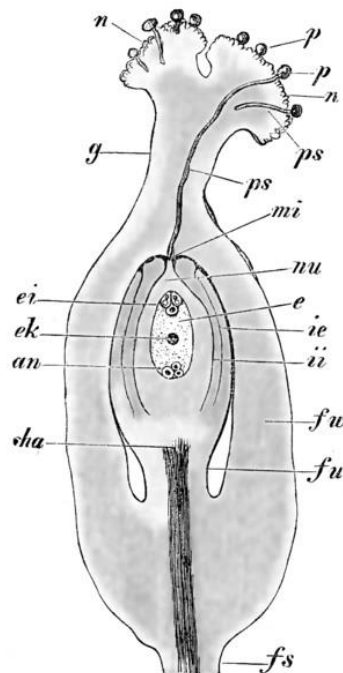
Wenn sie um 16 Uhr fertig würden, musste ich mit bereits wieder auf den Weg zum Bahnhof machen, denn zum Abendbrot sollte ich zurück im Kloster sein. Nach Mittagessen und Abwasch zog sich Mutti, der die Anstrengungen deutlich anzumerken waren, zu einem Mittagsschlaf zurück und auch Oma verschwand in ihren Räumen. Es war vollkommen still im Haus. Ich zog mich in das Lesezimmer zurück. Das Fenster wirkte aus Milchglas aber es war der Nebel oder wie Oma sagte, wenn sie ihr tägliches Frühstück, Porridge mit einem Stück Butter mit Zimt und Zucker bestreut, löffelte und aus dem Esszimmerfenster auf die wolkenverhangenen Gipfel des Wettersteingebirges blickte. „Gris en gris. Tout est gris.“ Dann wusste ich, dass ein langweiliger Tag ohne Alpenblick und Gäste bevorsteht. So fühlte ich jetzt mit ihr auch ohne Porridge: Verloren auf einem Berg und weit weg von einer Heimat, die ich vielleicht bald nie mehr wieder sehen werde. Ich ahnte, dass auch ich diese Heimat verlieren muss und sie im Grau verschwinden wird, wie die Berge unter den Wolken oder Oma in einem Friedhof. Es war ein Scheißgefühl, das meinen Rückweg überschattete, ohne dass ich mich wehren konnte. Obwohl es Mitte März war brannten die Deckenlampen des Schienenbusses auf der Rückfahrt. In Weilheim verpasste ich den Anschlusszug nach Mering und musste auf den nächsten warten. Es war bereits dunkel als der Zug in St. Ottilien hielt und ich zum Seminar eilte. Das Refektorium war geschlossen und es war kurz vor der Abendandacht, als ich ankam und mich sputen musste, um dort rechtzeitig zu erscheinen und um Schutz zu beten vor dem Teufel, der umhergeht, wie ein brüllender Löwe, suchend mich zu verschlingen.

Der Teufel hatte mich verschont und der Sonntag verlief ruhig. Auch mein Abgabetermin bei Pater Emmanuel am Nachmittag im Kloster gestaltete sich besser als erwartet. Er akzeptierte meine Abschriften und meine Reue, aber stellte eine Bedingung: Ich müsse beichten und erst nach Absolution und Sühne könne ich Vergebung erfahren. Morgen stand der größte Festtag des Klosters an, der Namenstag des Heiligen Benedikt, Gründer des Ordens der Benediktiner. An diesem Tag summte das Kloster wie ein Bienenstock. Busse karrten Pilger und Ordensbrüder wie Schwestern aus allen Richtungen zum Kloster. Zum Hochamt zog der Organist alle Register, Mönche wie Laien sangen das „Te Deum“ mit mehr Inbrunst als sonst und ich war von der Kommunion ausgeschlossen, was nicht unbemerkt aber vorerst folgenlos blieb. Das Mittagessen war köstlich und am Dienstag kam endlich die Sonne heraus und der Unterricht ging weiter. Am Freitag konnte ich endlich zur Beichte gehen und feststellen, dass nicht Pater Emmanuel im Beichtstuhl saß, denn ich musste meine Sünde und meine bisherigen Bemühungen um Sühne ausführlich erläutern, bevor mir der Beichtvater Absolution gewährte. Ich zählte jede Perle der fünf Rosenkränze, die ich zur endgültigen Vergebung beten musste bevor ich mit einem Gefühl der Erleichterung die Klosterkirche verließ. Auch das Wetter änderte sich nach St. Benedikt. Es wurde Frühling und die Wochen bis zu den Osterferien waren voller Sonnenschein. Ich weiß nicht mehr wie und wann ich erfahren habe, dass meine Mutter am Benediktstag im Kreiskrankenhaus Weilheim einen gesunden Jungen zur Welt gebracht hat. Jedenfalls wusste ich es und war erleichtert. Das schöne Wetter, die blühende Natur, die summenden Bienen des Imkers, dessen Bienenstöcke in der Nähe des Steingartens des Seminars standen und mit Beinen voller gelbleuchtender Blütenpollen zurück zu ihren Waben flogen, trugen dazu bei, die Gespenster des Winters zu vertreiben.



Es dauerte nur wenige Tage bis ich hörte, dass Pater Regens einen neuen Ansatz der sexuellen Aufklärung verfolgte, um „Fortpflanzung als göttliches Prinzip“, unterrichtsfähig zu machen. Zwei Tage vor dem sechszwanzigsten März erhielt ich von Pater Robert die Aufforderung zu einem Gespräch mit Pater Regens am Samstag den zwölften März, 14 Uhr. Das konnte ich nicht geheim halten, weil Pater Robert das wohl mit Absicht vor der Klasse bekannt gemacht hatte, die nun neugierig wie ich auf diesen Termin warteten. Ich wunderte mich, warum Pater Regens nicht den Klassenprimus dafür ausgewählt hatte, aber vielleicht lag es daran, dass der weder Milchbart noch im Schritt gebeulte Hosen trug, sondern nur noch mit wenig Verbliebenen im Sopran bei Paletta mitsingen konnte. Aber darum ging es gar nicht bei Pater Regens. Es ging um Aufklärung am Beispiel einer paradiesischen Natur, in die Gott den Menschen als Ebenbild seiner selbst geschaffen und seit dem Sündenfall vertrieben hat, damit er sich die Erde untertan mache und im

Schweiße seines Angesichts sein Überleben besorge. Durch Disteln und Dornen, die auch das Haupt des Erlösers umkränzen, kann der Mensch sich von der Ursünde befreien. Gottes Schöpfung selbst ist frei von Sünde. Es ist der Mensch der sündigt. Bienen sündigen nicht, wenn sie Honig sammeln und damit für die Befruchtung von zweihäusigen Pflanzen sorgen. Während er den Vorgang der Bestäubung von Blüten, bestehend aus Fruchtknoten, Griffel und Narbe erläuterte, rauchte er eine Zigarette und sah durch die Rauchkringel und seine spiegelnden Brillengläser, die seine Augen größer erscheinen ließen als sie waren, aus wie ein großes Insekt, das seine Beute musterte während es die Fortpflanzung zweihäusiger Pflanzen erklärte.



Fruchtknoten von ‚*Fallopia convolvulus*‘ während der Befruchtung: (fs) stielartige Basis desselben, (fu) Funiculus, (cha) Chalaza, (nu) Nucellus, (mi) Micropyle, (ii) inneres, (ie) äußeres Integument, (e) Embryosack, (ek) Kern desselben, (ei) Eiapparat, (an) Antipoden, (g) Griffel, (n) Narbe, (p) Pollenkörner, (ps) Pollenschläuche. Vergr. 48

Da ich bis dahin noch keine unkeuschen Gedanken hatte, verstand ich nicht so recht worauf es ihm ankam. Dass der Geschlechtsverkehr zwischen Menschen nur in der Ehe, mit dem Ziel Nachkommen zu zeugen, ohne Sünde stattfinden darf, hatte ich bereits erfahren. Aber Pater Regens stellte keine Fragen, außer der, ob ich ihm folgen oder seine Naturkunde verstehen kann. Ich meinerseits hütete mich Fragen nach Sachverhalten zu stellen, von denen ich keine Ahnung hatte. Sachverhalt war eines der neuen Wörter, die ich durch Pater Wolfram kennengelernt hatte, als er „meine“ Verstöße gegen die Hausordnung „zusammenfasste“. Er nannte sie Sachverhalt. Der Sachverhalt der Fortpflanzung, den Pater Regens beschrieb, war Befruchtung in der Natur. Das war der Sachverhalt, den ich mir merkte und auch meine Klassenkameraden vermittelte, als sie mich nach meiner Privataudienz beim Regens bestürmten, ihnen Näheres über die Geheimnisse von Fruchtknoten, Griffel, Pollenkörnern und Eiapparat berichtete. Das kam gut an, aber wenn Arnim dabei gewesen wäre, hätte er mir wahrscheinlich die Hand vor den Mund gehalten und mich an die Hausordnung erinnert. Ich freute mich darüber, dass ich so viele zum Lachen gebracht hatte und wusste, dass keiner von ihnen mich wegen eines misslungenen Witzes bei den Präfekten verpfeifen, sondern im Klassenzimmer auspfeifen und mit Buhrufen verhöhnen würde.

Die grauen Wintertage waren endlich vorbei und die Osterferien, die nach meinem Geburtstag am Samstag den neunten April, nach dem Mittagessen begannen, brachten Tage voller Sonnenschein. Im Klostersgarten blühten die Forsythien in sattem Gelb. Die Äcker ringsum lagen frisch gepflügt in dunklem Braun, mancher schon von lichtgrün von Sprösslingen bedeckt. In der Ferne glänzt der Ammersee. In den Dörfern an seinen

warmen Ufern waren die Gärten zwischen Schondorf und Dießen bereits voller Frühlingsblumen und viele Bäume und Sträucher begannen ihre Knospen zu öffnen und Blüten wie Blätter auszutreiben. Ich war wohlgenut und freute mich darauf über zwei Wochen in einem Zimmer mit Tür und Alpenblick im ersten Stock nicht nur zu nächtigen, sondern in das ich mich auch tagsüber zurückziehen konnte, wann immer mir danach war. Mit Tisch, Schrank, Stuhl und Waschbecken mit Spiegel. Keine Trillerpfeife und Händeklatschen am Morgen. Endlich Ferien, schulfrei, Bewegungsfreiheit



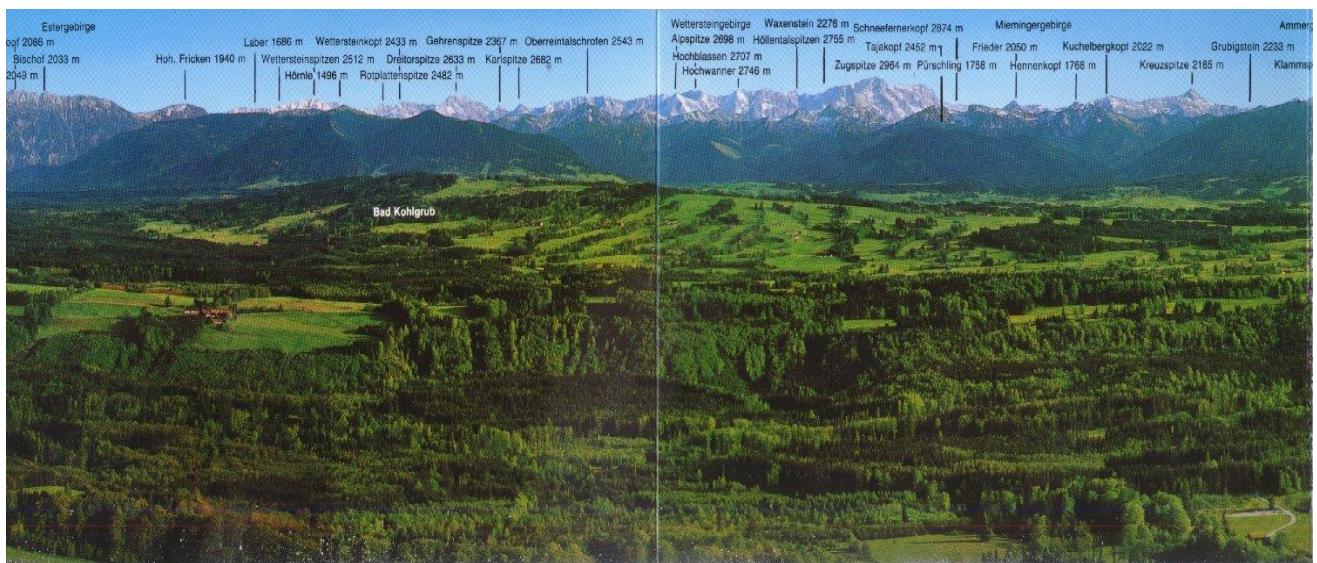
Fahrt und Ankunft verliefen wie geplant und auch der Weg durch das Dorf zum Gästehaus fiel mir diesmal leichter als je zuvor. Die klare warme Luft und die helle Sonne brachten Glanz in die Farben, das Rot der Dächer leuchtete, das Lindgrün der Hänge des Berges weicht einem strahlend hellblauen Himmel, der sich bis zu den Alpen wölbt wie eine riesige Kuppel. Das waren keine Föhnfolgen. Das war etwas anderes, vielleicht Frühlingsgefühle. Es war zwar so ein Tag, wie einer, an dem unsere Mutter auf dem Weg zur Küche uns mit diesem Ruf zu wecken pflegte: „Kinder, aufwachen. Draußen ist ein wunderschöner Tag. Strahlend Blau und die Sonne scheint auch. Also sputet euch! Einer muss zum Sanktjohanser und Brötchen holen.“ Sie wusste genau, dass ein Brötchen in Oberbayern Semmel heißt, denn sonst gäbe es ja auch keine Semmelknödel. Dann wäre der ja ein Brötchenknödel. Sie war eben eine Hochdeutsche und sie neckte die „Eingeborenen“ gerne damit. Sie konnte sich mit einem kecken „Pfütadi!“ verabschieden, aber „Griasdi!“ fand sie unmöglich. Den Fluch der Bauern auf dem Acker, wenn der Pflug durchgeht oder ein Baum in die falsche Richtung fällt „Herrgottkreizkruzifiksakrament!“ verachtete sie nicht aus religiösen Gründen, sondern wegen seiner Einfallslosigkeit und seines Klanges. „Man schneuzt sich ja auch nicht ohne Taschentuch und reibt sich den Rotz an die Hose.“ Ich versuchte mir ihre Antwort auf meine Frage vorzustellen, was die Erwachsenen sich unter Frühlingsgefühl vorstellen. Sie würde wahrscheinlich sagen: „Aber Puzel, das träumst du doch alles nur.“ Als die Sonnenschirme auf der Terrasse des Gästehauses zu erkennen waren, wurde mir im Näherkommen klar, dass sich mein Traum von einem Zimmer mit Bergblick in diesen Ferien wahrscheinlich nicht erfüllen wird. Unter den Sonnenschirmen und um sie herum saßen Menschen in Liegestühlen, Bank und Tisch vor dem Eingang waren besetzt, aber weder meine Brüder noch unsere Mutter waren zu sehen. Da die Kaffeezeit anstand steuerte ich wie üblich die Küchentür an und die stand diesmal mit beiden Flügeln weit offen. Der große Herd war frisch geputzt und nicht in Betrieb. Das Backrohr des Gasherdes, der seit zwei Jahren in einer Ecke neben dem Aufzug steht, war aufgeklappt und der Duft von Apfel- und Käsetorte füllte den Raum. Davor standen meine Mutter mit ihrem drei Wochen alten Baby auf

dem Arm und eine Haustochter, die nicht sehr groß war, dunkle Haare mit einem Ponyschnitt und einen Tick hatte. Sie bewegte den Kopf ruckartig, als ob sie Zuckungen hätte. Auch als meine Mutter ihr das Baby übergab, um ihre Arme auszubreiten und mich zu drücken, zuckte die Haustochter mit ihrem Kopf, als ob sie eine Kröte umarmt, aber sah mit vor Liebe blitzenden Augen das Bündel an, in dem meine jüngster Bruder steckte. „Schau ihn dir an, er heißt Jahnn.“ sagte seine Mutter. Die Haustochter hielt ihn mit einer ruckartigen Bewegung in meine Blickrichtung und alles was ich sah, waren zwei geschlossene Augen, die wie geschwollen wirkten. Das Baby schlief. Vielleicht hatte ich meine Mutter missverstanden. Ich hatte mal in Onkel Kreppels Bücherregal ein Buch von einem Hans Henny Jahnn mit dem Titel: „Das Holzschiff“ gesehen. Aber als ich es zum Lesen mitnehmen wollte, bekam ich zu hören, dass ich dafür noch zu jung sei. Später habe ich erfahren, dass Jan in Ostfriesland, wo meine Mutter zur Schule ging Jan nicht mit einem langen a sondern mit einem doppelten n gesprochen wird. Vielleicht hat sie sich deshalb mit Onkel Kreppel, der nach ihrer Aussage den Namen vorgeschlagen hatte, geeinigt. Vielleicht war es auch umgekehrt. Die Haustochter mit den dunklen Haaren und dem Tick hieß Brigitte Moch und war die Tochter von Trudel Moch, die mich vor einem Jahr in Maisach bei den Ackermanns abgesetzt hatte. Sie übernachtete nicht bei uns sondern bei der Familie Eberhard im Haus an der evangelischen Kirche unten im Dorf. Dennoch war unser Haus voll besetzt, denn an Ostern zog der Berg selten viele Pensionsgäste an, aber dieses Jahr, an dem Ostern am 17. April gefeiert wurde, waren es mehr als früher. Außerdem waren Gäste aus Bonn da, die im Hubertushof kein Zimmer bekommen konnten, weil der Besitzer, Hilger van Scherpenberg, dort die Ferien verbrachte. Weil er damals Staatssekretär im Auswärtigen Amt war, kam er mit Beamten und seiner Familie in zwei schwarzen Dienstlimousinen aus Bonn und bewohnte den Hubertushof für zwei Wochen. Die zwei Fahrer übernachteten deshalb in unserem Haus und belegten die Zimmer 4 und 5. Die Doppelzimmer Zimmer 2 und 7 waren von zwei Ehepaaren belegt. In Zimmer 8 logierten wie üblich eine oder zwei Haustöchter. In Zimmer 1 mit Blick zum Wald im Osten waren Jobst und Lotte von Harsdorf untergebracht. Sie waren Freunde von Onkel Kreppel aus der Zeit in der er vor zehn Jahren in Stuttgart gelebt hatte. Er war der Bruder der Frau, von der er sich später scheiden ließ. Jobst lebte noch immer in Stuttgart Lotte und Jobst waren früher schon mal da und ich mochte sie. Sie waren Künstler, die mit Ölkreiden, Aquarelltuben und Blöcken von Mal- und Zeichenpapier verreisten und bald nach ihrer Ankunft eine Staffelei ausklappten und auf der Terrasse kreativ tätig wurden. Jobst, so durfte ich ihn nennen, war temperiert und in sich ruhend. Er und seine Frau Lotte waren kinderfreundlich. Durch Jobst konnte ich lernen wie man mit Jackson Ölkreiden malt. Er war auch ein Großmeister im Gestalten bemalter Ostereier. Das Ehepaar in Zimmer 2 waren Hanne und Anne Kannegießer aus Berlin. Hanne war es, der Onkel Kreppel die Postkarte aus New York geschickt hatte, die im Abschnitt über Augsburg zu sehen ist. Er kam mit Anne in einem lustigen Auto aus Berlin, einem Renault 4CV.



Die meisten der Gäste und Besucher hatte ich schon während meines Aufstiegs auf der Terrasse erblickt und dort saßen sie nun und warteten auf Kaffee und Kuchen. Anna und Lotte, die oben schon Tische gedeckt hatten, kamen in die Küche. Wir begrüßten uns mit einem Händedruck und dann machten sie sich mit Brigitte daran Tablett mit Kuchen, Kaffeekannen, Schlagsahne in Schalen, Zuckerstreuern und Tortenhebern durch die weit offene Küchentür hinauf zur Terrasse zu tragen. Mutti ging mit Jahnn auf dem Arm voraus, am Hollerbusch und dem Kellerfenster des **Laboratoriums** vorbei zum großen Tisch mit Bank an der Wand

unter dem Panoramafenster des Balkonvorbaus über dem Haupteingang. Der Raum des Vorbaus unter dem Balkon im ersten Stock wurde als Garderobe genutzt und auch für Liegestühle war dort Platz. Es konnten dort auch bis zu zehn Personen stehen und durch das Panoramafenster eines der spektakulären Gewitter beobachten, die wie ein Feuerwerk durch die Berge ziehen. Der Donner grollte dazu, Blitze erleuchteten wie Lichtschwerter das Ammertal, von Böbing gegenüber bis zur Wieskirche und zum Auerberg im Westen. So ein Gewitter kann sich über Stunden aufbauen, entladen, abflauen und häufig kommt das Grollen des Donners und die Blitze aus einer anderen Richtung zurück. Der Wind bläst dann anders und stärker und die gespenstischen Blitze kommen zurück. An solchen Tagen versammelten sich die Bauern am Esstisch, zündeten schwarze Kerzen an und beteten zum Herrn um Vergebung ihrer Schuld und den Erhalt der Ernte, denn oft ist ein Gewitter ein Zeichen für einen Wetterumschwung. Nach dem hundertjährigen Bauernkalender sollte ein sonniges und schneefreies Ostern bevorstehen. Heute und hier war jedenfalls der Himmel wolkenlos und als ich als letzter mit meinem Koffer in der Hand auf der Terrasse stand und Mutti



mich sah, sagte sie: „Du hast ja noch immer deinen Koffer in der Hand. Den kannst du im **Laboratorium** abstellen bevor du auf Begrüßungstour gehst. Wenn ein Zimmer frei wird, kannst du oben schlafen.“ Seifenblase ick seh dir platzen, dachte ich kurz, aber auch daran, dass die Betten im ersten Stock auch nicht besser waren als die im Souterrain. Ich ging also die Kellertreppe hinab um etwa in der Mitte der Treppe in den Schlafraum zu treten, in dem Fritz und Wölfi die beiden oberen Betten und Klaus und ich in einem der unteren übernachten würden. Ich setzte meinen Koffer ab und verließ den Raum, um weiter treppab zu steigen, durch die Schwingtür in die Küche und weiter zum Holzschuppen zu gehen um nach meinem Fahrrad zu sehen, dem wilden Bock von Fritz. Da habe ich es abgestellt, aber niemand hat es in der Zwischenzeit aufgepumpt. Na klar ergibt das einen Platten, der kann aber auch das Ergebnis undichter Schläuche oder Ventile sein. Das wusste ich damals bereits, aber die Werkzeuge, die in einer Metallbox am Rad steckten waren verschwunden. Auch für eine Reparatur war jetzt keine Zeit. Ich sollte ja auf Begrüßungstour gehen, was heißt jeden Anwesenden zu begrüßen in dem ich auf jeden zugehe, stehen bleibe, den Arm mit ausgestreckter Hand in Körpermitte nach vorne bewege, die Grußformel spreche und wenn ich jemanden nicht kenne, mich zusätzlich mit Vornamen vorzustellen. Ich kehrte über den Hof zur Terrasse zurück. Auf dem Boden des Platzes hinter dem Haus, waren die Außen- und Innenlinien für Badminton oder Federball mit einer schmalen Spur aus Sägemehl markiert, das Netz für das Spiel gespannt, Schläger und Federbälle lagen auf der Schiedsrichterbank etwas erhöht am Hang in der Mitte des Spielfeldes. Jenseits des Spielfeldes in Richtung Auffahrt stand die Tischtennis-Platte mit Netz und Schlägern. Ich war inzwischen hundertsechzig Zentimeter groß und war begierig darauf gut Tischtennis spielen zu lernen. Nicht nur Ping Pong, sondern so wie Onkel Kreppel spielte. Er meinte Taktik sei genauso wichtig wie Technik. Taktik ist die Einschätzung der Einzelschritte, die nötig sind, um den Gegner zu schlagen und welche Technik

dazu eingesetzt werden kann. Für beide Spiele braucht man mindestens zwei Spieler. Aber an Tagen wie diesem Samstag vor Beginn der Karwoche wollten viele spielen und deshalb war Doppel angesagt. So können jeweils vier Personen gleichzeitig spielen. Aber noch war es nicht so weit, denn sie saßen alle noch bei Kaffee und Kuchen und als ich meine Begrüßungstour machte und meinen Spruch „Guten Tag, ich bin der Burkhardt“ mit erhobenem Kopf und Augenaufschlag auf sagte statt ein „Grüß Gott!“, womit die Oberbayern einen zum Gruß auffordern. Das klang nach „Allahu Akbar“, wird aber mit einem „Griadi!“ beantwortet. Im Geschichtsunterricht waren wir beim Aufstieg des späteren römischen Reiches gekommen, aber vom Islam wussten wir bis dahin nicht mehr, als dass sie ungetauft und damit Heiden waren. Aber Allahu-Akbar kannte ich aus einem Roman von Karl May, den Fritz aus Opladen mitgebracht hatte. Onkel Kreppel hielt nicht sehr viel von Karl Mays Büchern, er nannte sie Schundromane. Er saß umgeben von seinen Freunden mit meiner Mutter zu acht am großen Tisch. Es gab noch drei Vierertische. Einer davon war der Kindertisch, an dem wir Brüder zu viert saßen. Wenig später, um fünf Uhr am Nachmittag verließ unsere Mutter mit Baby die Terrasse und zog sich in ihr Zimmer zurück.



Nun begaben sich Familie wie Gäste zum Federballplatz auf der Rückseite des Hauses und spielten bis zum Abendessen um sieben Uhr Tischtennis und Federball, während ich mich im Holzschuppen daran machte mit dem nötigen Werkzeug, das ich in der Werkstatt im Küchenanbau in Fritzis Satteltasche finden konnte, das Rad mit Sattel und Lenker auf den Boden der Küchenterrasse zu stellen, die Räder abzuschrauben und Ventile abzuschrauben, die Reifenmängel aufzustemmen, die Schläuche herauszuziehen, die Ventile zu prüfen und wenn nötig aus- und dann wieder einzusetzen. Einen Eimer Wasser bereitstellen, einen Schlauch nach dem anderen aufpumpen und Stück für Stück durch das Wasser im Eimer ziehen. Dabei musste ich Ausschau halten, ob Luftblasen aufsteigen. Wenn ja, dann Stelle markieren und weiter suchen. Die markierten Stellen werden mit einer Reibe aufgeraut, Kleber kreisrund um die Stelle verteilt werden. Nach zehn Minuten kann das Pflaster aufgelegt und fest angedrückt werden. Ich fand ein Loch in einem Schlauch, am anderen war der Ventilgummi zerrissen. Als der Schaden behoben war wurden die Ventile wieder abgeschraubt, die Luft aus den Schläuchen gedrückt, sie wurden glatt gestrichen und wieder in den Mantel des Reifen gequetscht. Dann wurde der Gummi im Reifen kräftig gedrückt, bis der Schlauch glatt im Inneren anlag. Dann wurde mit der Luftpumpe so lange Luft zugeführt, bis der Gummi auf festen Daumendruck nicht mehr reagierte. Das Fahrrad hatte einen Gang, eine Rücktrittbremse und eine Vorderbremse, die durch Druck auf einen Handhebel an der Lenkstange, der über ein Gestänge und eine Halterung einen schwarzen Bremsgummi, etwa von der Größe einer Streichholzschachtel, von oben auf das Vorderrad presste. Das Damenfahrrad meiner Mutter, mit dem ich radeln lernte, hatte eine Bremsgabel. Am Fahrrad von Fritz wurden die Bremsen durch das Anziehen eines Drahtkabels ausgelöst. Durch Druck auf den Bremsgriff, der am Lenker griffbereit angebracht war. Sie arbeiten wirksamer und sind besser regulierbar als meine Gabelbremse. Eine funktionierende Handbremse ist auf abschüssigen Schotterstraßen ziemlich wichtig, weil

sich die Rücktrittsbremse ohne Vorderradbremse schnell erhitzen kann. Dann fliegt man nicht wie eine Schwalbe sondern je nach Situation auf die „Fresse“ wie Hanne aus Berlin das nannte, was der Oberbayer „Fotze“ nennt. Wo kriegt man am Sonntag einen Bremsgummi her, überlegte ich, während ich das Rad über die Küchenzufahrt zum Federballplatz schob. Dort waren noch immer vier Spieler damit beschäftigt mit Schmetterbällen und Netzhüpfern ihre vorherigen taktischen Fehler auszugleichen. Ich parkte mein Fahrrad an der Hauswand, sah noch kurz dem Spiel zu und ging dann durch die Tür vom Federballplatz ins rote Zimmer.

Durch die zurückgeklappten Flügeltüren zum Esszimmer sah ich meine Mutter. Ohne Baby auf dem Arm, in einem Frühlingskleid mit leuchtenden Farben, leicht ondulierten Haaren und ebenso leicht gepuderten Wangen, aber ohne Lippenstift. Onkel Kreppel mochte keine rot geschminkten Lippen. Er nannte stark geschminkte Lippen dekadent. Die Tische waren für das Abendbrot gedeckt, Gläser und Krüge standen wie die Brotkörbe bereits auf den Tischen. Es waren erst zwei Wochen seit der Entbindung vergangen und schon stand sie wieder, als ob nichts geschehen sei, im hellen Licht der Deckenleuchten im Esszimmer, überblickte die Tische und markierte die Plätze mit bestickten Serviettentaschen, die ein Klarsichtfach mit Namenskarten hatten. Damit war sie eben fertig als sie mich erblickte und sich mir zuwandte: „Schön dass du gerade kommst. Ich habe eben an dich gedacht, denn letzten Samstag hat ja dein Geburtstag im Internat stattgefunden. Ich konnte dir zwar ein Päckchen senden, aber darin ich konnte dir ja kein Geld mitschicken.“ Dann griff sie in die Tasche ihres Rockes und überreichte mir einen fünfzig Mark Schein.



„Das ist zu deinem Geburtstag. Davon kannst du dir ein Paar Schuhe beim Schuhhaus Pröbstl, im Dorf an der Hauptstraße aussuchen. Im Bekleidungshaus in Peißenberg, gegenüber dem Rathaus, kannst du dir eine Sommerhose kaufen. Sag jeweils, dass ich dich schicke und du auch bar bezahlst, das gibt 3% Skonto. Frage nach günstigen Angeboten, die kennen ja meine Vorlieben. Je weniger du aus gibst desto mehr bleibt dir für dein Sparkonto übrig. Außerdem hat mir eine Freundin einen Karton mit Anziehsachen geschickt, aus denen ihre Söhne rausgewachsen sind. Such dir aus was dir passt. Der Karton steht in der Waschküche unter dem Tisch, geh runter und probiere es an.“ Vor Überraschung bekam ich rote Apfelbäckchen. Sie lachte, fuhr mit ihrer Hand über meine Wangen und deutete auf die Tür: „Du hast fünfzehn Minuten dazu, dann sitzt du auf deinem Stuhl am Kindertisch bei deinen Brüdern im Roten Zimmer.“ So einen großen Geldschein hatte ich bisher noch nie in meiner Hosentasche gehabt und die Aussicht damit ohne Begleitung meiner Mutter Schuhe im Dorf und eine Hose in Peißenberg einkaufen zu können verstärkte meine Frühlingsgefühle. In der Waschküche stand der Karton, der per Post aus Saarbrücken gekommen war. Absender: Hertha Müller, St. Ingbert. Ich klappte ihn auf und fand dort ein paar gefaltete Hemden. Eines davon war kardinalsrot und sah eher aus wie ein Blouson, mit breiten schwarzen Bündchen aus Feinstrick am Ärmelende und als Hüftband. Der rote Stoff war glatt wie Seide und mit im Abstand von zehn Zentimetern parallel längslaufenden, dünnen ultramarinblauen Linien dekoriert. Das Hemd hatte keine Knöpfe, aber einen Halsausschnitt mit einem kurzen, verchromten Reißverschluss. Der Kragen ist theatralisch groß, hoch

und breit und an den Spitzen verstärkt. Ich zog es über meinen Kopf und ging zum Spiegel. So eine Art Hemdskragen ist mir in dem Rock n Roll Tanzcafé für GI's in Augsburg aufgefallen. Siegfried Grau, der mich mitgenommen hatte, sagte damals, das sei ein „Elvis Kragen“, das sei typisch für ihn. Ich solle mich mal umdrehen. Da hing ein Kinoplakat. Für einen Film, der 1958 Premiere in Deutschland hatte. Darauf sah man Elvis in schwarz weiß mit schwarzen, dichten, glatt nach hinten gestrichenen Haaren und dicken Lippen um seinen geöffneten Mund. In der Hand hält er eine klassische Gitarre und er trägt einen beigen Blouson mit einem Elvis Kragen. Neben seinem Kopf stand ELVIS PRESLEY. Die Hintergrundfarbe des Plakates ist Gelb. Der Titel lautete: Rhythmus hinter Gittern. Zur Illustration war darüber eine Fotoleiste mit drei schwarz weiß Bildern, die Szenen aus einem Gefängnis zeigen, eingefügt. Dieser wilde Elvis, nicht der Soldat, der ihn einer amerikanischen Kaserne in Hessen seinen Wehrdienst leistete, war ein Idol der Halbstarke, wie die Erwachsenen die jungen Männer nannten, die sich vor dem Beginne der Wehrpflicht austobten und sich am Wochenende mit knatternden Mopeds trafen, um sich lauthals auszutauschen und gelegentlich zu krakeelen. Aber das war dem Hemd nicht anzusehen. Es war nur der Kragen. Er wirkte eher wie der Kragen eines Damenkostüms. Das schönste an dem Hemd war dieses intensive, leuchtende Kardinalsrot, das mich anzog wie die roten Messgewänder an den Tagen der heiligen Märtyrer, obwohl auch das Blut der Märtyrer nur blutrot ist. Ich beschloss, das Hemd zu behalten und nahm mir vor, es in den nächsten Tagen bei meinen Einkäufen zu tragen. Ich faltete das Hemd und entdeckte im Karton ein zweites Hemd, das genauso gearbeitet war, aber mit schwarzen Linien auf weißem Stoff. Es passte, fasste sich ebenso gut an und wirkte nicht ungewöhnlich. Kein Halbstarker würde es tragen, weil es nicht auffällt. Ich zog es über, ging vor den Spiegel, kämmte meine Haare nach hinten, sah mir in die Augen und war einverstanden. Eitelkeit gehörte zu den Hauptsünden. Ich wusste das.

Das Abendessen war köstlich. Mutter hatte sich für Aspik entschieden und Eihälften mit Häubchen aus Mayonnaise, Schinkenröllchen mit sauren Gurkenstreifen, ein paar Scheiben gekochter Karotten und etwas Petersilie in weißen Schalen Aspik wie in Glas eingeschlossen. Es gab auch Mett- und Leberwurst und dazu



deftiges Bauernbrot mit viel Roggen und Sauerteig. Es wurde in einem offen Ofenhäuschen neben dem Hof gebacken vom Führerbauer gebacken, wogen drei Kilogramm und hatte eine kräftige braune Kruste. Es wurde in der Küche mit einem handbetriebenen Brotschneider geschnitten. Die Laibe wurden mit dem großen Brotmesser geteilt. Dann wurden die Hälften mit der linken Hand auf dem Brett entlang der Halterung, die nun mit dem rechten Handgriff gesteuert werden kann. Die linke Hand ist dabei mehr gefährdet, besonders zum Ende des Schnittvorgangs. Eine Narbe an der Fingerkuppe meines linken Ringfingers erinnert mich noch immer an meine Lehrjahre an der Brotmaschine. Es stand auch Schüssel voller Sahnequark mit Schnittlauch und eine mit Butterkopfsalat in einer Sauce aus saurer Sahne, gehackten Zwiebeln und Petersilie auf unserem Tisch. Wir Brüder schmausten also mit Vergnügen im roten Zimmer, die Erwachsenen im Esszimmer waren außer Sichtweite und wir außer Hörweite unter uns. Fritzi zupfte am Stoff meines neuen, weißen Elvisblousons und meinte, dass Seidenstrümpfe an den Armen eines Seminaristen sich anders anfühlten als an einem Frauenbein. Damals suchte unsere Mutter unsere Kleider aus und kaufte für uns ein, was sie für uns bei ihren Ausflügen mit ihrem Freund und Buchhalter, Herrn Wüning, in München

im Schlussverkauf gefunden hat. Da wir alle fünf versetzt aus unseren Klamotten rauswuchsen, war es folgerichtig dass die Kleidungsstücke gute Qualität haben mussten. Die Stoffe mussten dicht sein, die Nähte und Knöpfe fest sitzen, die Farben waschecht und der Waschvorgang einfach sein. Deshalb trugen wir von Frühling bis Herbst meist kurze Lederhosen mit Hosenträgern aus Leder, die verstellbar waren wie auf dem Bild im Abschnitt „Kindheitserinnerungen“. Fritzi war im Sommer 1958 aus Opladen in Hohenpeißenberg in einer kurzen Hose aus tiefgrünem Hirschleder angekommen. In einem „edlen“ Geschäft an der „Kö“ in Düsseldorf, der „teuersten Straße Westdeutschlands“, hatte er sie ausgesucht und unser Vater hat sie bezahlt. Er trug sie voller Stolz und es störte ihn gar nicht, dass er in Oberbayern, trotzdem oder gerade deshalb, als Saupreiß bezeichnet wurde.

Er war stolz darauf ein Saupreiß zu sein, der in einem „Rittergut“ in Schlesien geboren wurde und einen Vater zu haben, der angesehener Kaufmann in Opladen im Rheinland war. In der Mittelstufe der Oberrealschule waren aber viele seiner Mitschüler Kinder von Ärzten, Architekten, Richtern, Anwälten, Lehrern, Professoren, Pastoren, Geschäftsleuten wie Unternehmern, auch „Saupreißern“. Ich fand seine preußische Lederhose so genial wie seine Idee, den Heuhaufen auf der Heilstätt anzuzünden, um heraus zu finden, was dann passiert. In den drei Jahren seit seiner Rückkehr war er etwa zwanzig Zentimeter gewachsen. Bisher gingen die Lederhosen problemlos wie die Teddybären vom älteren zu dem jeweils jüngeren Bruder über. Aber diese Lederhose gehörte einem Saupreißern, der früher gedroht hatte, meinen Teddybären die Augen auszureißen, um seinen Verhandlungsvorschlag durchzusetzen. Es war ein warmer Tag, aber dem Sonnenuntergang folgte ein kühler Abend und eine kalte Nacht. Zum Abendbrot hatten wir alle lange Hosen an wie die Erwachsenen. Fritzi trug eine weiße, eng anliegende Hose deren Nähte mit Nieten verstärkt waren, wie die Hosen der Rock'n Roll Tänzer in Augsburg. Deren Hosen war aber Blau. Ich fragte ihn, wo er die her hat und er sagte aus Peißenberg. Er wollte eigentlich eine Blue Jeans, aber Mutti



hätte ihm gesagt, dass ihr sowas nicht ins Haus käme. Im Bekleidungshaus Mühlfenzel gab es jedoch auch „White Jeans“. Sie fand die Farbe zwar ausgesprochen unpraktisch für den Alltag, aber gut mit der Weißwäsche zu reinigen. Er durfte die weiße Hose behalten, obwohl er nie Arzt werden wollte, sondern Unternehmer. Die Nähte seiner White Jeans waren fest und der Hosenkнопf aus Messing war mit Zwirn angenäht. Die Taschen waren so geschnitten, dass nichts rausfallen konnte. Der Stoff fasste sich weich an, war aber trotzdem robust. Also eine gute Hose und weiß wie die eines Maurers, Matrosen, Seglers, Golfspielers oder mit der sich die Schnittstärke einstellen lässt, in Richtung der Kreissäge geschoben, Bäckers. Blau waren die Hosen und Kittel der Handwerker, Bauern und Arbeiter.

Fritzi nannte Jeansträger ‚Blaumänner‘ und als ich von ihm hörte, dass er ‚nur‘ fünfzehn Mark für die Hose bezahlt hätte, war ich entschlossen mir so eine Hose zu kaufen, weil sie farblich am besten zu meinem kardinalroten Blousonhemd passen würde. Klaus und ich gingen wenig später ins Laboratorium. Nach waschen und Zähne putzen belegten wir in die unteren Betten. Morgen, am Palmsonntag um 9 Uhr wollten wir beide zum Hochamt in Pfarrkirche auf dem Berg sein. Er als Ministrant vor dem Altar und ich im Publikum.

Als Jesus auf seinem Weg zur Kreuzigung in Jerusalem einzog, empfing ihn das Volk und schwenkte

Palmwedel zu seiner Begrüßung. In Oberbayern gab es keine Palmen, aber sie kamen an diesem Tag mit Bündeln von Kätzchenweiden, die sie Palmkätzchen nannten, zum Hochamt. Wer mit seinem „Palmwedel“ als letzter die Kirche betrat, galt als Palmesel und durfte entsprechend verspottet werden. Deshalb wollte Klaus pünktlich sein und mit seinem Strauß selbstgeschnittener Palmkätzchen um acht Uhr losgehen.



Mein Bett war frisch bezogen und duftete nach Wiese und Wald. Die nasse Wäsche wurde auf der Leine am Hang hinter dem Haus mit Wäscheklammern befestigt und von Wind und Sonne getrocknet. Daher kam der Duft. Es gab auch eine neue Bettdecke. Nicht mehr so einen Federsack, sondern eine Steppdecke. Sie war flacher und leichter. Die Federn sind bei ihr über vierundzwanzig Einzelfelder verteilt, die durch Steppnähte eingefasst sind. Ich schlief in einem schwerelosen Zustand ein, wurde aber bald von Fritz und Wölfi, die in reger Unterhaltung hereinkamen wieder aufgeweckt. Wölfi würde die Messe um halb-elf besuchen und unser konfirmierter Protestant Bruder Fritz um zehn zur evangelischen Kirche im Dorf gehen, um am „Frühschoppen mit Brot und Traubensaft“ teilzunehmen. Das sei „realer“ als die Zunge auszustrecken, damit der „Pfaffe“ ein dünnes, Fünfmarkstück großes Stück Dauerbackware aus Wasser, Mehl und Stärke darauf abzulegen kann. Die Region, in der wir lebten wurde zwar Pfaffenwinkel genannt, aber ein katholischer Priester wird trotzdem ungern Pfaffe bezeichnet. Aber Fritz, als gebürtiger Saupreiß, wie der Saupreiß sich selbst einordnete, war über solche Empfindlichkeiten erhaben. Als meine beiden älteren Brüder endlich bettfertig waren, das Licht gelöscht und das Quietschen der Sprungfedern ihrer Matratzen verstummt war, konnte ich nicht mehr einschlafen. Ich hatte noch gar nicht darüber nachgedacht, was mir morgen in der Wallfahrtskirche Mariä Himmelfahrt bevorsteht. In der Kirche gab es etwa 180 Sitzplätze, davon zwei Reihen von jeweils zehn Bänken mit jeweils zehn Sitzen, Kniebänken, Buch- und Armauflage. Diese Sitzplätze sind in Familienbesitz und an Festtagen vollbesetzt. Die anderen Sitzplätze, etwa 40 in vier Reihen, unter der Empore ebenso. Weitere 20 Plätze gab es auf der Empore vor der Orgel. Die waren für den Chor reserviert. Dann gab es noch Stehplätze, vor allem für die Jüngeren. Ich gehörte jetzt zur Gemeinde, hatte einen Stehplatz und konnte nicht mehr als Ministrant am Altar hin- und hergehen. Mutter würde zu Hause bleiben, weil sie noch nicht zu Fuß auf den Berg steigen konnte. Aber auch sie hatte keinen Sitzplatz mit Kniebank. Ein Hochamt dauerte, je nach Länge der Predigt, zwischen 60 bis 80 Minuten. Mit Fußweg alles über zwei Stunden. Wie kann dann eigentlich um 12 Uhr mittags das Mittagessen auf dem Tisch stehen? Ich begann über Dinge nachzudenken, die mir früher nicht aufgefallen waren, weil ich noch ein Kind war oder weil mich die Klostermauern davon abhielten mit der „Realität“, wie Fritz, mit seiner

Weltgewandtheit, die Wirklichkeit nannte, in engeren Kontakt zu kommen. Am Palmsonntag, dem ersten seit vier Jahren, den ich als einfacher Katholik auf einem Stehplatz im Gang vor den Bänken unter der Orgelempore mit gefalteten Händen und oft gebeugten Knien erlebte, war wie ein Menetekel, so wie in der



Bibel, als König Belsazar, die Schrift an der Wand erschien, aber er sie nicht entziffern konnte. Ich ahnte, dass meine Zukunft mit oder ohne Kloster nicht rosig aussah und die Entscheidung über meine Zukunft nicht bei Gott lag, sondern bei mir selbst. Er würde immer bei mir sein, wenn ich leben lerne, aber leben muss ich schon selbst, wenn ich das habe was „Gottvertrauen“ genannt wird. Die Wirklichkeit wird dadurch nicht anders, aber weniger bedrohlich. Gott bedroht niemanden, der ihm vertraut. Er bestraft und oder richtet selbst die nicht, die ihm nicht vertrauen. Er mischt sich nicht in das Tun der Menschen zwischen Leben und Tod ein. Gott ist. Er hat viele Namen, die davon künden, dass es ihn gibt. Es gibt viele Menschen, die noch nie von ihm gehört hatten, aber sind sie deshalb Heiden und zu Sklaverei und Verdammnis verurteilt? Ich wusste, dass meine Gedanken ketzerisch oder wie die Mönche sagten „häretisch“ oder abtrünnig waren. Ich stand dicht umdrängt und der Blick auf den Altar war verstellt. Da ich ohne Beichte nicht zur Kommunion gehen konnte, entschied ich mich, die Kirche nach der Predigt und mit dem nächsten Chorgesang unauffällig zu verlassen. Ich schlenderte zurück über die Heilstätt, setzte mich auf den Hang mit Blick auf unser Haus und wartete das Ende der Messe ab. Gegen elf Uhr ging ich nach Hause, um bei den Vorbereitungen für das Mittagessen zu helfen. Nach dem Essen half ich Brigitte beim Abwasch, indem ich Gläser und Geschirr abtrocknete, in den Aufzug stellte, sie im Esszimmer herausholte und zurück in das Buffet stellte. Die Karwoche war zwar eine Fastenwoche, trotzdem erwarteten die Gäste Kaffee und Kuchen um vier Uhr.

Rechtzeitig zum Kaffeetrinken traf ein neuer Gast ein. Konrad Jacobs, ein Freund von Onkel Kreppel war Mathematiker. Nach einer langen Wanderung von dreißig Kilometern, die er liebte, weil er, wie er sagte dabei ungestört denken konnte, war er zu einem Osterbesuch ins Gästehaus gekommen. Konrad, ein Hüne, den ich mit Vornamen ansprechen durfte, hatte sich mit seinem Freund ins Lesezimmer zurückgezogen. Dort saßen sie bei Kaffee und Kuchen und sie erlaubten mir, mich dazu setzen und Mäuschen spielen. Er lebte bisher in München, aber wurde im letzten Jahr als Professor nach Göttingen berufen. Er sprach über eine neue Theorie aus den Vereinigten Staaten, die ihn beschäftigte, den Urknall. „Als Urknall wird in der Kosmologie, der Beginn des Universums, also der Anfangspunkt der Entstehung von Materie, Raum und Zeit bezeichnet. Nach dem kosmologischen Standardmodell ereignete sich der Urknall vor etwa 13,8 Milliarden Jahren. Aber wir wissen, dass der Kosmos in seiner Unendlichkeit den Planeten Erde auf eine Umlaufbahn um die Sonne brachte. Dort entwickelt er sich in Milliarden von Jahren zu der Erde, auf der wir heute leben. Mathematisch ist sogar denkbar, dass es neben unserem Kosmos weitere Universen gibt. Aber auch wenn

der mathematisch-physikalische Nachweis gelänge, würde der die Unbegrenztheit der Unendlichkeit nicht aufheben.“ Urknall hatte keinen Eintrag in unserem Großen Konversationslexikon. Die Relativitätstheorie ja, Urknall nein. Aber vielleicht kommt er in den alten Mythen vergangener Völker vor.



Da Gott ewig ist übersteigt er also die mathematischen Ergebnisse. Die Ewigkeit ist also ewig wie Gott dachte ich und mir gefiel dieser Gedanke. Es war wie im Kinderlied: „Weißt du wieviel Sternlein stehen an dem blauen Himmelzelt? Gott der Herr hat sie gezählet, daß ihm auch nicht eines fehlet, an der ganzen großen Zahl.“ Nur, dass die Sterne nicht stehen, sondern sich bewegen wie ein gewaltiges Uhrwerk, das wusste ich von Onkel Hayo, der nachts mit einem Teleskop vom Balkon seines Hauses in Murnau den Sternenhimmel absuchte, weil er sich für Astronomie interessierte. Aber bisher ergab sich noch nicht die Gelegenheit mich einzuladen, weil ich um Mitternacht längst im Bett lag.



Im Kurheim gab es damals noch fünf sogenannte Feldstecher in einem Schubfach im Vorraum unter dem Balkon. Carl Zeiss Jena mit sechsfacher Vergrößerung. Die waren schwer einstellbar und ab Vierfach musste man eine ruhige Hand haben. Kinder und die Kurgäste kamen trotzdem damit zurecht. Oben auf dem Berg an der Kirchmauer gab es damals ein großes Münzfernrohr mit einer drehbaren Plattform und schwenkbarem Rohr. Im Sockel befand sich die Kasse mit Schlitzen zum Einwurf von Münzen. Man konnte sie klappern hören, wenn sie in die Kasse fallen. Das Fernrohr war etwa sechzig Zentimeter lang bei einem Durchmesser von etwa zwanzig Zentimetern. Es war ein Okular und hatte nur ein Guckloch. Es war gut das andere Auge geschlossen zu halten. Es konnte zwar fünfzehnfach vergrößern, aber der Sockel war nur eineinhalb Meter hoch. Das war gut für Kinder aber nicht für größere Menschen. Drei Minuten nach dem Einwurf einer zehn Pfennig Münze schaltete das Fernglas ab und es wurde dunkel.



„Sputnik 3 wurde am 15. Mai 1958 auf einer Sputnik-Trägerrakete vom Kosmodrom Baikonur von der UdSSR in einen niedrigen Erdborbit gebracht. Von dort aus arbeitete er ca. einen Monat lang, bis seine Batterien erschöpft waren und man die Mission beendete. Sputnik 3 trat am 6. April 1960 in die Erdatmosphäre ein und verglühte.“ las ich einen Tag später in einer Illustrierten mit dem Namen Quick, die im Lesezimmer lag. Und weiter: „Sputnik 3 trug zwölf wissenschaftliche Messinstrumente (Sensoren für Druck, Temperatur und Zusammensetzung der Atmosphäre, Strahlungsmessgeräte, Sensoren für elektrische und magnetische Felder) in den Weltraum, welche die obere Atmosphäre und den Van-Allen-Strahlungsgürtel der Erde untersuchen sollten, was aber ebenfalls fehlschlug, da der Bandrekorder für die Messdaten versagte und nur wenige Daten der Sensoren direkt beim Überflug einer Bodenstation empfangen werden konnten.“ Konrad Jacobs war bereits abgereist und so blieb ich mit dem Van-Allen-Strahlungsgürtel allein und ohne Erklärung. Aber ich habe mir gemerkt, dass es einen Strahlungsgürtel gibt. Das Firmament war zwar nachts voller Sterne, aber auch der Ostervollmond stand noch fast voll und hell am Himmel und überstrahlte das Funkeln der Sterne. Aber das sollte sich nächste Woche ändern. Dann würde ich nachts mit einem Feldstecher am Lederhalsband und ein paar zehn Pfennig Münzen in der Hosentasche zur Kirchmauer gehen und mir den Sternenhimmel näher ansehen

Montagsmorgen weckte uns unsere Mutter mit dem Ruf: „Die Sonne scheint, alle Berge sind zu sehen. Wacht auf! Puzel, du bist dran: Brötchen holen beim Sanktjohanser! Lass anschreiben! Zettel liegt in der Küche. Nimm Dau mit!“ Dau war der Rufname meines jüngeren Bruders Klaus. Auf dem Zettel stand: 20 Semmeln, 15 Mohnsemmlen, 10 Brezen, 10 Schnecken. Das waren viele Papiertüten und ich war froh, dass Dau dabei war. Auf dem Weg zum Bäcker fragte er mich, warum ich gestern nicht zur Kommunion gegangen bin. Ich antwortete ihm, dass ich Durchfall gehabt hätte und deshalb zum Berggasthof Greitner gelaufen bin, um nicht in die Hosen zu scheißen. Das hat er akzeptiert und wir eilten nach Hause, denn die Gäste hatten sich bereits alle zum Frühstück auf der Terrasse versammelt. Sie beklatschten unsere Ankunft und wir stellten kurz darauf die vollen Brötchenkörbe auf die Tische. Nachdem Frühstück fuhr ich mit dem Rad zum Schuhhaus Pröbstl. Seine Frau freute sich, mich, den ehemaligen Ministranten und jetzigen Seminaristen zu sehen und war vorbereitet mir ein paar schwarze Schuhe zu verkaufen. Es dauerte etwas bis sie bereit war, mir Schuhe in einer anderen Farbe anzubieten. Es sollten ja Sommerschuhe sein, Größe 43. Sie legte eine Schablone mit den Konturen der verschiedenen Schuhgrößen auf den Boden, forderte mich auf meinen Fuß aufzusetzen, las Größe 42 ab und meinte, dass ich mindestens 43 bräuchte, am besten 44, dann könnte ich die Schuhe auch noch in zwei Jahren problemlos tragen. Das sei anfangs ungewohnt, aber da würde ich reinwachsen. Während sie im Laden herumging und nach Schuhen in entsprechender Größe und in einer

anderen Farbe als Schwarz suchte, saß ich voller Erwartung und gleichzeitiger Zufriedenheit in meiner neuen Rolle als Kunde mit der Freiheit über meinen Einkauf zu entscheiden. Ich saß in einem bequemen Stuhl unter Neonlicht, obwohl draußen die Sonne schien. Die Geräusche des Verkehrs auf der Hauptstraße wurden durch die dicken Fensterscheiben der Schaufenster gedämpft. Schließlich hatte Frau Pröbstl vier Paar Schuhe der Größe 44 gefunden. Drei davon waren braun., das vierte hellbeige und ein „Restepaar“. Deshalb war es von zweiundzwanzig auf sechzehn Mark reduziert. Vor der Anprobe prüfte sie meine Socken, doch die waren trocken und frisch. Ich durfte in beide Schuhe hineinschlüpfen, was mir leicht fiel. Ich wurde von ihr aufgefordert mich mit den Schuhen und mit festgeknüpften Schnurbändern an den Füßen im Laden auf- und abzugehen, um herauszufinden, ob sie mir passen, bequem und ohne Druckstellen sind. Der Fußraum nach vorne bot mehr Platz für die Zehen als nötig. Ich entschied auch deshalb für die Stadtschuhe mit den Ledersohlen und kaufte sie. Sie legte die Schuhe zurück in ihre Pappschachtel und nach dem Bezahlen sah sie mich skeptisch an und sagte: „Wanns deina Mudda net gfoit, konnst as ja zruckbringa aber in der Schachtel. Suachst da hoit a anders Paar aus.“



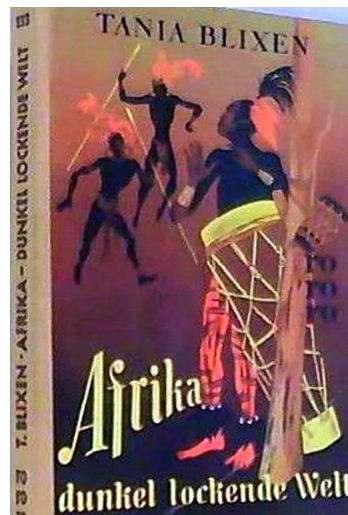
Wieder zu Hause, habe ich den Karton erstmal unter meinem Stockbett versteckt. Ich musste ja noch am Nachmittag meine Sommerhose in Peißenberg kaufen. Nach dem Mittagessen radelte ich in schneller Fahrt bergab nach Peißenberg zum Bekleidungshaus Mühlfenzel an der Hauptstraße. Die Inhaberin war zwar informiert darüber, dass ich kommen würde, aber nachdem sie mir eine White Jeans in meiner Größe gebracht hatte, wusste ich, dass Fritzi geschummelt haben muß. Sie kostete nicht fünfzehn, sondern neunzehn Mark. Die Schuhe hatten sechzehn Mark gekostet. Ich fragte also nach einer Hose zu einem günstigeren Preis. Dieses Eigenschaftswort hat mir meine Mutter beigebracht: „Sag nie billig. Billig gibt's nicht außer es ist umsonst. Alles hat seinen Preis. Der kann hoch oder niedrig sein, entscheidend ist die Qualität.“ Daran dachte ich, als die Verkäuferin mit einem Arm voller Hosen kam, um mir meine Kaufentscheidung leichter zu machen. Da das alles am Montagnachmittag stattfand, waren wir allein im Geschäft und ich hatte Zeit, das Angebot nach dem Kriterienkatalog meiner Mutter zu prüfen. Schließlich hatte ich eine weiße Hose gefunden, die nicht eng wie eine White Jeans war, sondern eine Beinweite wie eine Matrosenhose und keine mit Nieten befestigte Taschen, aber Krepfen an den Hosenbeinen hatte. Der Stoff war aus Baumwolle und nicht dünn, sondern machte einen strapazierfähigen Eindruck. Ihr Preis war vierzehn Mark und für zwei Mark gab es einen schwarzen Gürtel mit glänzender Schnalle dazu. Abzüglich 3% Skonto für Barzahlung war der Kassenpreis also fünfzehn Mark und zweiundfünfzig Pfennige für beides. Es blieben mir also siebzehn Mark, von denen ich zehn Mark auf mein Sparbuch einzahlen würde. Aber um das zu tun, musste ich den Weg zurück bergauf radeln und mit meinem Fahrrad mit nur einem Gang war das anstrengend. Nach meiner Rückkehr radelte ich direkt zur Kreissparkasse Hohenpeißenberg. Auf mein Sparbuch hatte ich inzwischen über hundert Mark eingezahlt, aber das war noch nicht genug, um mir davon ein neues Fahrrad mit Dreigangschaltung von Fichtel&Sachs und modernen Bremsen zu kaufen.

Den kleinen Jahnn hatte unsere Mutter schon zu Bett gebracht. Als nach dem Abendessen die Tische im Esszimmer abgeräumt und das Geschirr mit dem Aufzug in die Küche befördert worden waren, hatte sie Zeit und wollte meine Einkäufe und mein Sparbuch sehen. Ich holte die Schuhe, den Gürtel und die Hose und

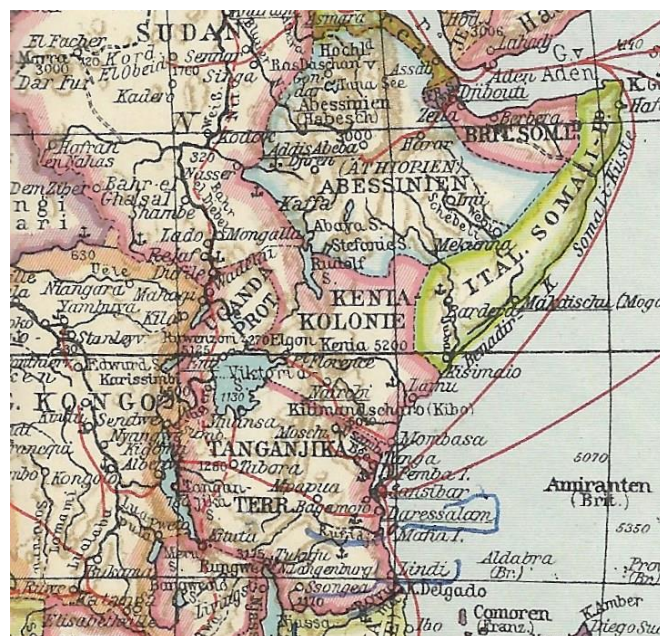
legte sie vor ihr auf den Tisch. Ohne die Qualität zu prüfen blickte sie mich mit gerunzelten Augenbrauen an, schüttelte den Kopf und fragte: „Noch eine weiße Hose? Musst du Fritzi alles nachmachen? Der geht in eine Stadtschule und du in ein Klosterseminar. Und erst diese Schuhe! Es sind zwar solide ‚Budapester‘ mit doppelt vernähten glatten Ledersohlen, aber du wirst mit denen nicht zur Kirche gehen. Auch nicht in weißer Matrosenhose mit knallrotem Hemd. Ab Ostern kannst du das zu Hause tragen, aber fang damit nicht in der Karwoche an.“ Ich legte ihr die Rechnungen und mein Sparbuch vor. Als sie dann noch erfuhr zu welchem Preis ich das Restepaar ‚Budapester‘ gekauft hatte, erteilte sie mir Absolution. Das sei ein guter Kauf gewesen und ihre Augenbrauen beruhigten sich.“



Die folgenden Tage blieben trocken und die Hänge des Berges und die Wiesen wurden wieder grasgrün. Selbst die Tannen begannen an den Spitzen auszutreiben. In und um das Haus herrschte Ruhe. Es war ja Karwoche, eine „gstade“ also stille Zeit. Das Radio blieb abgeschaltet. Keine Mittagskonzerte vom Bayerischen Rundfunk und schon gar nicht die Hitparade auf AFN American Forces Network Radio Munich. Den Sender der Ammis konnten wir Brüder auch sonst nur hinter den dicken Vorhängen im Lesezimmer bei niedriger Lautstärke hören. Onkel Kreppel mochte weder Jazz noch Rock’n Roll. Er mochte die Klassik, aber wenn er sich ans Klavier setzte, spielte er zur Unterhaltung gerne Melodien von Peter Kreuder. Im Lesezimmer stand ein Loewe Opta Radiogerät mit einem magischen Auge. Es war an eine Antenne auf dem Dach angeschlossen und wir hatten guten Empfang, weil die Verstärker des Bayrischen Rundfunks wie des AFN Radio Munich auf dem Berg standen. Der BR hatte seinen Sendemast neben der Festhalle mit Aussichtsterrasse des Bergwirts und der AFN betrieb auf dem streng bewachten, aber von der Friedhofsmauer einseharen eingezäunten Bereich der United States Army, zwei Sendetürme aus Stahlgerüst, die auch mit Sendeschalen versehen waren. Aber trotz der Höhenlage des Hauses konnte nur eine Handvoll Sender gut empfangen werden. Damals wurde besonders auf Mittelwelle gesendet. Das Mittelwellenband entspricht einem Frequenzbereich zwischen 526,5 kHz und 1606,5 kHz. Auf der von hinten beleuchteten Senderauswahl des Geräts konnte man mit einem seitlichen Drehknopf einen senkrechten roten Zeiger durch die achtundvierzig Namen von Städten oder Sendern bewegen. Die sind allerdings nicht nach Namen, sondern nach ihrem Platz in der Sendefrequenz angeordnet. Das ergibt ein rechtes Kuddelmuddel, war aber wohl technisch nicht anders möglich. Es rauschte und knackte, wenn man sich zwischen den Sendestationen bewegte bis am Ziel angekommen, der Empfang feingestellt war. Dabei half das magische Auge im Firmenzeichen, das nach Inbetriebnahme begann grüner zu strahlen und damit anzuzeigen, wie gut der Sender empfangen werden konnte. Die meisten Gäste waren auf Ausflügen in die Umgebung, Onkel Kreppel in seinem Arbeitszimmer, Mutti mit dem Baby in ihrem Raum. Ich war also allein im Lesezimmer, zog die schwere Vorhänge zum roten Zimmer vor, setzte mich ganz nah an den Lautsprecher, drückte die AUS Taste nach unten und wartete, bis das magische Auge warm wurde und grün leuchtete. Aber auch der Rundfunk hielt sich an die Regeln der Karwoche und spielte nur ernste oder Volksmusik, aber keine Schlager und schon gar nicht Rock’n Roll. Ich drückte die Austaste und suchte im Bücherregal nach einem Buch mit einem Titel, der mich ansprach und fand dieses Taschenbuch:



Im Klappentext las ich über den Inhalt: „Ich hatte eine Farm in Afrika am Fuße der Ngongberge.“ „So beginnt dieses Buch, und schon sind wir selbst auf der Kaffeepflanzung in Kenia, in einer unvergleichlichen Landschaft und einer hohen Luft, zweitausend Meter über dem Meer. Hier zwischen Busch und Steppe erleben wir die Geschichte der Farm und der vielen Geschichten, die sich dort ereignen. Kamante der schwarze Koch, tritt vor uns hin; der große Häuptling Kinanjui hält Gericht; die Neger versammeln sich zu ihren Tanzfesten. Gäste kehren ein: Massaikrieger, Inder, Somali, Europäer vom Rande der Gesellschaft, die für eine Weile Unterschutz finden, Freunde aus Nairobi und von den Farmen ringsum, unvergeßliche eigenwüchsige Gestalten darunter. Auch Tiere sind ringsum: Lulu die Antilope, Pania der Windhund und die vielen, die königlichen Tiere der Wildnis.“ Das erweckte meine Neugier und ich nahm das Taschenbuch mit und ging durch das Haus auf die Terrasse, um es dort in einem Liegestuhl mit Bergblick zu lesen. Nach wenigen Seiten beschreibt die Autorin die „zwölf Meilen entfernte Stadt Nairobi“ und da das Buch keine



Landkarte enthielt, musste ich ins **Laboratorium** gehen, um meinen Knauts Weltatlas zu holen, wenn ich Näheres über Kenia und Nairobi erfahren wollte. Ich fand Kenia im Kartenteil, aber nur wenige Daten im Länderabschnitt „BRITISCHE TERRITORIEN UND MANDATSGEBIETE IN OSTAFRIKA: Hierzu gehören das Protektorat Britisch-Somaliland mit der Hauptstadt Berbera (15.000-30.000 Einw., je nach warmer oder kalter Jahreszeit), die Kenia-Kolonie mit der Hauptstadt Nairobi (120.000 Einw.), die Protektorate Uganda mit dem Verwaltungssitz Entebbe und Sansibar mit Pemba (Hauptstadt Sansibar, 45.000 Einw.), Njassaland

(Hauptstadt Zomba, 7.500 Einwohner, sowie das Mandat Tanganjika-Territorium (Hauptstadt Daressalam, 69.000 Einw.).“

Gegen vier Uhr nachmittags erschien Oma mit der großen, kugelig runden braunen Teekanne aus Ton mit einem halbrunden Tragegriff aus Bambus in der einen Hand und einem Stövchen in der anderen. Sie stellte die schwere Teekanne auf dem langen Terrassentisch ab, entzündete die Teelichter des Stövchens und stellte die Teekanne darauf. Dann setzte sie sich auf die Bank und wartete darauf, dass das Teeei, das voll mit schwarzem Assamtee im gekochten Wasser an einer kleinen Kette mit Haken zum Einhängen an den Deckelrand der Kanne baumelte, auch rechtzeitig nach spätestens zehn Minuten herausgezogen werden konnte. Als sie mich entdeckte konnte sie mein Gesicht nicht sehen, weil ich mit dem Rücken zur Sonne, mit dem Buch von Tania Blixen vor mir, lesend Richtung Haus saß. Sie konnte aber das Titelbild sehen und die Schwarzen mit Trommeln, Speeren und Federbüscheln auf ihren schwarzen Köpfen. Sie lachte, was sie selten tat, ihre blaugrauen Augen wurden lebhaft und sie fragte, ob sie das Buch ansehen darf. Natürlich durfte sie das. Sie hielt es mit ausgestrecktem Arm zum Lesen vor sich, wie sie es auch mit Zeitungen oder Zeitschriften tat. Sie trug auch mit bald achtzig Jahren keine Brille. Sie hatte ein selbstgefertigtes Gebiss, das sie nachts rausnahm, aber obwohl ihr Ehemann und auch ihr Sohn Augenärzte waren, brauchte sie keine Brille. Sie blätterte in den ersten Seiten, dann lachte sie noch einmal und erklärte, dass sie die Schriftstellerin kenne, denn die sei eine Dänin aus København, was klingt gesprochen wie ‚Köbnhaun‘ mit einem halbstummen e zwischen b und erstem n. Auf Deutsch klingt es wie es geschrieben wird: Kopenhagen. Sie erklärte, dass ‚Tania Blixen‘ ein Pseudonym sei und sie in Dänemark als Isak Denisen bekannt sei. Unter diesem Namen hätte sie die Schriftstellerin auch kennengelernt, als sie vor dem ersten Weltkrieg beide an der Universität in København studiert hätten. Da war es wieder, das Pseudonym, dem ich mit meiner Mutter bei Frau



Ackermann begegnet bin. Ein zweiter Name unter dem man anscheinend Bücher schreiben kann. Aber darauf ging Oma gar nicht ein. Sie sagte, das Buch sei in Dänisch geschrieben worden und sie hätte es vor über zwanzig Jahren in ihrer Heimatsprache gelesen. Das war 1940 und sie lebte damals schon hier am Hohenpeißenberg. Das Buch seien aber die Erinnerungen von Isak Denisen an ihre Farm, die sie 1913 in Afrika geführt hatte, also vor dem ersten Weltkrieg, in einer britischen Kolonie. Deshalb sei das Buch auch in englischer Sprache ein Welterfolg geworden. Der Gedanke, dass ich jetzt hier auf dieser Terrasse auch das Buch über das Leben einer Dänin im fernen Afrika lese, gefiel ihr scheinbar und wenn sie schmunzeln hätte können, hätte sie es jetzt getan. Aber stattdessen gab sie mir das Buch zurück und sagte, dass ich eigentlich noch nicht alt genug sei, um es zu lesen, aber da ich Missionar in Afrika werden wollte, könnte ich es ja versuchen. Die erste Geschichte über Kamante und Lulu wäre dazu geeignet. Außerdem warnte sie mich

davor, dieses Buch mit ins Seminar zu nehmen. Dann sah sie auf die Uhr, die sie wie ein Medaillon an einer Silberkette um den Hals trug und stellte mit Erschrecken fest, dass das Teeei weit über zehn Minuten in der Kanne gehangen hatte. Inzwischen waren auch Familienmitglieder und Gäste eingetroffen, aus der Küche wurde Gebäck und Kaffee geliefert und ich entschied, mich auf die Terrasse vor dem Holzzimmer zurück zu ziehen, um die Geschichte einer Dänin in Ostafrika weiter zu lesen. Die Kaffeefarm auf der sie lebte, lag 12 Meilen entfernt von Nairobi, der Hauptstadt Kenia. Ich versuchte nochmal im Knairs Weltatlas Näheres zu erfahren und fand noch einen Abschnitt über Afrika als Kontinent. Im Vergleich zu Abschnitten zu einzelnen Ländern ist er ziemlich kurz. 1950 war die Zahl der Einwohner des gesamten Kontinents 198 Millionen bei einer Weltbevölkerung von 2.378 Millionen Menschen. Die Gesamtfläche Afrikas von 30 Millionen qkm beträgt etwa 22% der Landfläche der Erde. In Asien lebten auf 44 Millionen qkm und 30% der Landfläche der Erde über eine Milliarde Menschen und auf etwa 2 Millionen qkm der Landfläche von Westeuropa lebten über 250 Millionen Menschen zwischen Eisernem Vorhang und Amerika.

AFRIKA

(Karte 38, 39, 40)

Afrika ist, wie auch die übrigen Südkontinente, nur wenig gegliedert. Abgesehen von der plumpen Somalihalbinsel, dem Osthorn Afrikas, fehlen größere Halbinseln ebenso wie tiefeingreifende Meeresbuchten. Lediglich der Golf von Guinea bewirkt eine gewisse Gliederung derart, daß dem trapezförmigen Nordafrika das dreieckige Südafrika gegenübersteht. Im ganzen bildet jedoch Afrika eine riesige, weiträumige Landmasse von der dreifachen Größe Europas, die sich beiderseits des Äquators gleich weit nach Norden und Süden erstreckt. Die westöstliche Ausdehnung vom Kap Verde bis Kap Guardafui ist mit 7400 km nahezu so groß wie die nordsüdliche vom Kap Blanco zum Kap Agulhas (Nadelkap), die 8000 km beträgt. Im Nordosten hängt Afrika durch die 160 km breite Landenge von Suez mit Asien zusammen, eine Verbindung, die 1869 durch den Suezkanal unterbrochen wurde, so daß seitdem der ganze Kontinent umschifft werden kann. Als zweitgrößter Erdteil der Alten Welt steht Afrika in enger Beziehung zu Asien und Europa, von denen es nur durch die schmalen Einbruchsbecken des Roten und Mittelländischen Meeres getrennt wird.

Hinsichtlich der Bodengestaltung unterscheidet man in Afrika drei große Gebiete verschiedener Höhe: 1. die Atlasländer im Norden, 2. Niederafrika, den größten Teil von Nordafrika und das Kongobecken umfassend, 3. Hochafrika, das den Osten und Süden des Erdteils einnimmt. Zwischen dem Atlantischen Ozean und dem Mittelländischen Meer bildet das Atlasgebiet ein junges Faltengebirgsland, dessen Ketten im Hohen und Mittleren Atlas 4000 m überschreiten. Das übrige Afrika bildet eine riesige Platte, die aus einem alten gefalteten, aber größtenteils wieder eingeebneten Grundgebirge besteht. In Niederafrika, das die Wüste Sahara, den Sudan und das Kongobecken umfaßt, liegt die afrikanische Platte meist unter 500 m, in Hochafrika (Ost- und Südafrika) dagegen, abgesehen von einem schmalen Küstenstreifen, fast durchweg über 1000 m. Hochafrika besteht aus dem Hochland von Abessinien (4600 m), dem ostafrikanischen Seenhochland und dem von Randgebirgen umschlossenen Hochland von Südafrika (Drakensberge, 3400 m). Die Hochländer zerfallen in zahlreiche flache Becken, die durch Schwellen voneinander getrennt werden. In den Schwellen hebt sich das Land und wird von den Flüssen zerschnitten, während die Becken sich einbiegen und von den Flüssen zugeschüttet werden. Auf den Schwellen des ostafrikanischen Seenhochlandes, dessen Mitte vom Viktoriasee (1130 m) eingenommen wird, erheben sich die

Politische Einteilung Afrikas

Name	Staatsform	Fläche in 1000 qkm	Bevöl- kerung in 1000 Einw.	Ein- woh- ner je qkm
<i>Nordafrika</i>				
Franz. Marokko	Frz. assoziierter Staat	399	8 800	22
Algerien	Frz. Übersee-Depart.s	2194	8 876	4
Tunesien	Frz. assoziierter Staat	125	3 230	25
Westsahara	Span. Kolonie	285	65	0,2
Span. Marokko	Span. Protektorat	47	1 100	24
Kapverd. Inseln	Portug. Kolonie	4	161	40
Tanger	Internat. Verwaltg.	0,583	100	171
Libyen	unter brit. u. frz. Ver- waltung	1759	1 072	0,6
<i>Nordostafrika</i>				
Ägypten	Königreich	994	20 045	20
Engl.-ägypt. Sudan	Engl.-ägypt. Kondom.	2505	8 054	3
<i>Ostafrika</i>				
Somaliland (it. Verw.)	unter ital. Verwaltg.	490	1 000	2
Eritrea	unter brit. Verwaltg.	120	1 068	14
Äthiopien	Kaiserreich	1060	15 000	14
Brit. Somaliland	Brit. Protektorat	176	700	3,5
Kenia	Brit. Kronkolonie	583	5 454	9,3
Uganda	Brit. Protektorat	243	5 050	20
Sansibar u. Pemba	Brit. Protektorat	2,6	266	102
Njassaland	Brit. Protektorat	124	2 314	18,5
Frz. Somaliküste	Frz. Übersee-Gebiet	23	45	20
Mozambique	Portug. Besizung	771	6 258	8
Tanganjika	Brit. Mandat	940	7 514	8
Ruanda Urundi	Belg. Mandat	54	3 860	71
<i>Inseln im Indischen Ozean (Ostküste)</i>				
Mauritius, Seychellen, Amiranten	Brit. Kronkolonie	2,2	509	225
Madagaskar	Frz. Übersee-Gebiet	592	4 295	7
Réunion	Frz. Übersee-Gebiet	2,5	242	94
Comoren	Frz. Übersee-Gebiet	2,1	142	65
<i>Südafrika</i>				
Nordrhodesien	Brit. Kronkolonie	752	1 640	2,2
Südrhodesien	Brit. Kronkolonie	389	2 022	5,2
Betschuanaland	Brit. Protektorat	712	296	0,4
Swasiland	Brit. Protektorat	17	185	11
Basutoland	Brit. Protektorat	30	561	19
Südafrik. Union	Brit. Dominion	1223	12 112	9,2
Südwestafrika	Mandat d. Südafrik. Union	824	352	0,4
<i>Mittelafrika</i>				
Angola	Portug. Besizung	1264	4 595	3,6
Belgisch-Kongo	Belg. Außenbesizung	2362	11 000	4,6
Frz. Äquatorialafrika	Frz. Übersee-Gebiet	2510	4 347	1,7
Kamerun (Westteil)	Brit. Mandat	88	1 027	12,2
Kamerun (Ostteil)	Franz. Mandat	431	2 900	6,7
<i>Inseln im Atlantischen Ozean (Westküste)</i>				
Sao Thomé u. Principe	Port. Besizung	0,9	59	63
Span. Guinea	Span. Besizung	27	170	6,3
Erfrischungsineln (St. Helena und Dependenzen)	Brit. Kronkolonie	0,4	5	12

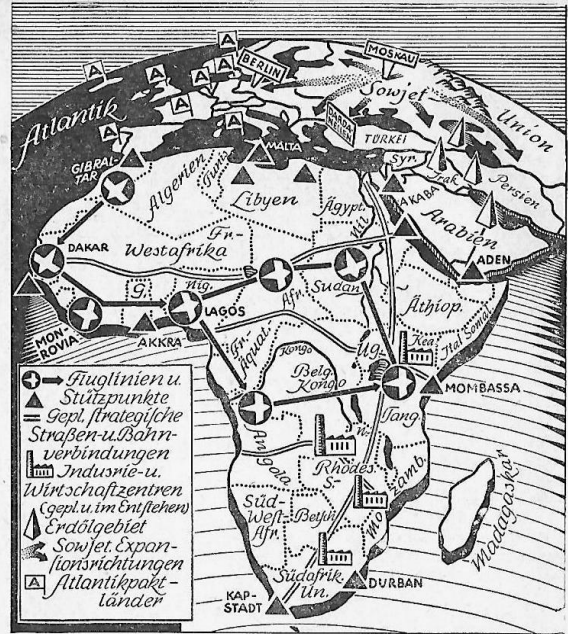
Name	Staatsform	Fläche in 1000 qkm	Bevölkerung in 1000 Einw.	Einwohner je qkm
<i>Westafrika</i>				
Osttogo	Franz. Mandat	55	972	18
Westtogo	Brit. Mandat	34	383	11
Franz. Westafrika	Franz. Überseegebiet	4675	10 535	3,5
Portug. Guinea	Portug. Besetzung	36	431	12
Liberia	Republik	111	2 500	22
Nigeria	Brit. Kol.u. Protektorat	877	23 000	26
Goldküste	Brit. Kol.u. Protektorat	205	4 112	19
Sierra Leone	Brit. Kol.u. Protektorat	72	1 858	25
Gambia	Brit. Kol.u. Protektorat	11	240	22

3 höchsten Berge Afrikas in die Schneeregion: Kilimandscharo (6010 m), Kenia (5200 m) und Ruwenzori (5125 m). Westlich vom Kilimandscharo liegt das Hochland der Riesenkrater (3648 m), dessen zentraler Krater mit 22 km Durchmesser der größte Kraterkessel der Erde ist.

Die afrikanische Platte wird im Osten von dem großartigen ostafrikanischen Grabensystem durchsetzt, das sich von Syrien durch das Rote Meer und Ostafrika bis zum Sambesi 6000 km weit hinzieht. Lange, schmale Senken, die beiderseits von steilen parallel verlaufenden und bis 3000 m hohen Bruchstufen begleitet werden, kennzeichnen das Grabensystem; die tiefsten Teile werden von Seen eingenommen. Albert-, Edward-, Kivu- und Tanganjikasee im zentralafrikanischen, der Rudolfsee im ostafrikanischen, der Njassasee im Njassagrabensystem.

Sowohl Hochafrika, zu dem auch die Insel Madagaskar gehört, als auch Niederafrika fallen stufenförmig zur Küste ab. In brausenden Stromschnellen und Wasserfällen überwinden daher die meisten größeren Flüsse die Landstufen und sind von der Mündung her nicht weit schiffbar. Die bedeutendsten Ströme Afrikas sind der Nil (6390 km, Stromgebiet 2,9 Mill. qkm), der Kongo (4650 km, 3,7 Mill. qkm), der Niger (4160 km, 2,1 Mill. qkm) und der Sambesi (2660 km, 1,3 Mill. qkm). Das abflußlose Gebiet umfaßt nahezu 9 Mill. qkm oder 30% der Gesamtfläche. Die größten Seen liegen in Ostafrika. Der 1130 m hoch gelegene Viktorias-See (68 800 qkm, 75 m tief), der drittgrößte See der Erde, so groß wie Bayern, erfüllt den tiefsten Teil des flachen Unjamwesi-Ugandabeckens. Der 650 km lange Tanganjikasee, der zweitiefste See der Erde (32 140 qkm, 1435 m tief) und der Njassasee (30 800 qkm, 785 m tief) liegen in tiefen Grabensenken, die weit unter den Meeresspiegel hinabreichen. Im Sudap bildet der Tschadsee ein außerordentlich flaches, nur etwa 1 1/2 m tiefes Wasserbecken wechselnder Größe (20 000 bis 25 000 qkm).

In klimatischer Hinsicht ist Afrika der eigentliche Tropenkontinent, der nur im Norden und Süden in die Subtropen ragt. Die Atlasländer gehören zum Winterregengebiet des Mittelmeeres. Das Wüstenklima der Sahara wird im Süden abgelöst vom Sudanlima mit Sommerregen. Die Guineaküste hat ein feuchtes Monsunklima.



Die Querverbindungen der Kap-Kairo-Linie werden durch regelmäßig beflogene Luftstrecken gebildet. Eisenbahnlinien von West nach Ost sind ebenfalls im Bau

Auch das Kongobecken erhält reiche Niederschläge. Ostafrika, unter der Herrschaft des Monsuns, hat zwei Regenzeiten und zwei scharf ausgeprägte Trockenzeiten. Weite Gebiete sind in Ostafrika Savannen (Grasflur mit vereinzelt Bäumen) und Wüste, während Zentralafrika wie die Guineaküste von tropischem Regenwald bedeckt wird. Massau am Roten Meer ist mit 30° mittlerer Jahrestemperatur einer der heißesten Orte der Erde. Das Binnenhochland Südafrikas ist ein trockenes Steppe mit geringen Sommerregen. Die Küste Südwestafrikas leidet unter wüstenhafter Trockenheit. Das Kapland ragt bereits in die Zone der Winterniederschläge.

Afrika ist sehr dünn bevölkert (6,6 je qkm), die riesigen Wüstengebiete sind fast menschenleer. Die gesamte Bevölkerung des Erdteils beträgt 198 Mill. Einw. Die eingeborene Bevölkerung Afrikas besteht nördlich der Sahara hauptsächlich aus



Zu den früher schon sehr begehrten Bodenschätzen des schwarzen Erdteils ist in den letzten Jahren noch Uran hinzugekommen — ein zeitgemäßes Grund mehr, die weitere Erschließung Afrikas voranzutreiben

Berbern und Arabern, südlich des Wüstengürtels aus Negeren, welche in die Sudan- und die Bantuneger zerfallen. Die kulturell höherstehenden Sudaneger bewohnen den ganzen Sudan bis an die Guineaküste. Südlich der Linie Kamerunberg-Viktoriasee liegt das Verbreitungsgebiet der Bantuneger, die mit Ausnahme von Südwestafrika das ganze südafrikanische Dreieck einnehmen. Als Reste älterer Völker leben in schwer zugänglichen Gebieten Zwergvölker (Pygmäen), Buschmänner und Hottentotten, diese hauptsächlich in Südwestafrika und der Kalahari. Madagaskar wird von malajischen Howas bewohnt. Inder und Chinesen kommen als Arbeiter, Weiße als Siedler.

Von den Wirtschaftsgütern stammen Kaffee, Kokanuß, Palmöl, Rizinus, Datteln und Wassermelonen aus Afrika, das außerdem Kakao und wichtige Rohstoffe, besonders Baumwolle, Sisalhanf, Espartogras, Kautschuk liefert. Südafrika besitzt neben Kupfer, Kohlen und anderen Bodenschätzen die größten Gold- und Diamantenlager der Erde.

Zu Nordafrika rechnet man geographisch auch die Inselgruppen im Atlantischen Ozean: Madeira und die Kanarischen Inseln. Politisch gehört Madeira jedoch zu Portugal, die Kanarischen Inseln zu Spanien. Sie sind gebirgige Vulkaninseln, die sich steil aus dem tiefen Meere erheben. Auf Teneriffa erreicht der Pico de Teyde 3710 m. Madeira und die Kanarischen Inseln erfreuen sich eines milden, gesunden Klimas; Bananen, Wein, Zucker, Südfrüchte sind die Haupterzeugnisse.

Außer Ägypten, Liberia, Äthiopien und der Südafrikanischen Union, die als Dominion dem Commonwealth of Nations angeschlossen ist, ist Afrika von europäischen Staaten in Besitz, in Verwaltung genommen oder unter ihren Schutz gestellt.

Nach diesem Ausflug nach Afrika, las ich die erste Geschichte über den Eingeborenen Kikuju Kemante, der seine Laufbahn im Hause von Baronin Blixen auf der Ngongfarm als Hundepfleger begann, später ihr medizinischer Assistent und schließlich ihr Küchenchef wurde. Kemante konnte nicht lesen und sprach kein Englisch, aber hatte ein vortreffliches Gedächtnis für Rezepte, verwechselte nie die Gerichte, aber konnte die Reihenfolge der Gerichte innerhalb der Mahlzeit nicht verstehen. „Im Grunde seines Herzens hielt er die Mühe die wir uns mit unserer Nahrung machten für eine Art Wahnsinn.“ Eine ähnliche Einstellung hatte er zur Religion. „Er betonte häufig, daß er ein Christ sei. Ich wußte nicht, was er sich bei dem Namen dachte, und versuchte ein oder anderes Mal, ihn zu examinieren. Aber er erklärte, er glaube das, was er glaube, und da ich ja wissen müsse, was ich glaube, hätte es keinen Sinn ihn auszufragen. Ich merkte, dass das mehr war als eine Ausrede; es war gewissermaßen ein positives Programm und Glaubensbekenntnis. Er hatte sich dem Gott der Weißen unterstellt. In seinem Dienst war er bereit, jeden Befehl zu befolgen, aber er hielt es nicht für seine Pflicht, einen Lebensplan zu ergründen, der am Ende ebenso unvernünftig sein konnte wie die Lebenspläne der Weißen selbst.“ An dieser Stelle legte ich das Buch beiseite und dachte über meinen Lebensplan nach und stellte fest, dass ich außer Missionar in Afrika keinen hatte, während meine älteren Brüder einen hatten. Sie waren dabei einen Beruf zu erlernen und eine Familie zu gründen. Jörg hatte einen Vertrag mit der Luftwaffe, Wölfi arbeitete an seinem Gesellenstück und Fritzki würde nach dem Abitur Betriebswirtschaft studieren, um Unternehmer zu werden. Nur ich hatte nicht die geringste Vorstellung, ob ich in sechs Jahren das Abitur machen würde, oder was ich danach machen könnte, sollte oder wollte. Aber eins war klar: Ich wollte nach Afrika, wann immer sich in der Zukunft die Gelegenheit ergibt.

Am Gründonnerstag ging ich auf den Berg, setzte mich auf die Kirchhofsmauer, blickte auf die Alpenkette und bereitete mich auf die Beichte vor, die ich bei Pfarrer Kleidorfer ablegen wollte, der jeden Tag von fünf bis sieben Uhr am Nachmittag in seinem Beichtstuhl auf Kundschaft wartete. Denn wenn ich das nicht tat, könnte er bei der Kommunion an mir vorbeigehen, ohne mir eine Hostie zu verabreichen, was von anderen falsch verstanden werden könnte. Daran war mir aber nicht gelegen. Also entschied ich mich, als gerade niemand mehr wartete, den Vorhang zur Kniebank des Beichtstuhls beiseite zu schieben, mich zu bekreuzigen, hinzuknien, meine Schuld zu gestehen und auf Fragen von Pfarrer Kleidorfer zu warten. Ich konnte nicht wissen, welche Beichte er vorher abgenommen hatte, aber er erschien erleichtert die vertraute Stimme einer seiner Ministranten zu hören und schien nicht erpicht mich zu Geständnissen heraus zu fordern, die er lieber nicht hören würde. Nach der Absolution fragte er mich nach dem Befinden meiner Großmutter, die er bei Besuchen bei meinem Großvater kennengelernt hatte und trug mir auf, ihr seine besten Ostwünsche zu übermitteln.



Seit 1827 führten über 100 Jahre lang Pfarrer meteorologische Beobachtungen auf dem Hohenpeißenberg durch. Pfarrer Josef Kleidorfer war von 1932 bis 1936 der letzte beobachtende Pfarrer auf dem Berg. 1934 wurde die Landeswetterwarte in den neuen Reichswetterdienst eingegliedert. In der Station Hohenpeißenberg brachte dies zunächst keine Veränderungen. Die Aufgaben wurden dann im Dezember 1936 wesentlich erweitert und hauptamtliche Wetterbeobachter in der Wetterstation eingesetzt. Die Station

selber wurde aus dem Pfarrhof ausgelagert, wo sie sich seit 1781 befunden hatte, und in zwei angemietete Räume der Gastwirtschaft Greitner eingegliedert. Die Station erhielt neue Registriergeräte und eine Wetterhütte, die im Garten der Gastwirtschaft aufgestellt wurde. Parallel dazu fanden Planungen zum Neubau einer Außenstelle der Flugfunkforschung Gräfelting auf dem Hohen Peißenberg statt. Der Neubau am westlichen Ende des Berggipfels wurde 1937 eröffnet und im März 1940 bezog auch der Wetterdienst die zweite Etage. Die Geräte wurden auf das 200 Meter westlich des Gebäudes gelegene Hauptmessfeld umgesetzt. Pfarrer Kleidorfer war also nicht nur ein Pfarrer und Volksschullehrer für Religion, sondern auch ein Meteorologe und Astronom. Er kannte noch Dr. Waldemar Unger, der 1924 den Hubertushof erwarb um dort eine Heilstätte für psychotherapeutische Kuren zu betreiben.



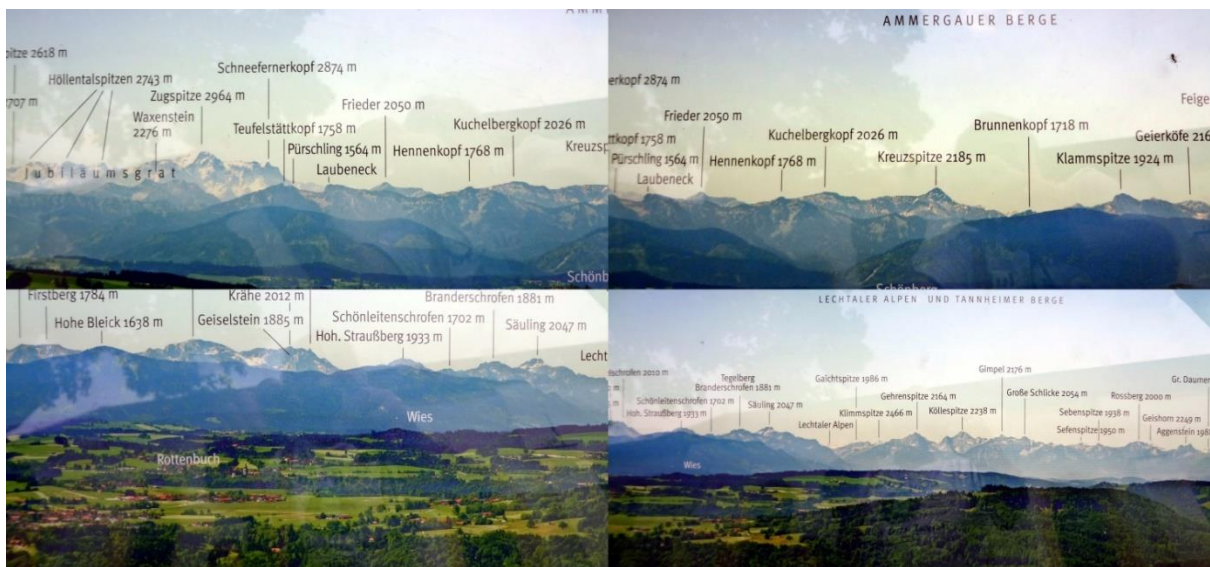
Dr. Unger hatte mit der Landesversicherungsanstalt in Sachsen einen Belegungsvertrag für Kuren von vier bis sechs Wochen ausgehandelt, der auch nach seinem Umzug in das zwischen Hubertushof und dem Lenzenbauernhof etwa auf gleicher Höhe liegende Anwesen ‚Stadtmüller‘ bis 1935 Bestand hatte. Dann wurde der Vertrag von den Nazis gekündigt. Dr. Unger verkaufte das ehemalige Anwesen ‚Stadtmüller‘ an Dr. Engelhard Wychgram, der durch die Nazis seine Stelle als Kreisarzt in Luckenwalde bei Berlin verloren hatte. Dr. Unger floh in die Schweiz, dann in die Vereinigten Staaten. Pfarrer Kleidorfer kannte sie beide, schon weil manche Kurgäste katholisch waren und seine Kirche aufsuchten. Außerdem kam unser Großvater zu ihm, um von der Beobachtungsplattform, die sich noch immer auf dem Dach des Pfarrhauses befand, den klaren Sternenhimmel durch sein Teleskop zu beobachten und Onkel Hayo hatte die Erlaubnis nachmittags auf der Orgel der Pfarrkirche zu üben. Pfarrer Kleidorfer war 1931 nach Hohenpeissenberg gekommen. 1933 wurde der Bau eines Wirtschaftswegs an der Südseite des Berges bis zum Pröbstlhof vom Gemeinderat beschlossen. Ein Jahr später wurden die Arbeiten unterbrochen, weil die Grundbesitzer, die Grund zuerst unentgeltlich abtreten wollten, eine Entschädigung forderten. „1935 ersetzte die NSDAP den Gemeinderat durch den örtlichen Bauern Josef Schilcher. Wenig später genehmigte der Rat die Anschaffung und Anbringung von Schildern mit der Aufschrift ‚Juden nicht erwünscht. Gemeinderat Hohenpeissenberg‘.“ Erst 1936 wurde der Wirtschaftsweg, genannt Bergstraße, fertiggestellt. Vom Bau der Straße wusste ich. Die Jahreszahl haben wir uns in Heimatkunde gemerkt. Dass der Deutsche Wetterdienst die Station 1936 übernommen und ein massives neues Gebäude für die Station errichtet hat ebenso. Aber erst jetzt hatte ich begonnen über Zusammenhänge nachzudenken, die ich vorher nicht sehen konnte, weil sie keine Bedeutung hatten.

Vielleicht war es die Erinnerung an meinen Großvater, die Pfarrer Kleidorfer dazu bewogen hatte, mich zu ermuntern, meine Ziele nicht aus dem Auge zu verlieren, sondern mit Gottvertrauen weiter anzustreben, statt dem Zweifel nachzugeben. Für ihn war Gott ein gnädiger Gott, der bereit war meine Sünden zu vergeben, solange ich ihm vertraute. Ohne dieses Vertrauen wäre ich allein mit mir und meinen bisherigen und künftigen Sünden. Zum Beten der zwei Rosenkränze, die meine Reue begleiten sollten, zog ich mich in die Marienkapelle zurück und dort überkam mich vor dem Gnadenbild ein wonniges Gefühl von Glück und Wohlbehagen. Ich war frei von Sünde und Gott würde mit mir sein, was immer auch in der Zukunft geschehen wird. Irgendwann würde ich es auch ohne Lebensplan schaffen, die ferne, dunkel lockende Welt Afrikas zu bereisen. Das Buch von Tania Blixen legte ich samt Knaurs Weltatlas vorerst im Regal des **Laboratorium** ab, denn Ostern stand vor der Tür und am Karsamstag waren alle Zimmer belegt.

In der Küche wurden am Karfreitag fast hundert Eier hart gekocht. Die Hälfte davon wurde unter kaltem Wasser abgeschreckt und die andere warm zum Färben in diverse flüssige Farben getaucht. Nach dem Mittagessen am Karsamstag wurden die Tische im Esszimmer zu einer fünf Meter langen Tafel zusammengedrückt und in der Mitte ein Läufer ausgelegt, auf dem viele bunt verpackte Schokoladeneier und -osterhasen sowie Vasen mit Osterglocken und Narzissen platziert wurden. Am Nachmittag wurden an den Plätzen alte Zeitungen ausgelegt und alle versammelten sich an der Tafel, um die ungefärbten Eier mit bunten Stiften, Wasserfarben oder Ölkreiden zu bemalen. Gefärbte Eier konnten auch mit verdünnter Salzsäure verziert werden. Das alles geschah mit Konzentration und Eifer bis vor dem Abendbrot, denn dann wurden die schönsten Eier unter lebhafter Beteiligung ausgewählt und in einen Korb gelegt, der vorerst tabu blieb. Nach dem Abendbrot gingen die meisten früh zu Bett, denn viele wollten an der Osternachtmesse in der Kirche auf dem Berg teilnehmen und die sollte um fünf Uhr morgens noch während der Dämmerung beginnen. Dann lag der Kirchenraum noch im Dunkeln und erst nachdem Pfarrer Kleidorfer, begleitet von Kaplan Hamberger, die Osterkerze hereingetragen hatte, läuteten alle Glocken den Osterbeginn ein, die Orgel spielte wieder und die Altarkerzen wurden entzündet. Wenig später ging die Sonne auf und erhellte den Kirchenraum bis zu den Bänken unter Orgelempore. Trotz der frühen Stunde war die Kirche bis auf den letzten Platz besetzt. Die Feier der Auferstehung Jesus feierte die Gemeinde voller Freude und Hoffnung. Fast alle gingen zur Kommunion. Auch ich. Nicht die Mutter, die bei ihrem Baby zu Hause geblieben war, und auch Onkel Kreppel nicht. Er blieb mit den Kannegießers auf seinem Stehplatz. Aber die waren ja auch evangelisch, was sie nicht hinderte mit vollen Stimmen beim „Großer Gott, wir loben dich....“ mitzusingen. Zweihundert von Herzen singende Stimmen in allen Tonlagen, von der Orgel mit allen verfügbaren Pfeifen und Registern voran getrieben, erzeugten vorübergehend eine ekstatische Stimmung, die alle ergriff.



Es war halb acht Uhr am Morgen, als wir die Kirche verließen und uns auf den Nachhauseweg machten. An der alten Linde vorbei gingen wir über den steilen Kirchweg hinab zum Kurheim. Auf der Terrasse standen zum Frühstück gedeckte Tische mit vielen bunten wie selbstbemalten hart gekochten Eiern, viereckigen Toastschnitten und Bauernbrot, denn an Ostern blieb die Bäckerei von Sanktjohanser geschlossen. Um neun Uhr standen auch Marmeladen, Honig, Butter, Käse und Aufschnitt auf den Tischen und alle versammelten sich zum Frühstück. Die Fastenzeit war zu Ende und der Hunger groß. Später füllten sie die Räume mit fröhlichen Stimmen, Musik spielte, von der Tischtennisplatte hörte man das Ping Pong des Balles, wenn er gegen Platte oder Schläger prallte. Aus der Küche kam das Klappern von Geschirr, aus irgendeinem Zimmer das Hämmern einer Schreibmaschine. Auf dem Küchenvorplatz gackerten die Hühner und von der Bergstraße hörte man das Motorengeräusch der Autos der Ausflügler die bergauf fuhren, um auf der Terrasse der Festhalle vom Greitner mit Blick auf das Alpenpanorama ihr Mittagessen serviert zu bekommen. Am Ostermittwoch wurde ein Zimmer im ersten Stock frei und ich konnte dort die wenigen Tage



und Nächte vor meiner Rückreise nach St. Ottilien verbringen. Es hatte ein Fenster nach Westen Richtung Bach und Wald, aber keine Dachgaube mit Alpenblick, sondern ein unter der Dachschräge in die Holztafelung eingebautes Einzelbett und einen kleinen Schrank mit Kommode mit Waschschüssel, Wasserkrug und Handtuch. Auf die Paneele von Schrank und Kommode hat derselbe Maler, der das Esszimmer dekoriert hat, mit leichter Hand blühende Alpen-Rosen, Frauenschuh, Gebirgsenzian und Leberblümchen gemalt. Nicht wie auf einem Foto, sondern mit klarem Strich und Farbtupfern auf sienabraunem Grund.



Das Zimmer mit der Nummer 7 hatte ein Pendant am anderen Ende des Flurs. Zimmer 1 ging nach Osten und hatte ebenfalls keine Dachgaube. Es war etwas größer, aber hatte ebenso eine Schrank mit Bett und Kommodenzeile unter der Dachschräge nach Norden wie Zimmer 7. In beiden Zimmern konnte man das Holz riechen. Sie waren mit Lärchenholz getäfelt, wie die Wände und die Decke des Holzzimmers im Erdgeschoß.

Aus Zimmer 1 konnte man über den Gipfeln der Bäume Richtung Südosten noch die Chiemgauer Berge sehen. In Zimmer 1 gab es Morgensonne, in Zimmer 7 Abendsonne. Es gab ein Waschbecken mit fließend kaltem Wasser und einem Spiegel mit Ablage darunter. Der war fest montiert, 40X30 cm groß und ich konnte nur meinen Kopf, meine Schultern und Brust darauf sehen. Ich hatte einen kleinen runden Taschenspiegel. Damit konnte ich mit dem Rücken zum Spiegel über dem Waschbecken den Haarschnitt auf meinem Hinterkopf über meinem Kragen kontrollieren. Auch die Scheitelfurche auf der linken Hälfte meines Kopfes konnte in klarer Linie zum Haarwirbel gezogen werden. Meine Frisur war mir weniger wichtig als den Erwachsenen. Eine Auswahl der Frisur gab es nicht. Weder zu Hause noch im Seminar. Dort wurden wir regelmäßig alle drei Wochen in einer frei geräumten Ecke des Studiersaales mit über die Schulter gehängtem Handtuch von ein paar Schülern aus den oberen Klassen geschoren. Der Schnitt hieß Kochtopfschnitt, weil dazu eine Art Poleolus, also Käppis ähnlich von Priestern verwendet wurde. Alle Haare die darunter herausschauten wurden mit einer mechanischen Haarschere abgeschnitten. Dann wurde das Käppi abgenommen und die Schnittkanten mit einer Schere und ein paar Schnipp-Schnapp egalisiert. Das dauerte zehn Minute und wir hatten alle wieder kurze Haare und freistehende Ohren. Manche hatten mehr abstehende Ohren, über die sich die mit anliegenden Ohren lustig machten, indem sie sie Fledermaus- oder Schweinsohren nannten. Die mechanische Schere war für beide Ohrformen gleich schmerzhaft. Entweder war es mangelnde Ölung und der Schneidebalken klemmte, die Messer waren stumpf oder der sie Bedienende war ungeschickt – die meisten blutenden Stellen entstanden durch das freischneiden der Ohren. Am Wochenende nach der Rückkehr ins Seminar war es wieder soweit. Der einzige Spiegel, in dem ich



meinen ganzen Körper sehen konnte, stand in der Waschküche zwischen einer hohen gusseisernen Standwaage mit Skalanzeiger sowie einem Messgerät zur Feststellung der Körpergröße. Das bestand aus einer senkrechten Messskala und einer Messlatte die senkrecht zur Wand von oben auf den Scheitelpunkt des Kopfes geschoben wurde. Ich entschloss mich mit meinen neuen Schuhen, der weißen Matrosenhose mit hellbraunem Gürtel und dem kardinalsroten Elvis Hemd die fünfzehn Stufen über die Holzterasse in die Diele und dann über die Kellertreppe hinab zur Waschküche zu gehen, um alles dort anzuziehen und mich vor den Spiegel zu stellen. Davor stellte ich mich auf die Waage und ermittelte mein Nacktgewicht: 59 kg. Die Messlatte für Höhe zeigte 170 cm. Seit letztem Jahr hatte ich also vier Zentimeter zugelegt. Dann zog ich mich an und stellte mich vor den großen Spiegel, um mich von allen Seiten in voller Größe anzugucken. Die Sachen passten alle gut, aber ich sah aus wie ein Stenz, der auffallen will. Nun verstand ich die Bedenken meiner Mutter, war aber dennoch entschieden, alles und auch das Buch von Tania Blixen mit ins Seminar zu nehmen. Ich ging zufrieden wieder hinauf nach Zimmer 7. Es war längst dunkel und Zeit zu Bett zu gehen, aber die kleine Nachttischlampe noch nicht auszuschalten. Ich machte mich daran, das nächste Kapitel das Ngongo Farm bei Nairobi zu lesen. Es handelt von einem Unfall auf der Farm und einen verhängnisvollen Schuss, der den Frieden auf der Farm nachhaltig stört. Die Farmerin ist zugleich Friedensrichterin und soll auf

der Versammlung des Ältestenrats der Farm versuchen zwischen den Eingeborenen zu vermitteln. Dabei erfährt man viel über die Unterschiede der Weltansicht von Schwarzen und Europäern. Aber bevor sie sich auf den Weg macht, schreibt sie über die Bedeutung, die Träume für die Menschen haben.

Ich galt etwas bei den Eingeborenen, weil ich mehrere Male als erste auf der Farm den neuen Mond wie einen silbernen Bogen im Abendrot sah; besonders weil ich drei Jahre hintereinander als erste im Monat Ramadan, dem heiligen Monat der Mohammedaner, den Neumond erspähte.

Der Farmer läßt seine Augen langsam rings um den Horizont wandern. Erst gegen Osten, denn von Osten kommt, wenn er kommt, der Regen, und dort steht leuchtend die Ähre im Sternbild der Jungfrau; dann gegen Süden das Kreuz des Südens zu grüßen, den Türhüter der großen Welt, den Schützer und Liebling der Wanderer, und höher hinauf, unter dem Lichtstrom der Milchstraße, Alpha und Beta im Kentauren. Im Südwesten blinkt Sirius, einer der Großen des Himmels, und der weise Kanopus, und im Westen über den zarten, kaum geschweiften Umrissen der Ngongberge das strahlende Dreigestirn der Edelsteine: Rigel, Beteigeuze und Bellatrix. Zuletzt wendet er sich nach Norden, denn nach Norden kehren wir am Ende wieder zurück, und stößt da auf den Großen Bären selbst, der jetzt freilich dank der himmlischen Perspektive friedlich auf dem Kopfe steht; das ist so ein echter Bärenspañ, der freut den nordischen Auswanderer.

Menschen, die nachts im Schlafe träumen, kennen ein Glück, das die Tageswelt nicht gewährt, eine stille Verzückung, ein Schweben der Seele, das wie Honig auf der Zunge ist. Und sie wissen auch, daß die Wonne der Träume das Gefühl der grenzenlosen Freiheit ist. Es ist nicht die Freiheit des Tyrannen, der der Welt seinen Willen aufdrängt, sondern die Freiheit des Künstlers, der keinen Willen hat, der frei von Willen ist. Die Freude des wahren Träumers besteht nicht im Inhalt des Traumes, sondern in etwas anderem: darin, daß sich alles ohne sein Zutun ereignet und seiner Einwirkung völlig entzogen ist. Große Landschaften erschaffen sich selbst, weite herrliche Ausblicke, schwellende und zarte Farben, Straßen, Häuser, die er nie gesehen, von denen er nie gehört hat. Fremde Menschen treten auf und sind Freunde oder Feinde, obgleich der Träumende nie etwas mit ihnen zu schaffen gehabt hat. Die Vorstellungen des Fliegens und Dahinjagens kehren in Träumen immer wieder, sie sind nicht minder berauschend. Erinnerung man sich ihrer bei Tage, dann sind sie freilich matt und sinnlos, weil sie zu einem anderen Dasein gehören –: kaum aber legt man sich nieder, so wird der Strom wieder eingeschaltet, und das Wunderbare kehrt ins Gedächtnis zurück. Und immer umfängt den Träumer das Gefühl der unermesslichen Freiheit und durchströmt ihn wie Luft und Licht als überirdische Seligkeit. Er ist ein Auserwählter, er ist der eine, der nichts tun muß, zu dessen Reichtum und Glück alle Dinge sich zusammenfinden: die Könige zu Tharsis werden Gaben bringen. Er nimmt teil an einer großen Schlacht oder einem Fest und staunt, daß

er mitten darinnen ist, indes er den Vorzug genießt, still dazuliegen. Erst wenn sich das Bewußtsein der Freiheit zu verlieren beginnt, wenn die Vorstellung des Müßens sich der Welt bemächtigt, wenn Eile oder Anstrengung sich einstellen, ein Brief zu schreiben, ein Zug zu erreichen ist, wenn man sich mühen muß, die Pferde im Traum in Galopp zu bringen, die Gewehre abzufeuern, dann sinkt der Traum von seiner Höhe herab und wird zum Alpdruck, dem ärmlichsten und gemeinsten unter den Träumen.

Wenn etwas in der wachen Welt dem Traumzustand nahekommt, so ist es eine große Stadt, in der man niemanden kennt, oder die afrikanische Nacht. Auch da ist unermessliche Freiheit, auch da geschehen ringsum Dinge, bilden sich Schicksale; überall wird etwas getan, und doch geht es einen nichts an.

Ich träumte zwar, konnte mich aber selten an einen Traum erinnern. Das lag vielleicht an der Trillerpfeife, mit der wir jäh geweckt wurden, oder daran, dass ein Träumer zu sein kein Lob, sondern ein Vorwurf der Schwäche war. Vielleicht lag es auch daran, dass wir jeden Abend den Teufel, der umhergeht wie ein brüllender Löwe mit unserem Nachtgebet verscheucht haben. Ich nahm mir jedenfalls vor dem Reich der Träume künftig mehr Beachtung zu geben und langsamer aufzuwachen.

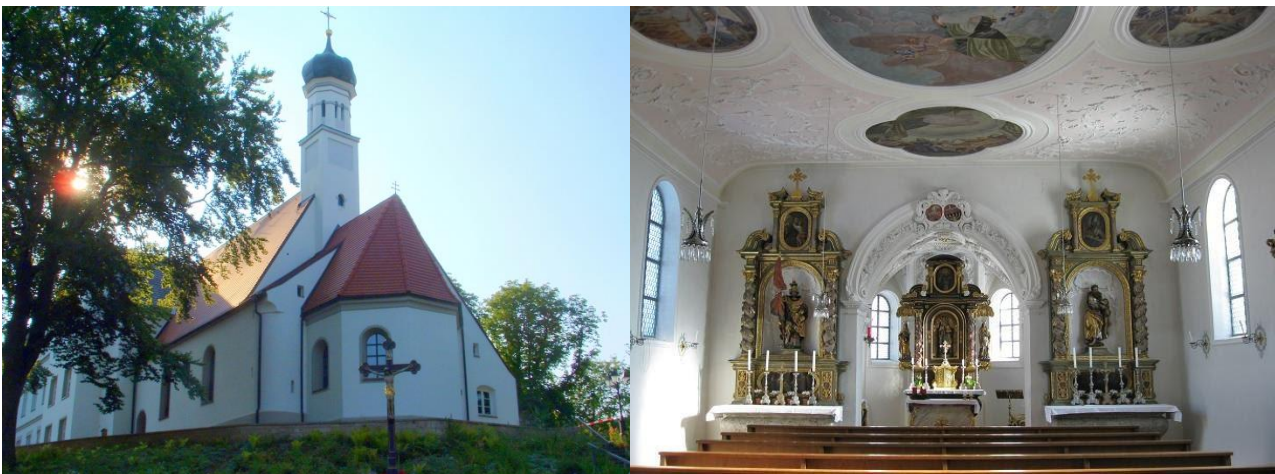
Maikäfer flieg!

In der Wochenmitte schlug das Wetter um und bis zu meiner Rückreise nach St. Ottilien am weißen Sonntag, dem 24. April, war es wieder grau, kalt und eklig. Die letzten Gäste waren abgereist und die Ferien waren zu Ende. Am Sonntagnachmittag saß ich wieder im Schienenbus und fuhr am Ammersee entlang. Er lag da still, grau und bleiern wie im März. Um wach zu bleiben beschäftigte ich mich mit der Freiheit des Träumers nach Tania Blixen: „Es ist nicht die Freiheit des Tyrannen, der der Welt seinen Willen aufzwingt, sondern die Freiheit des Künstlers, der keinen Willen hat, der frei von Willen ist.“ Also waren die Helden des Altertums von Alexander bis Caesar aber auch Attila, Napoleon und Hitler Tyrannen, die ihre Alpträume auslebten. Wie kann ein Künstler ein großes Werk erstellen ohne den Willen dazu? Wenn ich früher aus meinen Träumen aufwachte war es, als ob ich ein Märchen gelesen hätte. Beim Märchenlesen konnte ich mir den kleinen Muck im Königsschloss vorstellen, obwohl ich damals Schloss Linderhof noch nicht kannte. Als ich es später sah, war ich überrascht. Ich kannte auch Alpträume. Der älteste handelte davon, dass ich auf dem Dachfirst des Kurheims balanciere und Angst davor bekomme mit dem nächsten Schritt auszurutschen, um über das steil abfallende Dach in den Abgrund zu fallen. Der begleitete mich seitdem. Manchmal stand Fritz mit mir auf dem Dach und forderte mich auf, an den Stromdrähten Halt zu suchen. Das wollte ich nicht, weil ich wusste, dass das keine Lösung, sondern hochgefährlich war. Ich wachte jedes Mal rechtzeitig auf und rettete mein Leben. Ich eignete mich also weder als Tyrann noch als Künstler, war aber dennoch ein lebhafter Träumer. Wenn ich nicht einschlafen konnte, brachte ich mich selbst zur Ruhe indem ich mich an die sonnigen Momente meines Lebens erinnerte und davon gab es inzwischen viele. Aber diesen Traum mit dem Dach, hatte ich letzte Nacht und das war kein gutes Zeichen.



Erst Anfang Mai, dem Marienmonat, wurde es wieder so warm, dass ich die Winterkleidung im Schrank lassen konnte. Alle Vögel waren zurück, Amsel, Drossel, Fink und Star und auch die Natur belebte sich ganz wunderbar. Die Sonne schien fast Tag für Tag und die Erinnerungen an die dunklen Tage und die schweren Träume der langen Nächte des Winters verblassten. Die Zentralheizung konnte abgestellt werden und die Fenster während des Unterrichts wieder geöffnet bleiben. Auch die Lehrer waren guter Laune und vergaben bessere Noten. Die Versetzung in die nächste Klasse war nicht mehr gefährdet und niemand störte mich im leeren Schlafsaal, wenn ich dort nachmittags heimlich zur Ausgehzeit auf meinem Bett sitzend weiter in „Afrika, dunkel lockende Welt“ las. Ich versteckte das Buch unter meinem Kopfkissen, denn die Präfekten hatten bisher noch keine Kopfkissen umgedreht, wenn sie während unserer Morgentoilette die von umgeschlagenen Oberbetten freigelegten Bettlaken inspizierten und gelegentlich Schubfächer der Nachttische rauszogen, um deren Inhalt zu kontrollieren. Das ging alles gut, aber an diesen lauen

Maienabenden mit Marienandachten, gurrenden Tauben, summenden Bienen und betörenden Düften überall, geschah etwas, was ich nicht erwartet hatte. Achim mein Mentor und seltener Berater kommentierte mein Verhalten mit dem Spruch: "Wenn es dem Esel zu wohl wird, geht er aufs Eis". Ob es nun Eitelkeit, Angeberei oder Dummheit war, ist nicht wichtig. Jedenfalls entschied ich, da das Wetter so mild und die Luft so lau war, ohne Jacke, nur bekleidet mit meinem kardinalroten Elvis-Hemd, weißer Matrosenhose und Budapester Schuhen zur Maiandacht in die Ottilienkapelle zu spazieren. Das Kirchlein des früheren Weilers Emmeding ist eine Wallfahrtskirche zur heiligen Ottilia, die vor mehr als 500 Jahren erbaut und später erweitert und barockisiert wurde. Zur Maiandacht hatten sich Gläubige aus den Klosterbetrieben und den Bauerndörfern der Umgebung versammelt. Die Seminaristen konnten nur auf den Stehplätzen teilnehmen. Ich stand weit hinten unter der Empore und weder Präfekten noch Pater Regens waren anwesend. Ich fühlte mich rein und unbeschwert. Die kleine Orgel spielte liebliche Töne und die Gläubigen sangen unbeschwert und voller Inbrunst Marienlieder. Ich liebte Maria, nicht als Mutter Gottes, sondern weil sie tapfer war, nachdem sie mit ansehen musste, wie ihr Sohn gekreuzigt wurde und sie es nicht verhindern konnte.



Salve, Regina, - *(Sei begrüßt, oh Königin,)*
 mater misericordiae, - *(Mutter der Barmherzigkeit,)*
 vita, dulcedo et spes nostra, salve. - *(unser Leben, unsere Süßigkeit und Hoffnung, sei begrüßt.)*
 Ad te clamamus, exsules filii Evae. - *(Zu dir rufen wir verbannte Kinder Evas.)*
 Ad te suspiramus, gementes et flentes - *(Zu dir seufzen wir trauernd und weinend)*
 in hac lacrimarum valle. - *(in diesem Tal der Tränen.)*
 Eia ergo, advocata nostra, - *(Wohlan - denn, unsere Fürsprecherin,)*
 illos tuos misericordes oculos ad nos converte. - *(wende deine barmherzigen Augen uns zu.)*
 Et Iesum, benedictum fructum ventris tui, - *(Und Jesus, die gebenedeite Frucht deines Leibes,)*
 nobis post hoc exsilium ostende. - *(zeige uns nach diesem Elend.)*
 O clemens, o pia, o dulcis Virgo Maria. - *(Oh gütige, oh milde, oh süße Jungfrau Maria.)*

Ich sehnte mich nach Maria, nicht weil sie Jungfrau war, sondern weil sie nicht wie Eva aus einer Rippe Adams geschaffen wurde. Adam wurde auch nicht gekreuzigt. Er musste das Paradies mit Eva verlassen obwohl sie denselben Schöpfer hatten. Nun hat Gott sich eine neue Eva ausgesucht. Eine Frau, die ohne Sünde war und eine keusche Ehe mit Josef führte. Auch Josef hatte einen Traum. Als Maria mit Josef verlobt war, noch bevor sie zusammen gekommen waren, zeigte sich, dass sie ein Kind erwartete - durch das Wirken des Heiligen Geistes. Josef, ihr Mann, der gerecht war und sie nicht bloßstellen wollte, beschloss, sich in aller Stille von ihr zu trennen. Während er noch darüber nachdachte, erschien ihm ein Engel des Herrn im Traum und sagte: Josef, Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria als deine Frau zu dir zu nehmen; denn das Kind, das sie erwartet, ist vom Heiligen Geist. Sie wird einen Sohn gebären; ihm sollst du den Namen Jesus geben;

denn er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen. Dies alles ist geschehen, damit sich erfüllte, was der Herr durch den Propheten gesagt hat: Seht, die Jungfrau wird ein Kind empfangen, einen Sohn wird sie gebären, und man wird ihm den Namen Immanuel geben, / das heißt übersetzt: Gott ist mit uns. Als Josef erwachte, tat er, was der Engel des Herrn ihm befohlen hatte, und nahm seine Frau zu sich. Er erkannte sie aber nicht, bis sie ihren Sohn gebar. Und er gab ihm den Namen Jesus. So stand es im ersten Buch des Evangeliums nach Matthäus im Kapitel über den Stammbaum Jesus. Das hatte ich bei mir und in der Kapelle war es noch so hell, dass es im Neuen Testament nachlesen konnte. Die Teilnahme an den abendlichen Maiandachten war für die jüngeren Jahrgänge Pflicht. Man konnte auch seine Bibel mitbringen. In der war auch das Neue Testament enthalten. Die Bibelstelle über Josefs Traum beginnt mit Matthäus 1,18 und endet bei Matthäus 1, 25. Ich hatte bisher darüber weggelesen. Es hatte für mich keine Bedeutung, dass Josef überlegt hat, sich von Maria zu trennen, nachdem sie schwanger war, obwohl sie vorher nicht zusammen gekommen waren. Ich begann über die Schwangerschaft meiner Mutter nachzudenken und wie es dazu kommen konnte, dass sie Onkel Kreppel geheiratet hat.

Als ich nach der Maiandacht gedankenversunken mit meinem kardinalsroten Elvis-Hemd, der weißen Matrosenhose und den Budapester Stenz Schuhen zum Seminar ging, musste irgendjemand meine Gedanken ferngelesen haben, denn nach meiner Rückkehr wartete Pater Wolfram auf mich und fing mich am Seiteneingang zum Seminar ab. Er musterte mich von Kopf bis Schuh, setzte seine strengste Miene auf, die Augen hinter seiner Nickelbrille wurden immer größer, sein Körper reckte sich auf Augenhöhe und seine Stimme klang erregt von Abscheu: „In diesem Aufzug gehst du zu einer Maiandacht! Was glaubst du wo du hier bist? In einem Ammifilm? Das wird Folgen haben. Morgen Nachmittag zwei Uhr bist du in meinem Büro.“ Später im Schlafsaal mit sechzig Jungs, von denen ich nicht der einzige war, der nicht schlafen konnte, dachte ich an meinen schlimmsten Albtraum, den auf dem Dach des Kurheims und versuchte ihn mit Gebeten zur milden und so süßen Jungfrau Maria in Schach zu halten.



Das misslang und anstatt dessen träumte ich wilder als je zuvor. Ich fand mich auf einem Volksfest wie in Peiting oder Peißenberg mit vielen Fahrgeschäften und Buden. Darunter eine von einer Wahrsagerin mit merkwürdigen Zeichen auf einer Tafel neben ihrem Zelt. Sie war dunkelhäutig und versuchte mit glühenden Augen Publikum anzuziehen. Ich hörte ihre Stimme nicht, aber spürte, wie ihre Augen sich an mich hefteten und mich in ihre Richtung zogen. Ich konnte mich der Kraft ihrer Augen nicht entziehen und je näher ich ihr kam, desto mehr wuchs eine innere Spannung, die ich körperlich empfand. Es war wie die Sehnsucht danach meinen Willen aufzugeben und in reiner, willenloser Hingabe zu vergehen. Die dunkelhäutige Zigeunerin zog

mich an sich wie ein Magnet Eisenspäne anzieht, dachte ich noch, bevor sie mich an ihren Busen drückte. Dann wachte ich auf. Der Schlafsaal wurde von der Morgensonne überflutet. Die meisten hatten sich noch die Decke über den Kopf gezogen, um bis zur Trillerpfeife durchzuschlafen. Ich war allein mit mir, dem Traum von der Zigeunerin und einem Gefühl von Feuchtigkeit zwischen meinen Beinen, von der ich wusste, dass sie bei der morgendlichen Inspektion nicht unentdeckt bleiben würde. Also bemühte ich mich mit einem Taschentuch verräterische Spuren zu beseitigen. Dummerweise hatte ich vergessen, das Buch „Afrika, dunkel lockende Welt“ statt unter dem Kopfkissen unter meiner Matratze zu verstecken. Der Fleck auf meinem Laken blieb nicht unbemerkt, das Buch von Tania Blixen wurde gefunden und noch vor dem Termin mit Pater Wolfram wurde ich aus dem Klassenzimmer herausgerufen, weil Pater Regens mit mir sprechen wollte. Ich erstarrte wie in meinem Albtraum auf dem Dach, als ich ihm und seiner scharfen Nase gegenüber saß und er mir erklärte, dass mein Verhalten nicht mehr länger tragbar sei. An das, was er genau anführte kann ich mich nicht mehr erinnern, aber wohl an die Folgen: Sofortige Entlassung aus dem Missionsseminar. Ich fand das nicht richtig, aber er hatte schon entschieden mich vor Ablauf des Schuljahres „zu entlassen“, um jeder Ansteckungsgefahr vorzubeugen. Er würde jetzt meine Mutter anrufen um ihr das mitzuteilen. Er tat wie gesagt und nachdem er den Hörer abgehoben, die Wählscheibe gedreht und mit dem Hörer in der Hand an seinem Schreibtisch unter dem Ölbild von Johannes XXIII Telefons, auf die Verbindung wartete, hörte ich die Stimme von Onkel Kreppel: „Gästehaus Dr. Wychgram, Otto Kreppel am Apparat.“



Da ahnte ich, dass ich mich schon in freiem Fall befinde. Pater Regens begegnete jemandem, der mit Sachverhalten umgehen konnte und die Nachricht, dass ich entlassen werden muss, ebenso widerspruchlos entgegennahm, wie die Aufforderung mich sobald als möglich abzuholen. Das erfolgte zwei Stunden später. Meine Klassenkameraden waren ebenso überrascht wie ich. Es war Unterrichtszeit und es gab keine Abschiedszeremonien. Onkel Kreppel kam mit seinem Künstlerfreund Karl-Heinz Hofmann in dessen Volkswagen, um mich abzuholen. Der Wäschekorb mit Bettzeug wurde vom Seminar per Bahn nachgeschickt. Ich saß mit meinem Restgepäck auf der Rückbank des Volkswagens, mit dem sie mich nach Hohenpeißenberg brachten und dachte an meine Kameraden, die gerade von Pater Guntram in die Geheimnisse der römischen Geschichte eingeführt wurden und daran wie es nun weitergeht mit meinem Leben ohne klösterlichen Schutz. Da die beiden Männer auf den Vordersitzen mich nicht ansprachen, sondern sich in ein intellektuelles Gespräch verwickelten, dem ich nicht folgen konnte, saß ich wie im Traum auf dem Rücksitz und genoss den Blick auf die am Fenster vorbeifliegende Silhouette des Klosters und die Freiheit zu Schweigen. Gegen Mittag kamen wir am Kurheim an. Karl-Heinz drehte den Zündschlüssel und schaltete den Motor ab. Niemand schien überrascht von meiner plötzlichen Rückkehr, auch meine Mutter nicht. Ich fand sie wie üblich zur Mittagszeit in der Küche. Sie fasste sich kurz und sagte: „Ach Puzel, was

machst du denn für Sachen! Aber nun ist es mal so wie es ist. Jetzt müssen wir uns was einfallen lassen, aber darüber reden wir später. Stell deine Sachen ab, Zimmer 7 ist frei für dich. Beeil dich, in zehn Minuten steht das Essen auf dem Tisch.“ Ich rannte über die zwölf Stufen der Küchentreppe zur Diele, schnappte mir den Koffer und stapfte über die sechzehn Stufen der Holzterrasse zum Obergeschoß schnurstracks nach Zimmer 7 und belegte es pfeifend. Am folgenden Tag, dem 26. Mai war der Feiertag Christi Himmelfahrt und am Wochenende danach begannen die Pfingstferien. Bis dahin konnte ich hier oben bleiben und durfte auch pfeifen so viel wie ich wollte. In einem Zimmer mit fließend Wasser und einer Tür, die man mit einem Schlüssel abschließen konnte. Das war zwar unnötig, aber beruhigend. Ich steckte den Schlüssel in die Hosentasche und ging treppab zum Esszimmer. Mein jüngerer Bruder Klaus kam rechtzeitig zum Mittagessen von der Volksschule auf dem Berg, Fritzi war noch unterwegs von Weilheim nach Hause. An der großen Tafel saß am Tischende bereits die Großmutter, mit meiner Mutter zu ihrer rechten und zu ihrer linken Seite Onkel Kreppel, Karl Heinz und Ich. Gegenüber, neben meiner Mutter saß eine neue Haustochter, die ich noch nicht kannte. Sie hieß Rosamunde hatte lange schwarze Haare und kastanienbraune Augen. Ihr Gesicht und ihr Hals waren so weiß wie die Haut der Marienstatue in der Marienkapelle auf dem Berg. Sie war wohl ein paar Jahre älter, aber etwa so groß wie ich. Neben ihr saß Klaus. Am Platz gegenüber von Oma lag die Serviettentasche mit dem Namensschild „Friedrich“ für Fritzi. Aber der kam erst als alle bereits beim Nachspeisen waren. Rosamunde eilte zur Küche und stellte ein Tablett mit Suppe, Hauptgericht und Nachspeise in den Aufzug und zog den hoch bis er im Esszimmer einrastete. Nachdem Fritzi sein Tablett abgeholt und Platz genommen hatte, sah er mich einem breiten Grinsen an und war überrascht. Da er noch nichts von meiner Entlassung wusste, nahm er an, dass ich wegen des morgigen Feiertags Ausgang hatte. Ich ließ ihn erstmal in diesem Glauben, den noch wussten nur meine Mutter, Onkel Kreppel und Karl Heinz davon. Aber das sollte nicht lange so bleiben. Am Samstag kam mit der Post einen Brief an Almuth Kreppel aus St. Ottilien. Er enthielt die Bestätigung meiner Entlassung und ein Zeugnis, das vor dem Hintergrund der Notenlage eine Versetzung in die nächste Klasse ausschließt. Das Schuljahr war noch gar nicht zu Ende und ich die hätte Kurve noch gekriegt! Ich war empört, als meine Mutter es mir zeigte und wurde dann wütend, verließ das Haus und versteckte mich im Wald. Die Schmach meiner Entlassung, war weniger belastend, als die Rache der Mönche, die mich für immer als Sitzenbleiber diskriminierte. Das Wort Diskriminierung stammt aus dem lateinischen Verb *discriminare* „trennen, absondern, abgrenzen, unterscheiden“. Das Zeugnis beurteilte mein Betragen als mangelhaft. Ich sei ein vorlauter Schüler, dem es an Aufmerksamkeit und Fleiß fehlte. Das zeigte sich besonders an meinen schlechten Noten in Latein und Religion, die eine Versetzung ausschlossen. Dieses Zeugnis müsste ich am Gymnasium Weilheim vorlegen, wenn ich dort weitermachen sollte. Jeder künftige Lehrer oder Lehrerin wird es sehen. Das machte mich wütend, weil ich ahnte, dass dieser neue Albtraum noch schlimmer sein wird, als die Angst vom Dach zu stürzen. Die Entlassungsgründe hingegen waren privat, die musste ich niemandem vorlegen. Sie orientierten sich am letzten Abschnitt der

Satzungen der Seminarien der Benediktiner Kongregation von St. Ottilien:

„Die Strafe der Entlassung trifft solche Zöglinge, die keinen guten Willen bekunden, die Ordnungswidrigkeiten immer wieder begehen, oder die anhaltend faul sind und bei denen Ermahnungen und Erziehungsstrafen ohne Wirkung bleiben. Erst recht wird die Entlassung verhängt, wenn es sich um ernste sittliche Verfehlungen oder um schwere Verstöße gegen Autorität und Disziplin handelt. Kundgabe unsittlicher oder irreligiöser Gesinnung, religiöse Gleichgültigkeit, freches Benehmen, Widerspenstigkeit und Auflehnung gegen die Vorgesetzten, Aufreizen von Zöglingen, andauernde Unverträglichkeit, Diebstahl und böswillige Beschädigung von fremdem Eigentum, schwere Unwahrhaftigkeit, Murren und Kritiziersucht, heimliches Entweichen aus dem Seminar. Wenn eine Entlassung im Seminar ausgesprochen werden muss, so ist dies immer für die Seminaroberen eine traurige Pflicht und für die Eltern ein harter Schlag. Darum sollen sich die Zöglinge die Folgen ihres Tuns sich rechtzeitig vor Augen halten und den schlechten Anfängen widerstehen: „Principiis obsta!“ Der Austritt aus dem Seminar steht den Zöglingen mit Erlaubnis ihrer Eltern jederzeit frei. Er wird zur Pflicht, wenn ein Zögling zur Einsicht kommt, dass er das angestrebte Berufsziel nicht erreichen will oder kann. Es soll jedoch jeder Zögling diesen Schritt nur nach reiflicher Überlegung und Beratung mit seinen Eltern und Vorgesetzten tun und an die schwere Verantwortung vor Gott denken!“

Ich steckte das kleine grüne Heft mit den Satzungen in meine Jackentasche und ärgerte mich, dass ich Arnims Rat nicht beizeiten gefolgt war und das letzte Kapitel der Satzung nicht gelesen habe, obwohl er mich darauf hingewiesen hatte. Wäre meine Situation dann eine andere? „Aber nun ist es mal so wie es ist“ hatte meine Mutter gesagt, aber ich war trotzdem noch wütend, als ich am Waldrand den Gong des Kurheims hörte, mit dem das Abendessen angekündigt wurde. Wut war ein Gefühl, das ich bereits kannte. Es war



etwas anderes als Jähzorn. Es war mächtiger und verschwand nicht so schnell. Ich reagierte wütend auf die katholische Kirche, nicht auf Gott. Das war damals nicht üblich und ebenso wenig verständlich, wie mein Wunsch, nicht mehr am sonntäglichen Kirchgang der Familie teilzunehmen. Damit war Onkel Kreppel gar nicht einverstanden. Es kam zum Streit, den er mit zwei Ohrfeigen und einem Befehl zur Teilnahme am Hochamt beendet glaubte. Ich erschien auch am nächsten Tag, bereit zum Hochamt zu gehen, aber in derselben Kleidung, mit der ich in St. Ottilien während der Maiandacht auffällig wurde. Das führte zu neuem Streit, Ohrfeigen und lauten Worten, die meine Mutter herbeiriefen. Wir einigten uns darauf, dass ich allein zur Spätmesse um halb-elf gehen durfte, was ich dann auch mit Vergnügen tat. Sollten sie mich doch sehen in meinem kardinalsroten Elvis-Hemd mit weißen Matrosenhosen und über den gescheiterten Seminaristen tratschen. Ich war ganz froh, als Mutti zwei Tage später zu mir kam und mir mitteilte, dass sie für zwei Monate eine Lehrstelle auf einem Gutshof gefunden hätte, den einer ihrer Freunde aus Schlesien bei Eichenau nahe München verwaltete. Unterkunft und Verpflegung seien frei. Wenn ich damit einverstanden sei, könnte ich dort übermorgen anfangen und dort bis zum Beginn der Sommerferien Mitte Juli bleiben. Ich war ganz froh über die Möglichkeit, etwas Neues kennen zu lernen und am Dienstag den 31. Mai brachte sie mich mit ihrem Freund und Berater, Herrn Wünning nach Gut Roggenstein, wo wir vormittags ankamen.



Oberroggenstein mit der Kapelle Sankt Georg, einem Verwaltungsgebäude und Schweineställen gehörte auch Unterroggenstein mit einem Wirtschaftsgebäude, Maschinenhallen und Getreidesilos. Die Bäume waren vor sechzig Jahren nicht so hoch, wie auf der obigen Luftaufnahme. Aber noch ist der Turm der

Kapelle zu erkennen. Herr Wüning parkte sein Auto vor dem Haus mit den Dachgauben rechts im Foto. Dort befand sich das Büro und die Privatwohnung der Gutsleiters, Herr von Wallenberg. Seine Sekräterin ließ uns ein und forderte uns auf an einem Tisch in einem Raum vor dem Büro ihres Chefs Platz zu nehmen. Er begrüßte meine Mutter und Herrn Wüning und dann musterte er mich kurz, klopfte mir wohlwollend auf die Schulter und war erstaunt über meine Größe. Dann setzten wir uns wieder und seine Sekretärin servierte den Erwachsenen Kaffee. Ich bekam ein Glas Milch. Während die Erwachsenen über die alten Zeiten redeten, als sie noch auf schlesischen Gütern lebten, saß ich stumm dabei und wartete voller Ungeduld darauf, meine Unterkunft und die Küche zu sehen. Kurz vor Mittag was er es so weit: Herr von Wallenberg führte meine Mutter, mich und Herrn Wüning aus seinem Büro zum Innenhof. Herr Wüning holte meinen Koffer aus seinem grauen Volkswagen und Herr von Wallenberg und meine Mutter gingen mit mir zu dem niedrigen Gebäude an dessen Ende es Schlafräume und kleine Wohnungen für Mitarbeiter und Lehrlinge gab. Im ersten Stock führte er uns zu einem Schlafzimmer mit zwei Betten, das ich mit einem andern Lehrling meines Alters teilen würde. Einem Jungen aus einem Hof bei Kloster Polling in der Nähe von Weilheim. Den würde ich später kennenlernen. Nachdem ich den Koffer abgestellt hatte, zeigte er uns noch das Bad und brachte uns dann zur Gutsküche am anderen Ende des Gebäudes nahe der Kapelle. Dort stellte er mich der Köchin vor und erklärte meiner Mutter, dass diese Küche dreimal am Tag die ganze Belegschaft verköstigt und für mein leibliches Wohl bestens gesorgt sei. Die Köchin lächelte breit, deutete auf die Sitzbank an einem großen Holztisch, der bereits für das Mittagessen gedeckt war und meinte, ich könne schon zum Mittagessen Platz nehmen. Ich begleitete meine Mutter zum Auto, in dem Herr Wüning bereits wartete, denn meine Mutter musste zurück zum Kurheim, um ihr Baby zu säugen. Der Abschied war kurz und voller Ermahnungen. Ich war froh als der graue Volkswagen in einer Staubwolke verschwand, denn der Innenhof war wie die Zugangstrassen ungeteert. Da ich hungrig war ging ich zurück zur Gutsküche und kam gerade rechtzeitig an meinem Tisch, an dem nur noch mein Platz auf der Sitzbank frei war. Neben mir saß mein künftiger Zimmerpartner, der sich als Dietram vorstellte, etwas älter als ich war und sich bereits rasieren musste, aber darin noch nicht perfekt war, wie aus einer Schnittwunde an seiner Backe ersichtlich. Er hatte dunkle, feste Kräuselhaare und trug eine blaue Latzhose ohne Hemd, so dass seine Muckis deutlich zu sehen waren. Als er hörte, dass ich aus Hohenpeißenberg komme, fragte er von wo genau ich käme und als ich das Kurheim an der Bergstraße nannte, schien er erfreut, weil er das Haus kannte. Er sah mich an, streckte mir seine Hand entgegen und sagte ohne Aufregung: „Dann sind wir ja Nachbarn!“ und drückte meine mit der Kraft eines Schraubstocks. Er aß wie alle anderen am Tisch schnell weiter, denn die Mittagspause war kurz und um ein Uhr mussten alle zurück sein an ihrem jeweiligen Arbeitsplatz. Ich war noch nicht eingeteilt, blieb alleine in der Küchenstube zurück und wartete auf die Einweisung durch Herrn von Wallenberg. Der kam wenig später. Er trug Knickerbocker Hosen, feste Lederschuhe mit dicken Sohlen und eine Lodenjacke. Er war so groß und alt wie mein Vater und sah ebenso gut aus. Er meinte, dass er für heute nur eine kleine Aufgabe für mich gefunden hätte, die ich außerhalb der Betriebsabläufe erledigen könnte. Er würde mich jetzt zu dem Feld fahren, um das es ginge. Auf der Fahrt erklärte er mir, dass Gut Roggenstein fast 300 Hektar.



bewirtschaftete und manche Felder entsprechend groß seien. Dann stoppte er seinen Borgward, gab mir ein paar Handschuhe aus Drillich und eine scharfe Gartenschere, ging zum Rand des Winterweizenfeldes, das etwa neunzig Zentimeter hoch stand, machte eine Armbewegung und deutete auf eine Ackerdistel. „Die müssen raus, bevor sie ihren Samen weiter verbreiten“, sagte er, bückte sich und schnitt sie mit der Gartenschere kurz über dem Boden ab. Dann machte er eine weitere ausschweifende Armbewegung über das Feld: „Es ist ein großes Feld und du siehst sie überall. Du musst die Saatreihen abgehen, eine nach der anderen und sie abschneiden. Du kannst sie vor Ort liegen lassen. Sei sorgfältig. Wenn du um fünf Uhr nicht fertig bist, kannst es morgen früh beenden. Was sagt deine Uhr?“ Sie zeigte ein Uhr dreißig Minuten wie seine Taschenuhr mit Klappdeckel, die er an einem Kettchen aus seiner Westentasche zog. „Also, um fünf hole ich dich an dieser Stelle ab!“ Er gab mir die Gartenschere zurück, ging zurück zu seinem Borgward, stieg ein, rief mich zu sich und reichte mir eine Flasche Wasser. Dann startete er den Motor und fuhr zurück zum Gutshof.



Es war ein wolkenfreier Tag und die Sonne flimmerte über den Ähren des Weizenfelds. Das war etwa so groß wie das Grundstück des Kurheims: 39.000 Quadratmeter oder sechs Fußballfelder. Da stand ich mit kurzen Hosen, kurzärmligem Hemd und eng geworden Arbeitsschuhen vor bestimmt tausend Disteln und musste einen aussichtslosen Kampf gegen sie aufnehmen. Also stellte ich am Eingang die Wasserflasche im Schatten ab und begann meinen Weg durch die erste Saatreihe, aber merkte bald, dass es einfacher ist mehrere Saatreihen gleichzeitig abzugehen, das war mit kurzen Hosen zwar unangenehmer, ging aber schneller. Um drei Uhr machte ich eine Pause und stellte fest, dass ich etwa zwei Fußballfelder bestellt hatte. Ich holte die Wasserflasche vom Eingang und ging mit ihr mitten ins Feld. Dort machte ich es mir auf einem Bett aus umgeknickten Pflanzen bequem und trank die Wasserflasche halb leer. Dann drehte ich mich auf den Rücken und sah in den strahlend blauen Himmel über mir und die sich wiegenden hellgrünen Ähren ringsum. Ich lag mitten in ein Kornfeld, spürte die Sonne auf meiner Haut und die Blitzlichter ihrer Strahlen auf meiner Iris versetzten mich in bunte Träume voller Verlockung, aus denen ich jäh erwachte, auf die Uhr sah. Es war bereits halb vier. Mein Gehirn geriet in Panik. Mit dem bisherige Verfahren, hinabbeugen und einzeln abschneiden, könnte ich noch zwei Fußballfelder schaffen. Aber wenn ich die Disteln im Vorbeigehen mit meiner Schere weiter oben abschneiden würde, wären sie unsichtbar. Also zauberte ich und sprang wie ein Rehbock in dem Feld hin und her und köpfte sie fast alle. Als Herr von Wallenberg mich um fünf Uhr schließlich abholte stand die Sonne im Westen bereits so tief, dass das Feld flimmerte und er meine Puscherei nicht mehr sehen konnte. Er lobte mich nicht, aber tadelte mich auch nicht. Für ihn war es ein ganz normaler Arbeitstag und er war sichtlich froh, dass wir nun beide Freizeit hatten. Als er am Lenkrad saß und den Wagen startete warf er mir einen väterlich Blick zu und sagte: „Na junger Mann, nun haben wir das hinter uns. Morgen nach dem Frühstück meldest du dich in der Gärtnerei, die braucht für zwei Wochen eine Aushilfe.“

Um halb sechs parkte er seinen Borgward vor dem Verwaltungsgebäude und ich ging zu meinem Zimmer, um mich für das Abendbrot in der Stube der Gutsküche frisch zu machen. Dietram war auch zurück von der Arbeit und es dauerte, bis ich ins Bad konnte. Aber dann gingen wir gemeinsam zum Abendbrot in der Gutsküche. Dietram war alles andere als redselig. Er war nicht schweigsam, aber redete nur von dem, was von direkter Bedeutung war: Seine Ausbildung als Landwirt und der jeweilige Abschnitt des Lehrplans, mit dem er gerade beschäftigt war. Als Auszubildender musste er drei Jahre in einem landwirtschaftlichen Betrieb mit der Ausrichtung auf Geburt und Aufzucht von Tieren sowie mit Pflanzen tätig gewesen sein und die Berufsschule besucht haben, bevor er als Landwirt tätig werden konnte. Dietram war schon seit einem Jahr in Gut Roggenstein und kannte sich dementsprechend gut aus. Er war zufrieden mit seiner Ausbildung und den Menschen, mit denen er täglich zu tun hatte. Er hatte in der ganzen Zeit keine unangenehmen Erfahrungen gemacht wie etwa Schläge oder Stubenarrest. Nach der Ausbildung würde er am Hof seines Vaters arbeiten und den Hof später auch übernehmen. Er machte sich auch keine Sorgen, zur Bundeswehr eingezogen zu werden, denn wenn der Wehrpflichtige für die Erhaltung und Fortführung eines eigenen Betriebes unentbehrlich ist, kann er die Zurückstellung vom Wehrdienst beantragen. Dietmar hatte also einen Lebensplan und wirkte vielleicht auch deshalb ruhig und gelassen.

Die Gärtnerei befand sich hinter dem L-förmigen Hauptgebäude des Gutes, da wo heute auf dem Luftbild hohe Laubbäume stehen. Sie war so groß wie ein Fußballfeld und etwa viermal so groß wie der Gemüsegarten am Kurheim, aber kleiner als der des Klosters. Ein älterer Mann erwartete mich dort am nächsten Morgen. Herr Maierhofer sah auf meine Turnschuhe, ging in einen Gerätschuppen, kam mit ein paar Gummistiefeln zurück und forderte mich auf sie anzuprobieren. Sie waren etwas groß, aber passten. Dann fragte er mich nach meinem Namen, von dem er sich den Nachnamen merkte. Dann sagte er: „Huck, du kannst mich Karl nennen. Das ist kürzer wie Maierhofer und das Sie kannst auch weglassen.“ Er fragte er mich, ob ich schon mal im Garten gearbeitet hätte. Das hatte ich, nämlich im Garten am Kurheim bei Erdarbeiten und der Ernte. Er schien erleichtert, als ich ihm das mitteilte und forderte mich auf, ihn zu begleiten, um meinen Arbeitsplatz kennen zu lernen und um meinen Wissensstand zu testen. In den vielen Gemüsebeeten entlang des Hauptweges wuchs keine Pflanze, die ich nicht kannte wie Sellerie, Weiß-, Rot- und Blumenkohl, Kohlrabi, Mohrrüben, Rote Bete, Rettich, Radieschen, Gurken, Lauch, Zwiebeln, Kopfsalat Spinat, Feldsalat, Tomaten und grüne Bohnen, die an Stangen rankten. „Dumm bist du nicht, das macht die Arbeit leichter“ sagte Karl, nachdem wir bei den Stangenbohnen angekommen waren. Dann kehrten wir



zurück zum Gerätschuppen. Er holte einen großen Weidenkorb heraus, drückte mir den in die Hand und wir gingen zurück zu den Beeten. Er erntete Gemüse für die Küche, legte es in den Korb und schickte mich damit zur Gutsküche. Nach meiner Rückkehr, gab er mir eine Unkrautharke mit langem Stil und schickte mich zum Jäten in die Beete. Das gehörte nun bis Mitte Juni zur künftigen Morgenroutine, wie der Karokaffee zum Frühstück. Aber Karl belieferte nicht nur die Gutsküche, sondern auch einen Gemischtwarenhändler in Eichenau mit Kohl- und Salatköpfen oder Rettichen und Radieschen, die ich vor der Abholung in einem

Bottich abwaschen musste. Die ersten zwei Juniwochen waren sehr warm und deshalb war ich nachmittags meist damit beschäftigt, die ganze Anlage mit dem Schlauch in der Hand zu bewässern, was ich sehr mochte, weil die Kühle gut tat und der Garten, zu dem auch ein paar Blumenbeete gehörten danach duftete wie das Parfüm, das meine Mutter früher benutzte und „Nuit de Paris“ hieß. Die Arbeit an der frischen Luft tat mir gut und ich mochte Karl. Er stellte keine Fragen und redete kaum, wenn wir zusammen in seinem großen Garten arbeiteten. Er gab Anweisungen und ich befolgte sie, so gut ich konnte. Ich fühlte mich wohl und sorgenfrei. Am Samstag um Zwölf begann das Pfingstwochenende und ich hatte bis Dienstag frei und noch keine Vorstellung davon, wie ich so viel Freizeit mit Leben füllen könnte.

Die Küchenstube des Gutes war etwa so groß wie das Esszimmer des Kurheims. Sie diente, auch wenn die Tür zur Küche geschlossen war, als Aufenthaltsraum für das Personal. Es gab dort zwei große Tische für jeweils acht Mitarbeiter und einen Vierertisch für das Küchenpersonal. Sie war von sieben Uhr am Morgen bis nachts um zehn Uhr geöffnet, aber nur am Mittag waren alle Tische belegt. Abends kamen nur die Mitarbeiter zum Abendessen, die auch im Gut wohnten und keine eigene Küche hatten und das waren vor allem Jugendliche, die älter waren als ich. Am Pfingstsamstag hörte ich, dass sie planten nach dem Abendessen ins Kino gehen, um sich einen brandneuen deutschen Film anzusehen. Sie hatten nichts dagegen, dass ich mitkomme und so zogen wir nach dem Abendessen sofort los, um noch eine Karte für die billigen Plätze zu ergattern.



Wir kamen gerade rechtzeitig, denn der Andrang war groß und kurz nachdem wir unsere Karten gelöst hatten, waren die Sitzplätze der ersten fünf Reihen ausverkauft. Der Film war erst ab 16 Jahren zugelassen, aber das wusste ich nicht und außerdem hatte sich Dietram an der Kasse angestellt, um unsere Karten zu kaufen und der Kontrolleur am Eingang, ein junger Kerl, der mit dem Abreißen der Ecken der Billets der Zuschauer, die in den Saal drängten, kaum hinterher kam, winkte mich einfach mit Dietram und den anderen durch. „Reihe vier, Plätze 42-47!“ Da ich als letzter Platz nahm saß ich auf Platz 42, dennoch hatte ich gute Sicht und ich war nah daran am Geschehen auf der Leinwand. Es dauerte nicht lange und die Lichter gingen aus, der Vorhang auf und das Licht aus dem Projektor erhellte die Bühne und , von einem kurzen Marschbegleitet, präsentierte die Neue Deutsche Wochenschar einen Bericht über eine Gipfelkonferenz in Paris zwischen den USA, Großbritannien und Frankreich)und dem sowjetischen Parteichef Nikita S. Chruschtschow. Der war mit seinem Außenminister Andrej Gromyko und Marschall Malinowski angereist und verärgert über den Spionageflug der USA über der Sowjetunion Das Flugzeug wurde in großer Höhe mit einer Rakete abgeschossen. Der Pilot überlebte und wurde in Moskau angeklagt. Gleich zu Beginn der Pariser

Konferenz war Chruschtschow wütend und hatte in aggressiver Weise für einen Eklat gesorgt. US-Präsident Eisenhower sollte sich entschuldigen und die Verantwortlichen für den Spionageflug bestrafen. Frankreichs Regierungschef Charles de Gaulle gab besänftigend an, dass auch Frankreich von sowjetischen Satelliten überwacht werden würde. Eisenhower war zu keiner Entschuldigung bereit. Die Konferenz wurde vorzeitig abgebrochen. Eisenhower und der Russe hatten einen Glatzkopf, de Gaulle eine lange Nase und MacMillan einen Schnauzbart. Damit konnte ich mir die merken. Die gab es seit 1956 in meinem optischen Gedächtnis, weil zu Hause Zeitungen und Zeitschriften herum lagen, in denen es Bilder von mit ihnen gab. Der Bericht begann mit ein paar Bildern von Paris, seiner Kathedrale, den Brücken über die Seine und dem Eiffelturm. Es gab einen Schwenk auf einen Palast und einen offenen Wagen in dem der sowjetische Ministerpräsident barhäuptig am Sonntagvormittag zur Antrittsvisite bei Frankreichs General-Staatschef de Gaulle im Innenhof des Elysée-Palasts vorfuhr. Danach saßen sie sich an einem langen, breiten Tisch in einem Raum mit viel Stuck und Kristalleuchtern gegenüber und an ihren Glatzen, Nase oder Schnauzbart gut zu erkennen.



Derweil gelang dem israelischen Geheimdienst Mossad eine spektakuläre Entführung: Der deutsche SS-Obersturmführer Adolf Eichmann, verantwortlich für die Ermordung von ca. 6 Millionen Menschen, war in Buenos Aires ergriffen und nach Israel gebracht worden. Jetzt Ende Mai 1960 stand er in Jerusalem vor Gericht. Ich merkte mir den Namen, zu mehr blieb auch keine Zeit, denn in weiteren acht Reportagen von



etwa 30 bis sechzig Sekunden pro Thema setzte die Wochenschau die Berichterstattung mit schnellen Bildern und Worten aus den unterschiedlichsten Bereichen des gesellschaftlichen Lebens der vergangenen Woche fort. Etwa über eine Ausstellung beweglicher Kunst, die Einweihung des Kariba-Staudammes in Rhodesien mit Königin Mutter Elizabeth, eine Floßfahrt auf der Isar mit Bier und Musik oder packende Szenen von einem Hockey sowie einem Fußballspiel. Die schnelle Folge der Bilder, der Wechsel von Nahaufnahmen zur Totale, die Größe der Bilder auf der Leinwand, die Intensität der Musik und der Stimmen der Reporter verstärkten den Effekt. Die Klappsessel des Lichtspielhauses Eichenau waren gut gepolstert und mit festen, aber angenehmen Stoff bezogen und hatten Armlehnen, an deren Ende ich mich mit meinen Händen festhalten konnte, wenn mir schwindelig wurde, wie auf einem Kettenkarussell. Das Fußballspiel Tasmania Berlin gegen 1. FC Köln 1:2 mit Bild und Ton bestand aus dieser Bildfolge: Zuschauer reißt Hände vor das Gesicht, groß. Kampf vor dem Tor. Foul. Spieler stürzt. Weitschuss, Helmut Rahn 30 m 1:0 für Köln.

Zuschauer, groß, zufrieden. Zuschauer total im gefüllten Stadion. Zweite Halbzeit: Berlin stürmt. Zuschauer mit Brille, groß, ernst mit verkniffenem Mund. Torwartabwehr durch Drehung mit Rücken. Röhrig flankt, Müller schießt das 2:0. Zuschauerin reißt Arme hoch. Kurz vor Spielschluß schießt Greuel den Ehrentreffer für Tasmania. Torwart Ewert erreicht Ball nicht mehr. Zuschauer bildfüllend.“ Die Leinwand wurde kurz dunkel und dann kam ein Werbefilm in Farbe für Jopa Eiskonfekt, die Saallichter wurden eingeschaltet und der Kontrolleur und eine Platzanweiserin kamen mit einem Bauchladen und verkauften Eiskonfekt, Eis am Stiel, Waffeleis und Schokoriegel.

Dann wurde es wieder dunkel und der Hauptfilm begann. Er war nicht in Farbe wie auf dem Plakat, sondern in Schwarz-Weiß. In dem DIN A4 Faltblatt, das Dietram von der Kasse mitgebracht hatte ich folgendes gelesen: „Der Film spielt im Deutschen Reich in der Spätphase des Zweiten Weltkriegs. Schon geringfügige Verfehlungen reichten, um wegen Hochverrats oder Feigheit vor dem Feind angeklagt zu werden. Den allen Rechtsstandards Hohn sprechenden ‚Urteilen‘ folgte in der Regel ein unmittelbar im Anschluss daran vollzogenes Todesurteil. Bald erkannte aber die Wehrmachtsführung, dass es sich bei wegen geringfügiger Vergehen zu Gefängnis oder Exekution verurteilten Soldaten um pure Verschwendung von ‚Kanonenfutter‘ handelt. Die Wehrmacht befand sich im Osten auf dem Rückzug, jeder gesunde Mann wurde dringend benötigt. Daher wurde eine Sondereinheit gegründet, die diesen verurteilten Soldaten eine ‚zweite Chance‘ geben sollte, die Chance zur Bewährung: das Strafbataillon 999. Im Rahmen dieser Einheit wurden wegen geringer Verbrechen vorbestrafte Männer, Kommunisten oder Deserteure zu sogenannten ‚Himmelsfahrtkommandos‘ einberufen und an die Front geschickt. Anhand eines Einzelschicksals wird das tagtägliche Leben und Sterben im Strafbataillon dramatisch dokumentiert.“



Bisher kannte ich den Krieg nur aus den Landserheften, die in Dillingen kursierten. Darin kämpften tapfere Soldaten einen heldenhaften Kampf an allen Fronten vom Kaukasus bis nach Nordafrika, vom Atlantik bis nach Kreta. Sie waren überall unterwegs: zu Wasser, zu Lande und in der Luft. Es waren Soldaten und keine Verbrecher, sondern Kameraden. Ihr Einsatz für Gott und Vaterland war ehrenhaft, obwohl sie den Fahneid auf den Führer des Reiches geschworen hatten. ‚GOTT MIT UNS‘ stand auf dem Koppelschloss der Soldaten der Wehrmacht. Militärseelsorger beider Konfessionen betreuten sie im Feld und segneten die Waffen für den Kampf. Bisher hatte ich nicht den Eindruck, dass sich jemand für den Krieg schämte, sondern eher dafür, dass er verloren und Deutschland dabei zerstört und besetzt wurde. Aber in den Landserheften gab es keine und schon gar keine überlebensgroßen Bilder. Es war ein Krieg in kleinen gedruckten Worten und vielen Anführungszeichen, wenn die handelnden Personen zu Worte kamen. Sie waren ohne Bild und Ton. Mein Vorstellungsvermögen war damals noch begrenzt und es fiel mir leichter, mich durch das von Rosen überwucherte Schloss mit seinen schlafenden Bewohnern zu Dornröschen voran zu kämpfen, um die Prinzessin mit einem Kuss aufzuwecken, als mit einem Maschinengewehr in der Hand auf einem verschneiten Acker vor russischen Panzern davon zu rennen, um einen Graben zu finden, in dem ich mich verstecken könnte. Ich fand den Film schrecklich, aber selbst wenn ich die Augen geschlossen hielt, wagte ich es nicht, mir auch noch die Finger in die Ohren zu stecken, um das Geschrei und den Lärm nicht zu hören.

Zum Schluss stirbt der Held und der fiese Feldwebel kann mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet seinen Dienst fortsetzen. Als der Film nach hundertneun Minuten endlich vorbei war, der Abspann noch lief und die meisten aufstanden, um den Saal zu verlassen, klebte ich noch an meinem Sitz bis Dietram mich aufforderte aufzuwachen. Ich war erstmal sprachlos und blieb es auch als die anderen sich vor dem Kino Zigaretten anzündeten und begannen sich auszutauschen. Sie waren noch in der Lehre, aber wenn die demnächst beendet war, mussten sie zum Barras einrücken, wie sie die Bundeswehr nannten, um die Bundesrepublik zusammen mit den westlichen Alliierten gegen den Sowjetblock zu verteidigen. Einer fürchtete sich davor in der Grundausbildung einem fiesem Feldwebel zu begegnen, einem ‚Schleifer‘ wie dem Hauptfeldwebel Krüll.

Es war Zeit uns auf den Weg zurück zum Gut Roggenstein zu machen, das abseits vom Dorf auf einem Hügel lag. Ein unbeleuchtete Sandstraße führte auf die bewaldete Höhe mit dem Gutshof, der früher mal eine Ritterburg war. Ich lief neben Dietram und dachte weniger an Feldwebel Krüll, sondern an den Offizier von Bartlitz, der gegen den Befehl seiner Vorgesetzten gehandelt hatte, als er mit einem Rückzug das Leben seiner Soldaten rettete und dafür zum Soldaten degradiert und zum Strafbataillon verurteilt wurde, aber auch an den Oberleutnant Obermeier, der selbst in Ausnahmesituationen seine Untergebenen wie Menschen behandelt, dem Kommandeur, der stoisch die Befehle von Oben ausführt, Mord vorwirft, wenn er eine schlecht ausgebildete und bewaffnete Truppe zur Aufklärung an die Rollbahn schickt, auf der sowjetische Panzertruppen nach Westen vordringen.

Ich fragte Dietmar, ob sein Vater im Krieg war. Nein, der war nicht im Krieg, der war an der Ernährungsfront und musste liefern. Aber sein Onkel war im Krieg im Osten und da ist er auch geblieben. Dietmar war in einem Volksbund für Kriegsgräberfürsorge und sammelte jährlich vor dem Volkstrauertag, in dem er mit einer Spendenliste von Haus zu Haus ging. Das war auf alle Fälle eine gute Idee. Irgendwann würde er auch das Grab seines Onkels finden und dann nach Russland fahren, um es zu sehen und einen Kranz abzulegen.



Dann fragte Dietram mich, wie es bei mir sei, ob mein Vater im Krieg war. Mein Großvater Max Huck hatte in der Armee des Kaisers gedient und war stolz auf seinen Rang. Er im November 1914 sogar seinen dritten Sohn auf den Namen des deutschen Kaisers Friedrich-Wilhelm taufen lassen. Unser Vater wurde von uns Kindern aber nicht Friedrich-Wilhelm gerufen, sondern „Papu“. Er war eben Fähnrich geworden, als er mit vierundzwanzig Jahren mit der Wehrmacht 1939 in den Krieg gegen Polen geschickt wurde. Als er mit dreißig Jahren seinen Dienst als Hauptmann der Kavallerie beenden konnte war er sicher nicht stolz auf seinen militärischen Dienstrang, sondern eher darauf, dass er und seine Familie den Krieg überlebt hatten. Er hatte auch keine Orden oder militärischen Auszeichnungen für besondere Leistungen im Felde. Er wurde laut meiner Mutter während des Polenfeldzugs verwundet und war danach bis Kriegsende vor allem in der Etappe damit beschäftigt Pferde für die Wehrmacht zu beschaffen. Da er seit 1952 nicht mehr am Berg,

sondern im fernen Köln lebte und ich dort auch nicht anrufen durfte, konnte ich ihn bisher nicht fragen und hatte es bisher auch nicht vermisst. Ich hatte bisher auch noch nicht darüber nachgedacht. Aber nun sollte mein ältester Bruder nicht nur seinen Wehrdienst bei der Bundeswehr ableisten, sondern er hat sich freiwillig für sechs Jahre verpflichtet. 1961 würde Wölfi folgen, aber der wollte die achtzehn Monate bei der Bundeswehr nutzen, um einen Lastwagenführerschein zu machen und sich danach bei der Kunstakademie in München bewerben. Fritzi wäre dann nach dem Abitur 1965 dran, ich im Jahr darauf und Klaus 1969. Dann wären wir alle bis zum 41. Lebensjahr wehrpflichtig.



Als Jörg 1952 nach dem Verschwinden des Vaters den Offiziersdolch in der Schublade fand, schwor er, dass solange seine Waffe noch hier im Hause sei, Vater sicher zurückkehren würde, um sie abzuholen. Dem war nicht so, stattdessen folgten Jörg und Fritzi ein Jahr später und zogen zu ihm nach Opladen bei Köln, wo er eine feste Anstellung gefunden hatte. Er sei, wie meine Mutter über den Vater ihrer fünf Söhne sagte, ein Offizier alter Schule' gewesen, den sie im Alter von einundzwanzig Jahren kennengelernt hätte. Friedrich-Wilhelm und seine älteren Brüder seien leidenschaftliche Reiter gewesen und hätten auf Turnieren brilliert. Deshalb sei unser Vater auch mit einem Kavallerie-Regiment in den Krieg gezogen. Er war wohl ein edler



Ritter, wie wahrscheinlich viele andere auch, von denen meine Mutter berichtete, die in einen Krieg geschickt wurden, den sie ebenso wenig wollten wie etwa die Gutsherren, deren Arbeitskräfte vom Acker an die Front marschierten. Es hätte Widerstand auf den großen Gütern in Niederschlesien gegeben, den manche mit ihrem Leben bezahlten. Die Hucks seien konservative Patrioten, aber keine Nazis gewesen, sondern Berufsmilitärs, die in einen Krieg geraten seien, der außer Kontrolle geriet. Mehr wusste ich damals nicht und mehr konnte ich auch nicht wissen. Immerhin konnte ich dem miesen Zeugnis des Seminars und der Verdammnis, das Jahr wiederholen zu müssen eins verdanken: Es wird meine Musterung zum Wehrdienst um ein Jahr verzögern

In der Nacht vom Sonntag hatte es begonnen heftig zu regnen und am Montag musste ich in der Küchenstube bis elf Uhr warten ich wieder mit Karl im nassen Garten arbeiten konnte. Gegen Mittag hörte ich plötzlich einen lauten Knall, als ob ein riesiger Luftballon geplatzt war. Der Himmel war bedeckt und es dauerte bis ich zwischen den Wolken einen sich schnellbewegenden metallisch glänzenden Flugkörper

entdeckte, der aussah wie eine Rakete, aber Flügel hatte. Als Karl mich mit offenem Mund im Kohlacker stehen sah, musste er lachen. „Der junge Huck weiß nicht was das war? Das war ein Starfighter, ein Überschalljäger, der mit fast doppelter Schallgeschwindigkeit fliegen kann: 2.300 Km/h in 15.000 m Höhe. Die Schallgrenze liegt bei 1235 Kilometer pro Stunde. Wenn die Schallgrenze durchbrochen wird, gibt es einen Überschallknall aus heiterem Himmel, erst danach hört man den Lärm des Düsentriebwerks. Die sind jetzt In Lagerlechfeld stationiert und sind noch am üben, aber es sollen viel bald mehr werden.“ Karl wusste das von seinem Sohn, der während seines Wehrdienstes als Mechaniker am Fliegerhorst eingesetzt worden war. Die ersten Starfighter seien nach Ostern ausgeliefert worden und würden jetzt für Übungen und Training eingesetzt. Die Starfighter seien viel lauter als die Flugzeuge, die bisher am Fliegerhorst stationiert

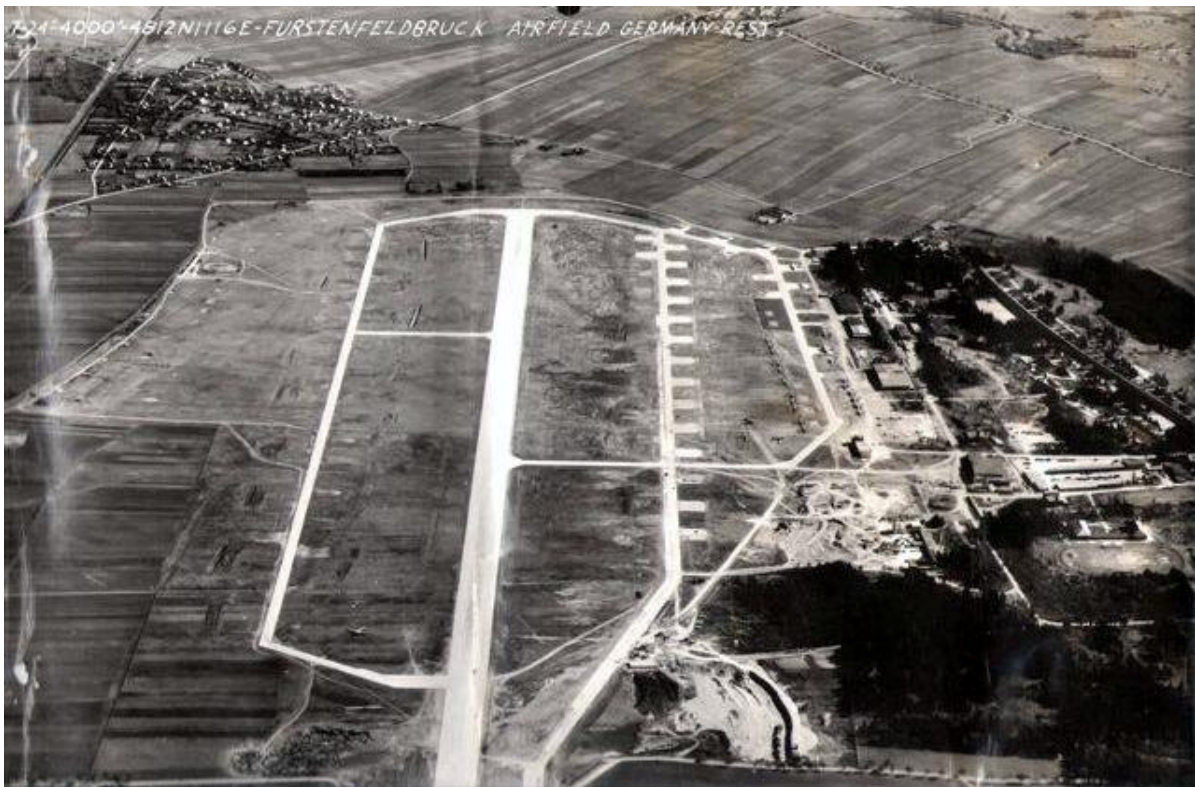


waren. Der Flieger konnte bis 17.680 Meter steigen und Fernbomber mit Raketen bekämpfen. Nach dem Abzug der Amerikaner 1957 übernahm die Bundesluftwaffe den Fliegerhorst in Fürstenfeldbruck und die Ammis übergaben der Luftwaffe fünfzehn F-84 F Thunderstreak. Seit dem sind es mehr und mehr geworden. Sie fliegen mit tausend Kilometer pro Stunde, also unterhalb der Schallgrenze. Karl wusste das so genau, weil er letzten Sommer am Tag der offenen Tür zum Fliegerhorst



gefahren war, um die Flugzeuge auf dem Rollfeld aus der Nähe zu sehen. Die Soldaten hatten ihm das Gerät erklärt. Er meinte, ich solle doch am kommenden Samstagnachmittag zum Fliegerhorst kommen und mir die Flugschau am Tag der offenen Tür selber ansehen. Ich versprach, darüber nachzudenken. Ich musste nur bis Mittwoch im Garten arbeiten. Donnerstag ist Fronleichnam, ein Feiertag, Freitag Nationalfeiertag 17. Juni.

Wenn mir Karl den Samstagvormittag frei gibt, könnte ich Mittwoch nach Arbeitsende zu den Ackermanns nach Maisach fahren. Dann könnte ich am Samstagnachmittag mit einem Rad von Ackermanns zur Flugschau am Fliegerhorst radeln. Nach dem Abendbrot machte ich mich auf den Weg nach Eichenau. Dort gab es eine Telefonzelle. Frau Ackermann war nicht überrascht von meinem Anruf. Sie wusste bereits von meiner Mutter, dass ich in Gut Roggenstein bin. Es sei eine Stube unterm Dach frei. Sie erwartet mich am Mittwoch zum Abendbrot. Kurz und bündig. Wie ich hin und zurück komme ist meine Sache, aber die ist gar nicht so einfach, weil man mit der Bahn zwar von Eichenau nach Fürstenfeldbruck fahren kann, aber nicht nach Maisach. Das Gelände des Fliegerhorsts lag im Norden der Kreisstadt Fürstenfeldbruck. Seine Start- und Landebahn grenzte an die Gemeinde Maisach – im Luftbild in der Ecke links oben. Es gab zwar dort auch einen Bahnhof, aber an einer Bahnlinie, die erst in München-Pasing auf die Linie aus Fürstenfeldbruck trifft. Das wäre eine kostspielige und lange Fahrt von Eichenau über Pasing nach Maisach. Nachdem Karl meinem Vorhaben zugestimmt hatte, machte ich mich am Mittwoch nach Arbeitsende auf zum Bahnhof und fuhr nach Fürstenfeldbruck. Dort musste man vom Bahnhof durch die ganze Stadt laufen, die damals etwa so groß wie Weilheim war. Die Stadt endete etwa in Höhe der Kolpingstraße und da konnte ich an der Straße stehen und mit der rechten Hand winken wie ein Bahnwärter mit seiner Kelle. Nach einer viertel Stunde hatte ich Glück und jemand, der an Fliegerhorst und Flugplatz vorbei nach Maisach fuhr, nahm mich mit und setzte mich vor dem Bräustüberl der Brauerei Maisach in der Hauptstraße ab. Von da konnte ich bequem zur Überackerstraße gehen, um zum Haus der Ackermanns am Ortsende zu gelangen.



Als ich ankam, saß die Familie bereits am Abendbrottisch, an dem acht Stühle standen. Einer davon war frei. Frau Ackermann schickte mich erstmal zum Händewaschen und als ich zurückkam durfte ich Herrn Ackermann und den Kindern, die alle älter waren als ich sowie einer ältere Schwester der Hausherrin mit Händedruck begrüßen, bevor ich mich wie ein Erwachsener auf dem freien Stuhl dazu setzen konnte. Der Tisch war reichlich mit Platten voller Aufschnitt und Käse, Schalen mit sauren Gurken, Silberzwiebeln und Tomaten gedeckt. Es gab kräftiges Bauern- und Vollkornbrot, aber auch Pumpernickel und knusprige Brezeln. Ich war hungrig und froh, dass Dr. Ackermann mir das ansah und mich in Ruhe füttern ließ, bevor er mich ansprach und wissen wollte, ob mir mein Aufenthalt auf Gut Roggenstein bei seinem guten Bekannten, Herrn von Wallenberg gefalle. Dann wollte er wissen, ob ich an der morgigen Fronleichnamsprozession teilnehmen würde und nickte zustimmend, als ich es bejahte, obwohl er Protestant war und selbst daran

nicht teilnahm, aber die meisten seiner Kunden. Die Gemeinde Maisach zählte damals sechs tausend Einwohner, die Mehrheit davon war katholisch. Der Kirchturm der Pfarrkirche Sankt Vitus in der Dorfmitte ist 33 Meter hoch und trägt eine welsche Kupferhaube. Auch das Innere der Kirche zeugt vom Wohlstand der Pfarrei. Der Hauptaltar steht in einem gotischen Chor. Durch die Fenster hinter dem Altar wird der Chorraum erhellt und das düstere Altarbild, das das Martyrium des heiligen Vitus darstellt, gut sichtbar. „Der Legende nach gaben seine Eltern Veit als Kind der Amme Crescentia und deren Mann Modestus zur Erziehung.



Sie unterrichteten ihn im christlichen Glauben. Als sein Vater davon erfuhr, wollte er seinen Sohn vom Glauben ab- und später umbringen. Veit aber blieb standhaft und floh mit Crescentia und Modestus nach Lukanien, wo ihnen ein Adler Brot brachte und Veit allerlei Wunder wirkte. Als Kaiser Diokletian von dem Jungen hörte, holte er ihn nach Rom, weil Veit seinen Sohn, der von einem bösen Geist befallen war, heilen sollte. Obwohl Veit dies gelang, sollte er seinen Glauben aufgeben und den heidnischen Göttern opfern. Als Veit sich wieder weigerte, wurde er vor die Löwen geworfen, damit diese ihn zerfetzten. Die Löwen aber legten sich vor ihm nieder, leckten seine Füße und taten ihm nichts. Schließlich wurde Veit zusammen mit Modestus und Crescentia in siedendes Öl geworfen. Engel retteten sie daraus und brachten sie zurück nach Lukanien, wo sie starben. Adler bewachten ihre Körper, bis die Witwe Florentia sie fand und begrub.“



Das Langhaus der Kirche im Barockstil wurde Anfang 1900 angebaut. Nicht weit von Maisach entfernt wurde zur selben Zeit das Kloster Sankt Ottilien im gotischen Stil erbaut. Darüber wunderte ich mich, als ich das im Kirchenführer, einem Quartheft mit Fotos, das man in der Kirche kaufen konnte, nachgelesen hatte. Und nun darüber dachte ich nach, als ich ganz hinten unter der Orgelempore stand. Diese Barockkirche war fünfzig Jahre alt, die auf dem Hohenpeißenberg dagegen über drei hundert Jahre. Da hatte das Dorf knapp drei hundert Einwohner, die in den wenig ertragreichen Bauernhöfen am und um den Berg lebten. Augustinerchorherren des Klosters Rottenbuch betreuten die Wallfahrt auf den Berg von 1604 bis zur Säkularisation 1803. Sie konnten Bau und Ausstattung der Doppelkirche aus den Einnahmen der Wallfahrt finanzieren. Aber wie konnten die etwa zwei tausend Einwohner, die in Maisach um die Jahrhundertwende lebten, einen so kostspieligen Neubau im Neobarock finanzieren? Braucht Gott goldene Altäre? Moses sorgte für die Zerstörung des goldenen Kalbs, das sein Volk aus den goldenen Ohrringen des Volkes angefertigt und in seiner Abwesenheit angebetet hatte. Moses zerschlug nach seiner Rückkehr das Kultbild und die alten Gesetzestafeln; anschließend wurden von den Leviten auf Anweisung Moses 3000 Menschen erschlagen. Was in den Gesetzestafeln der Goldarbeiter stand, wusste ich nicht, aber im Evangelium nach Matthäus heißt es: „Jesus sprach zu ihm: Willst du vollkommen sein, so geh hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; komm und folge mir nach!“ Nach Markus sagte Jesus aber auch: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“ Die christlichen Kirchen kommen im Evangelium nicht vor, sondern Gott. Sie berufen sich auf ihn, aber versuchen seinen Segen mit Gold zu erkaufen.

Unter all den festlich gekleideten Gläubigen in der Pfarrkirche St. Vitus, war ich wohl der einzige, der solche häretische Gedanken hatte. Sie gingen alle zur Kommunion, ich blieb unter der Empore. Später war ich als erster am Ausgang, als die Kirchengemeinde sich zur Fronleichnamsprozession aufmachte, um die Monstranz mit der Allerheiligsten Hostie, dem Corpus Christi, vom Pfarrer getragen, in einem Festzug unter Gebet und Gesang durch die Straßen zu begleiten. Die Monstranz wurde dabei von einem „Himmel“ genannten Stoffbaldachin beschirmt. Mit jeweils einer Station an drei Außenaltären wurden Elemente eines Flurumgangs aufgenommen; bei jeder Station wurde ein Abschnitt aus dem Evangelium vorgetragen, es wurden Fürbitten gesprochen und sakramentale Segen in alle Himmelsrichtungen, über den Ort und die Flur erteilt. Kirche und Friedhof lagen am Ortsrand an der Kirchen- und Friedhofstraße. Die Landschaft nach



Norden und Westen war bis auf ein paar Bauernhöfe unbebaut. Die Prozession bewegte sich aus der Kirche über die Friedhofstraße Richtung Osten zur ersten Station, einem Feldkreuz. Nach zehn Minuten bewegte sich der Zug weiter über die Müllerstraße zur Hauptstraße, wo die zweite Station auf einer Grünfläche gegenüber dem Gebäude mit dem Bräustüberl der Brauerei Maisach bald erreicht wurde. Von einigen Fensterbrettern der Gebäude an der Hauptstraße hingen kardinalsrote Schmucktücher oder Blumenkästen mit roten Geranien. Die dritte Station war vor dem Rathaus am Ende der Hauptstraße aufgebaut: Ein mit Blumen

geschmückter, mit Tuch überdeckter Tisch mit einem großen Holzkreuz. Auch von den Fensterbrettern des schmucklosen Rathauses, das wohl zur selben Zeit wie das neobarocke Langhaus der Pfarrkirche St. Vitus gebaut wurde, hingen kardinalsrote Schmucktücher. Der Himmel war von dichten hellgrauen Wolken bedeckt. Der Zug der Gläubigen versammelte sich auf dem Rathausplatz, in dessen Mitte der Pfarrer unter dem Stoffbaldachin und seinen Trägern zum Altar ging, um die Monstranz dort abzusetzen und die Liturgie zu Ende zu führen. Es waren etwa acht hundert Menschen versammelt. Viele in ihren Trachten und mit prächtig bestickten Vereinsfahnen und Wimpeln, Geschäftsleute in ihren Anzügen, die Beamten mit Lederflecken am Ellenbogen, die Polizei und einige Soldaten in Uniform, Frauen wie Männer, Kinder wie Greise und Greisinnen, Witwer wie Witwen, alle vereint durch den Glauben an die Lehre Christi. Fronleichnam ist ein Dankesfest für die Einsetzung des allerheiligsten Altarsakraments. Die Liturgie folgte dem „Gottesdienst für das Erzbistum München“. Das in schwarzes Leinen gebundene Taschenbuch hatte 800 Seiten, war aber nur 9x13 Zentimeter groß bei zwei Zentimeter Breite. Es passte in jede Hosentasche, die Schriftgröße war gut und meine Augen auch. Es war handlich und wog etwa 300 Gramm. Es steckte in der Seitentasche meines Anoraks, den ich mir wegen der Wolken angezogen hatte.

Der zweite Abschnitt der Andacht an Fronleichnam hat den Titel „Das Brot des Lebens“. Er beginnt auf Seite 389 und zitiert Johannes 6/53-59: „Jesus sagte zu ihnen: Amen, amen, ich sage euch: Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht esst und sein Blut nicht trinkt, habt ihr das Leben nicht in euch. Denn mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise und mein Blut ist wahrhaft ein Trank. Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich bleibe in ihm. Wie mich der lebendige Vater gesandt hat und wie ich durch den Vater lebe, so wird jeder, der mich isst, durch mich leben. Dies ist das Brot, das vom Himmel herabgekommen ist. Es ist nicht wie das Brot, das die Väter gegessen haben, sie sind gestorben. Wer aber dieses Brot isst, wird leben in Ewigkeit.“ Dem folgte das Lied Nr. 122, 3. Strophe: „In der Nacht beim letzten Mahle saß er in seiner Jüngerschar. Als nach Vorschrift des Gesetzes nun das Lamm genossen war, gab mit eigener Hand den Seinen er, sich selbst zur Speise dar.“



Noch während die Gläubigen sangen konnte man Donner hören und der kam nicht vom Fliegerhorst, sondern aus dicken schwarzen Wolken, die von aufkommendem Wind geschoben auf das Dorf zu zogen. Es dauerte nicht lange und die ersten Tropfen fielen. Ich zog meine Kapuze über und sah zu wie Wind und Regen stärker wurden, die Fahnen waagrecht flatterten und die Träger des Baldachins es gerade noch schafften, den Himmel über den Pfarrer mit der Monstranz in seinen Händen gespannt zu halten. Er, der Vikar und die Ministranten fanden mit dem Bürgermeister im Rathaus Zuflucht. Ich fand Schutz unter einem

Dachvorsprung entgegen der Windrichtung und beobachtete, wie sich die Mehrheit der Versammlung mit oder ohne Regenschirm, Kopftuch oder Hut über die Kirchenstraße zur Pfarrkirche St. Vitus bewegte. Mein Magen grummelte und ich war nicht der einzige, der zum Mittagessen wollte, denn auch viele andere ‚verdünnten‘ sich, bevor die Prozession in der Pfarrkirche mit dem ‚Tantum ergo‘ und dem ‚Te Deum‘ beendet würde. Nach zwanzig Minuten ließ der Regen nach und ich ging an der Kirche vorbei über die vom Regen duftenden Felder zur Straße nach Überacker und kam rechtzeitig um halb eins zum Mittagessen bei den Ackermanns an.



Es gab Griesnockerlsuppe, danach vier gebratene Hähnchen, die der Tierarzt mit einer Geflügelschere halbierte und eine Hälfte davon auf meinen Teller legte. Ich kam mir ziemlich hilflos vor, als ich sah, dass alle anderen am Tisch, ihre Hälfte mit Messer und Gabel zerlegten und zum Mund führten. Weder zu Hause noch im Seminar gab es gebratene Hühner, die meisten waren gekocht und kamen als Suppe oder Frikassee auf den Tisch. Herrn Ackermann ist das wohl aufgefallen, denn er fragte mich, ob ich Probleme mit dem Tranchieren hätte und machte mit seinem Messer und seiner Gabel entsprechende Bewegungen und als ich nickte, stand er auf, kam an meinen Platz und zeigte mir die Stellen und Linien an denen ich mein Messer ansetzen musste. Dann machte ich das mit festen Schnitten nach, es gelang, er klopfte mir auf die Schulter und ging zurück an seinen Platz. Das lief alles diskret ab, die anderen am Tisch schienen es gar nicht bemerkt zu haben. Das Hähnchen war nun in fünf Teile zerlegt, die mit einer knusprigen Haut überzogen waren. Ich habe alle ganz langsam mit Messer und Gabel zerlegt und gegessen ohne eines zwischen die Finger zu nehmen. Ich ekelte mich vor labberig gekochter Hühnerhaut, aber knusprig gegrillt und gewürzt schmeckte sie köstlich.

Den Nachmittag verbrachte ich meiner Dachkammer. Durch das Fenster meiner Dachgaube konnte ich den Kirchturm von St. Vitus sehen. Ich erinnerte mich an den Lebensplan in Tania Blixens Buch, das ich noch immer nicht zu Ende gelesen und deshalb mitgenommen hatte und las es nach. Über ihren vielbegabten schwarzen Massai schrieb sie: „Kamante hatte sich dem Gott der Weißen unterstellt. In seinem Dienst war er bereit, jeden Befehl zu befolgen, aber er hielt es nicht für seine Pflicht, einen Lebensplan zu ergründen, der am Ende ebenso unvernünftig sein konnte wie die Lebenspläne der Weißen selbst.“ Das Tranchieren und Essen eines Hähnchens mit Messer und Gabel schien mir ebenso ein Teil des weißen Lehrplans zu sein wie der Glaube, dass, „wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, das ewige Leben hat und am Jüngsten Tag auferweckt werden wird.“ Das ging mir als Ministrant ganz einfach über die Lippen und es war mir an den vier Fronleichnamfesten, die ich bisher mitgefeiert hatte, nicht aufgefallen. Lag es an der Begegnung mit der griechisch-römischen Götterwelt? Darin spielt die Seele keine große Rolle, es gab auch keinen Gott oder Göttin, die dafür zuständig war. Die Psyche der Griechen oder die Anima der Römer hatten keine Verbindung mit den Göttern oder Göttinnen. Im Evangelium kommt die Seele bei Matthäus 16/26 vor: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, womit er seine Seele auslöse?“ Nach dem christlichen Menschenbild ist jeder Mensch eine Einheit aus Leib und Seele. „Im Tod trennt sich die Seele vom Leib und kommt danach vor ein persönliches Gericht vor Gott, in dem sich entscheidet, ob sie im Fegefeuer der Reinigung bedarf, sofort in die Herrlichkeit des Himmels eingehen darf oder aber die Strafe Hölle erleidet. In der Ewigkeit werden Leib

und Seele wieder vereinigt, da eine Existenz des Menschen nur im Zusammensein beider möglich ist.“ Der Auferstehung der Toten folgt also im besten Fall das ewige Leben in der Herrlichkeit des Himmels. Die Existenz Gottes als Ausgangs- und Endpunkt des Universums erschien mir zwar ebenso plausibel wie die der Seele als Zentrum menschlicher Empfindung und Orientierung. Aber Auferstehung von den Toten, letztes Gericht und mögliche Himmelfahrten fand ich nicht mehr plausibel. Wer tot ist, lebt vielleicht in den Erinnerungen fort, aber bleibt tot. Jesus Himmelfahrt wird nur im Lukasevangelium 24/50-53 erwähnt: „Als er das gesagt hatte, wurde er vor ihren Augen emporgehoben und eine Wolke nahm ihn auf und entzog ihn ihren Blicken. Während sie unverwandt ihm nach zum Himmel emporschauten, siehe, da standen zwei Männer in weißen Gewändern bei ihnen und sagten: Ihr Männer von Galiläa, was steht ihr da und schaut zum Himmel empor? Dieser Jesus, der von euch fort in den Himmel aufgenommen wurde, wird ebenso wiederkommen, wie ihr ihn habt zum Himmel hingehen sehen.“ In den Evangelien nach Markus, Matthäus und Johannes wird die Himmelfahrt nicht erwähnt. Im katholischen Katechismus stand: „Der ‚Himmel‘ steht nicht für die Atmosphäre oder für das Weltall, sondern symbolisiert den endgültigen Eintritt der menschlichen Natur in die göttliche Herrlichkeit. Gemeint ist nicht ein räumlicher Ort jenseits der Welt, sondern die Lebensgemeinschaft Jesu mit dem Vater und die gemeinsame Ausübung der Gottesherrschaft des Vaters und des Sohnes.“



Es waren erst dreieinhalb Wochen vergangen, seit mir Pater Regens gegenüber saß, meine Entlassung verkündet und mich aus dem Seminar vertrieben hatte. Jetzt war ich froh darüber. Ich musste raus, er hat mir gegeben, was ich wollte: Freiheit von der Kirche, in der ich vor fünf Jahren Aufnahme gefunden hatte. In Bayern konnte man mit achtzehn Jahren ohne die Zustimmung der Eltern aus der Kirche austreten, zur Bundeswehr eingezogen werden und Schnaps trinken. Ich wollte auch nicht austreten und ein Familiendrama auslösen, sondern nur von der Kirche in Ruhe gelassen werden, was in einem katholischen Haushalt und an Schulen in einem Landstrich wie dem Pfaffenwinkel kaum möglich ist. Ich wollte mit Selbstvertrauen in die Welt gehen, um meinen Lebensplan zu finden. Eine innere Stimme hatte mich in das Kloster der Benediktiner geführt und meine Entlassung hatte ich selbst provoziert. Ich fühlte mich berufen, aber wurde nicht auserwählt. Mein Vertrauen in Gott wird bleiben, aber die golden glänzenden Kirchen in denen Gott angeblich wohnte, waren jedenfalls nicht mehr der Ort, an dem ich seine Nähe spürte. Das Leben auf der Erde war die Herausforderung: Es konnte jederzeit enden durch Krankheit, Krieg oder Dummheit.

Aber bisher war es gut zu mir, ich musste nur geduldig sein und lernen mir selbst zu vertrauen, dann war ich näher an Gott, als in einer Kirche.

Wie kann man einen anderen lieben wie sich selbst, wenn man sich selbst nicht liebt? Das Leben geht weiter und die Menschen unter denen man lebt ändern sich. Für die nächsten vier Wochen war Gut Roggenstein gut als gute Zwischenstation: Ich lebte in Distanz zu Kloster und Familie. Hier gab es nur Beziehungen durch Arbeit. Über Kirche und Gott, Familie oder Politik wurde nicht geredet. Aber auf die Flugschau würden sie alle gehen, auch weil sie auf neue Arbeitsplätze in den Werkstätten hofften, aber die meisten, weil die Technik sie anzog. Aber noch war es nicht soweit. Denn am Freitag den 17. Juni folgte der Tag der deutschen Einheit. Die Geschäfte und Betriebe blieben geschlossen. Bei Pater Ludwig hatten wir gelernt, dass sich an diesem Tag 1953 ein Volksaufstand in dem von den Sowjets besetzten Ostberlin ereignete. Die kommunistische Regierung der Sowjetzone hatte den Aufstand mit Hilfe von sowjetischen Panzern niedergeschlagen. Dabei waren auch viele Menschen getötet und tausende festgenommen worden. Es war ein Gedenktag, an dem auf den Rathausplätzen der Städte und Gemeinden die Wiedervereinigung Deutschlands in Einheit und Freiheit beschworen wurde.

Am späten Nachmittag waren alle Wolken abgezogen, der Himmel blau wie ein Schusternagel, es wurde auch wärmer und vom Schwimmbad im Garten hörte ich die Rufe der älteren Kinder der Ackermanns, die anscheinend dort Wasserball spielten. Ich zog meine Matrosenhose und meinen weißen Elvis Blouson an und ging barfuß über die breite Treppe hinab in den Hauptraum, dessen große Türen zum Garten weit geöffnet waren. Es duftete nach Rosen und Jasmin. Unter der grüngestreiften Jalousie über der Terrasse stand ein großer Tisch mit acht Stühlen. Die Stühle an den Tischenden hatten Armlehnen. Auf einem davon saß Frau Ackermann vor ein paar Stapeln von Papieren. Sie war am Schreiben, als ich kam, blickte kurz hoch, forderte mich auf, Platz zu nehmen und schrieb weiter, bis sie den Füller weg legte und mich fragte, wie es mir geht. Als ich antwortete, dass mir sehr gut geht, schien sie erfreut und sagte: „Dann ruf doch deine Mutter an und sag ihr das. Sie macht sich Sorgen um dich. Du weißt wo das Telefon steht.“



Es stand auf einem Tischchen neben der Treppe und ich ging hin, drehte die Wählscheibe und wartete auf das Antwortsignal. Das dauerte und ich stellte mir vor, wie der Telefonapparat in der Diele vor Omas Tür läutete, während meine Mutter in der Küche das Abendbrot vorbereitete und die anderen hinter dem Haus Federball spielten. Schließlich nahm Klaus den Hörer ab und rief meine Mutter ans Telefon. Sie zeigte sich erfreut darüber, dass es mir gut geht und hatte eine Nachricht für mich: Die Oberrealschule mit Gymnasium Weilheim hat mich angenommen. Allerdings müsse ich die Klasse wiederholen. Vorrücken auf Bewährung sei

nicht möglich. Aber das sei doch nicht so schlimm, oder Puzel? Nein ist es nicht, aber künftig heiße ich Burkhardt, das klingt hart und irgendwie viereckig, dachte ich, nachdem ich aufgelegt hatte. Wer kam auf die Idee mir diesen ersten Vornamen zu geben? Für meinen zweiten Vornamen gab es einen Grund. Von den vier Brüdern unseres Vaters blieb der zweitjüngste auf dem Schlachtfeld. Major Joachim Huck, wurde am 5. September 1918 in Gut Jästersheim geboren und fiel in den Endtagen des Krieges am 27. Januar 1945 in Heiligenbeil in Ostpreußen. Sein Vorname wurde bei meiner Geburt auf Wunsch meines Vaters als zweiter Vorname eingetragen. Ich mochte meinen ersten Vornamen nicht besonders, weil er zu vielen Schreibfehlern führte. Aber diesen ersten Vornamen hatte meine Mutter ausgewählt. Zwei Vokale und sieben Konsonanten sind schon schwer zu vermitteln und in die richtige Reihenfolge zu bringen. Auch die Kurzform für meinen zweiten Vornamen klang in Bayern nicht gut: Achim klang nach Rheinland oder Preußen und Burkhardt, obwohl mein Namenspatron Burghard, Burkard, Burchard oder Burkhard, ein angelsächsischer Benediktiner aus Südwestengland war, der Anfang 742 von seinem Landsmann Bonifatius zum ersten Bischof von Würzburg eingesetzt wurde und altenglisch Burgheard hieß, war der Vorname in Südbayern selten. Deshalb musste ich meinen ersten Vornamen meist sorgfältig buchstabieren, bevor er mit den richtigen Buchstaben geschrieben eingetragen werden konnte. Als ich meine Mutter fragte, warum sie mir so einen schwierigen Vornamen mit zwei Vokalen und sieben Konsonanten gegeben hatte antwortete sie mir in der unschuldigen Art mit der sie auch Gewitterwolken vom Himmel fegen konnte, ob ich lieber Jo oder Achim als Rufnamen hätte. Da ich innerhalb der Familie „Puzel“ und im Seminar „Huck“ gerufen wurde, gewöhnte ich mich daran, die selten gestellte Frage nach meinem Vornamen, mit der Antwort „Burkhardt mit kh und dt“ zu beantworten.



Jetzt war ich also ein Sitzenbleiber mit einem sperrigen Vornamen, Flaum unter der Nase und in den Achselhöhlen und sollte ein ganzes Jahr wiederholen. Alles nochmal: Latein, Deutsch, Geschichte, Arithmetik und Religion mit neuen Lehrern und Lehrerinnen und jüngeren Mitschülern und Mitschülerinnen? Wenn ich nicht erneut sitzen bleiben und damit endgültig entlassen würde, könnte ich im Herbst 1967 ein Studium an der Universität München beginnen. Ich müsste mein Abitur machen aber auch nach bestandenem Abitur wäre ich nicht volljährig und in der Lage über mein Leben selbstständig zu entscheiden. Ich war aber kein Kind mehr sondern ein Jugendlicher, der entschlossen war, diese Zeit zu genießen. Eines der Lieder, mit denen uns Pater Balthasar das Singen von Noten beibrachte, begann so: „Gaudeamus igitur, Iuvenes dum

sumus, post molestam senectutem, nos habebit humus.“ Die Übersetzung stand nicht auf dem Blatt: „Lasst uns, weil wir jung noch sind, uns des Lebens freuen, denn wir kommen sehr geschwind zu der Toten Reihen.“

Ich stieg zurück in meine Dachstube, entledigte mich meiner Kleidung, schlüpfte in meine Badehose, wickelte eine Handtuch drüber und ging zum Schwimmbecken, um in der letzten Abendsonne bis zum Abendessen meine Runden zu drehen oder auf dem Rücken liegend zu treiben und mich im leeren Blau des Himmels zu verlieren. Das Abendessen war köstlich und danach saß ich noch mit der Familie auf der Terrasse und beobachtete sie beim Kartenspiel. Sie spielten Bridge und ich versuchte mir die Regeln zu merken, um irgendwann mitspielen zu können. Auch der nächste Tag war sonnig und ich durfte mir ein Fahrrad aus der Garage holen und bin damit nach Überacker geradelt und von dort Richtung Norden nach Einsbach. Auf einer Anhöhe machte ich Halt, setzte mich ins Gras und dann dauerte es etwas bis ich im hellen Licht des späten Vormittags die Türme der Münchner Frauenkirche vierzig Kilometer entfernt im Osten entdeckte. Da lag sie, die größte Stadt Süddeutschlands und Hauptstadt Bayerns. Noch konnte ich da nicht hinfahren, weil ich kein Taschengeld hatte. Aber in vier Wochen würde ich Lohn erhalten und mit der Bahn über München nach Hohenpeißenberg fahren. Dann ergab sich die Gelegenheit, um die Innenstadt zu besichtigen. Das war die Belohnung, die auf mich wartete. Ich radelte dann noch bis zur Autobahnausfahrt Sulzemoos, stand lange auf der Brücke und sah den Autos, Lastwagen und Motorrädern zu, die auf jeweils zwei Spuren aus und nach München fuhren. Seit der Reise per Anhalter mit meiner Mutter vor sechs Jahren, war es das zweite Mal in meinem Leben, dass ich eine Autobahn gesehen hatte. Die Luft war voll von Auspuffgasen und roch nach einer Freiheit, die ich noch nicht kannte.



Am Samstag war dann endlich der Tag der offenen Tür gekommen und ich radelte nach dem Frühstück von Maisach am Flughafengelände entlang bis zum Haupteingang. Dort stellte ich fest, dass die Tür zwar offen, aber der Eintritt nicht kostenlos war. Ich stellte mich neben den Eingang und wartete auf Karl. Als er nach



Einer halben Stunde noch immer nicht kam, musste ich annehmen, dass er bereits drinnen war und ich mich mit einem Blick auf einen auf dem Flugfeld abgestellten Starfighter F-104 G begnügen musste. Ich könnte ja nächstes Jahr wiederkommen, dachte ich und radelte zurück Richtung Maisach und war rechtzeitig auf der anderen Seite des Flughafens, als der Donnervogel über die Startbahn raste, um seine Flugkünste über dem Flughafen vorzuführen. Das war nicht nur extrem laut und atemberaubend, sondern wirkte auch bedrohlich. Ich war froh als ich zurück im Garten der Ackermanns war und der Lärm des Flugtages vom Gackern der Hühner übertönt wurde. Sonntag verabschiedete ich mich am Nachmittag von den Ackermanns und fuhr per Anhalter über Fürstenfeldbruck zurück nach Eichenau.

In den folgenden Wochen standen im Gut erst die Heuernte und später die Ernte des Wintergetreides an. Dietram und ich waren dafür eingeteilt und mussten jetzt jeden Morgen in Unterrognstein zur Arbeit antreten. Die Ernte war bereits stark mechanisiert. Bei der Heuernte wurde eine Maschine eingesetzt, die das Heu mit Greifrollen auf ein Band schoben, auf dem das Heu in viereckige Ballen gepresst, verschnürt und auf einen Anhänger befördert wurden. Auf den Brettern des Hängers standen Dietram und ich mit einem Haken in der Hand, mit dem wir die Ballen auf dem Anhänger vom Förderband verteilten und in vier Schichten auftürmten. War ein Hänger voll, wurde er abgeholt und durch einen leeren ersetzt. An Regentagen halfen wir in den Lagehallen aus, Korn in Säcke abzufüllen und zu stapeln. Oft mussten wir auch auf Abruf in der Gaststube der Gutsküche warten, bis der Regen nachließ. Das kam im Juli öfter vor und ich



hatte Zeit, die Illustrierten Zeitschriften, die dort auf der Eckbank lagen, zu lesen. In einem Stapel von Heften der letzten Wochen und Monate fand ich eines mit einem schwarz-weiß Portrait des neuen amerikanischen Präsidenten John Kennedy auf der Titelseite. Darüber stand in Weiß auf rotem Grund: DER SPIEGEL. Auf der ersten Seite gab es eine Spalte mit dem Titel: IN DIESEM HEFT, darunter: TITELGESCHICHTE, darunter Kennedy - Seite 36. Rechts neben der langen Spalte zum Heft, warb eine schwarz-weiße Zeichnung eines Mannes mit einer Flasche in der einen und einem Schnapsglas in der anderen Hand für „Dornkaat aus Kornsaat seit 150 Jahren in Familienbesitz. So klar und kraftvoll wie seine ostfriesische Heimat, an der Nordsee.“ Auf Seite 31 begann der Abschnitt AUSLAND. Darunter ein Artikel über den KONGO mit der Überschrift: „ANARCHIE – Die Rache des Häuptlings“. Durch die Nachrichten des Radios, das hoch oben auf einem Wandbrett neben der Küchentür des Gutes stand und das die Köchin anstellte, wenn ihr danach war, hatte ich erfahren, dass es in der Kolonie des Königreichs Belgien in Afrika, dem Kongo, zu großen Grausamkeiten gegen belgische Kolonisten gekommen war und die Schwarzen „Nieder mit den Weißen!“ gerufen hatten. Weiße Frauen und selbst Nonnen seien von der Menge vergewaltigt und viele weiße Farmer erschlagen worden. Jetzt lese ich: „Nur der Einsatz belgischer Truppen und die Ankündigung einer UN Intervention verhinderten, dass die Kongo-Republik in politischem Kannibalismus versackte.“ Der Einsatz von Truppen heißt, es wird geschossen. Was eine UN Intervention war wusste ich nicht und Kannibalismus kannte ich bisher nur aus Witzen über Missionare, die in übergroßen Töpfen landen und von schwarzen Teufeln mit Kräuselhaaren und einem Kopfschmuck aus Knochen gekocht werden. Es war Zeit im Knairs

Weltatlas 1952 nach Erklärung zu suchen. Was ich später auch tat. Für ein Land mit der Fläche von halb Europa reichte eine einzige Seite.

BELGISCH-KONGO

(Karte 38)

Mit rund 2,4 Mill. qkm ist der belgische Kongo eine der größten zusammenhängenden fremdländischen Besitzungen in Mittelafrika. Hauptstadt ist Leopoldville (133 000 Einw.). Das mit dichtem tropischem Regenwald überdeckte Kongobecken (300 bis 500 m) bildet eine flache, kreisförmige Schüssel und ist gewissermaßen das kleinere Gegenstück zum Amazonastiefland Brasiliens. Aber während dieses sich zum Ozean öffnet, wird das Kongobecken durch die bis 2000 m ansteigende Guineaschwelle vom Meere abgeriegelt. Im Süden trennt die 1600 m hohe Lundaschwelle das Kongobecken vom Kalaharibecken Südafrikas. Die starken Niederschläge führen zur Entwicklung mächtiger Ströme, des Lualaba und Luapula, Ubangi und Kassai, die sich im Kongo vereinigen. Von den Stanley-Fällen bis zum Stanley-Pool, einem inselreichen See von der Größe des Bodensees,

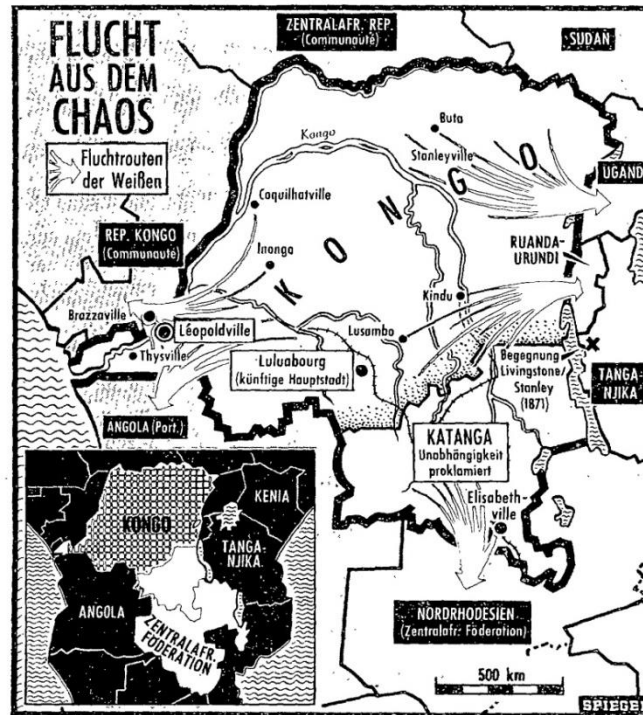
fließt der Kongo mit geringem Gefälle, dann durchbricht er in einem 500 m tiefen, engen Tal mit gewaltigen Stromschnellen die Guineaschwelle. Die Wasserführung des Riesenstroms schwankt zwischen 50 000 und 120 000 cbm in der Sekunde an der Mündung. Vom Meere her ist der Kongo nur bis Matadi schiffbar.

Das große Urwaldgebiet ist naturgemäß nur sehr dünn besiedelt. Belgisch-Kongo hat eine Bevölkerung von 11 Mill. (davon 49 000 Europäer), das sind 4,6 Einw. je qkm. Den Neger des Urwaldes ernährt der Hackbau auf kleinen Rodungsflächen, während die Zwergvölker (Pygmäen) hauptsächlich von der Jagd leben. Die Erschließung des Urwaldgebietes durch Europäer hat erst in der neueren Zeit größere Fortschritte gemacht. Die wichtigsten Erzeugnisse sind Palmöl, Edelhölzer, Kaffee, Zuckerrohr, Kakao und Baumwolle. Im Hochland von Katanga (im Süden von Belgisch-Kongo) werden die außerordentlich reichen Kupfer-, Kobalt- und Zinnerzlager von der „Union Minière du Haut Katanga“ abgebaut. Der Aktienbesitz dieser belgischen Bergwerksgesellschaft ist zu 49 % in britischen Händen. Seit 1921 werden Uranerze gefördert, die bis 1939 ausschließlich zur Radiumgewinnung nach Belgien gingen. 1941 überschrieb die belgische Exilregierung die gesamte Uranerzeugung den Alliierten. Noch heute sind die wichtigsten Abnehmer der Kongoproduktion an Uran, Kupfer, Gold und Zinn die Vereinigten Staaten und Großbritannien. Nach belgischen Angaben werden jährlich 12 000 t Uranerz gefördert. Von 1944 bis 1949 sollen die USA 60 000 t dieses wichtigsten strategischen Rohstoffes erhalten haben.

Das Verkehrsnetz von Belgisch-Kongo ist mit 4900 Eisenbahnkilometern außerordentlich gut entwickelt. Auch das Fluglinienetz von Kongo ist das am besten entwickelte in ganz Afrika. Dagegen sind die Flußläufe als Wasserwege durch zahllose Wasserfälle nur beschränkt benutzbar. Das Landstraßennetz hatte (bis 1939) eine Länge von 123 000 km erreicht, aber es genügt bei weitem nicht, die industriellen Möglichkeiten Kongos entsprechend auszunützen und weiterzuentwickeln.

Belgisch-Kongo angegliedert ist das Gebiet von Ruanda-Urundi am Tanganjika-See (belgisches Mandat), ein Teil des ehemaligen Schutzgebietes Deutsch-Ostafrika, mit einer Bevölkerung von 3,9 Mill., von denen 2500 Europäer sind.

Am 30. Juni 1960 wurde die „Republik Kongo“ von Belgien unabhängig. Joseph Kasavubu, Führer der Alliance des Bakongo (ABAKO), wurde Staatspräsident. Der bedeutende Panafrikanist und Führer der kongolesischen Unabhängigkeitsbewegung, Patrice Lumumba, wurde der erste Ministerpräsident des riesigen Landes, das bisher von einigen tausend Belgiern verwaltet wurde. Infolge der Unruhen flüchtete der Großteil der Belgier in die Nachbarländer, die noch zum Kolonialreich der europäischen Mächte Frankreich, Portugal oder Großbritannien gehörten.



„Nach dem überstürzten Rückzug Belgiens und seiner Verwaltung war das Land fast unregierbar geworden. Kaum ein Kongolese war in der Lage, die ausgebildeten belgischen Beamten zu ersetzen. Weniger als 30 Kongolesen besaßen 1960 einen Universitätsabschluss. Unter den 4500 höchsten Beamten des Staates waren nur drei Afrikaner. Aufgrund mangelnder Fachkräfte und angesichts secessionistischer Bestrebungen, insbesondere in der Provinz Katanga, kann die neue Regierung das Land kaum noch zusammenzuhalten.“

Es war drei Uhr am Nachmittag und der Regen hörte nicht auf. Außer mir war nur Dietram in der Gaststube. Auch er war am lesen. Er hatte eine Ausgabe von „hobby“ gefunden. Ich war allein mit Afrika und sah den Regentropfen zu wie sie in die Pfützen der Straße vor dem Fenster der Gaststube fielen. Von den Bäumen hing schwer und nass das dichte Laub smaragdgrüner Blätter. Dahinter das Dach des Gutshauses, rot wie glänzender Rubin. Was geschah da in Afrika? Die weißen Kolonialherren ziehen sich zurück und überlassen das Land den Schwarzen? Ghana war 1957 und Guinea 1958 unabhängig geworden. Aber das waren kleine Staaten im Vergleich zum riesigen Kongo, in dem nur 11 Millionen Menschen in den Regenwäldern des mächtigen Kongos lebten. Belgien ist ein kleines Land, ein katholisches Land, eine Monarchie. Wie konnte es so ein so großes Land beherrschen? Das gilt auch für Portugal. Es waren doch die Kommunisten, die das Ende von Kolonialismus und Imperialismus forderten. Nun zogen die anderen Staaten Westeuropas sich aus ihren Kolonien zurück. Im Januar 1960 hat Frankreich Kamerun und im April Togo in die Unabhängigkeit entlassen. Das Deutsche Reich hat sein Kolonialreich nach 1918 verloren und jetzt zogen sich die Sieger von 1918 aus den Kolonien zurück? In meinem Knaurs Weltatlas von 1952 konnte ich natürlich keine Antwort finden. Das musste ich schon selber tun, indem ich lernte Nachrichten zu lesen und zu zuordnen, so wie ich in der Schule lernte mein Wissen aufzubauen. Das ist zwar kein Lebensplan, aber eine angenehme Beschäftigung, um die endlose Zeit zu vertreiben. Aber in Gut Roggenstein gab es nichts außer Arbeit, meist schweigend und im Stehen. Und immer nur lesen macht auch keinen Feierabend. Ich begann mich zu langweilen und wie ich durch Dietram erfuhr, nachts im Schlaf zu reden. Das hat mir noch nie jemand gesagt und ich war ziemlich erschrocken. Er sagte zwar, er hätte nicht verstanden, was ich gesagt hätte, dazu hätte ich zu sehr

genuschelt, aber ich sei auch laut geworden und hätte danach weiter geschlafen. Deshalb hätte er mich auch nicht geweckt. Er versicherte mir, dass er mich beim nächsten Mal aufwecken würde. Vielleicht könnte ich mich dann noch erinnern. Vielleicht hatte er nur geträumt, dass ich im Schlaf redete dachte ich, denn er hörte mich nicht mehr im Schlaf reden oder schlief vielleicht so fest, dass er mich nicht hörte.

Die restlichen Tage in Gut Roggenstein waren sonnig, rochen nach Heu oder Stroh oder nach den Zigaretten, die die anderen Jungs rauchten, wenn sie sich an der Eisdielen im Dorf versammelten, um ihre Mopeds vorzuführen oder den Mädchen hinterher zu pfeifen. Wir waren auch nochmal im Kino, aber ich habe den Film vergessen. Aber am 15. Juli war es endlich soweit. Herr von Wallenberg erwartete mich in seinem Büro, um mich zu verabschieden. Er war mit meiner Leistung zufrieden und hatte auch eine Überraschung für mich: Als Anerkennung meiner Dienste würde er mir für jeden Arbeitstag seit dem 1. Juni eine Deutsche Mark bezahlen. Da auch der Samstag als Arbeitstag galt, hat er mir insgesamt 36 Deutsche Mark ausbezahlt. Ich war überrascht und als er das merkte, lachte er und fragte, ob mir meine Mutter nicht gesagt hätte, was ich verdiene. Als ich verneinte, lachte er nochmal und sagte: „Kluge Frau, Deine Mutter. Bist ein guter Bub! Grüß sie von mir und gute Fahrt nach Hause!“ Als ich das Haus des Gutsverwalters verließ war ich voller Freude. Jetzt konnte ich ohne Geldsorgen zusammen mit Dietram mit der Bahn von Eichenau nach München zum Hauptbahnhof fahren und mir die bisher unbekannte Stadt ansehen, bevor ich weiter nach Weilheim und Hohenpeißenberg fahren würde. Wir gingen zurück zu unserer Stube, packten unseren Koffer und gingen zu Fuß am Bahndamm entlang zur Bahnstation. Der Zug kam aus Geltendorf und fuhr über Pasing und unter vier Straßenbrücken bis zum Starnberger Flügelbahnhof, rechts von der großen Haupthalle. Die letzte Brücke war die Donnersberger Brücke, dort verließ der Zug den Hauptschienenstrang und fuhr unter überdachten Bahnsteigen bis zum Eingangsbereich des Sackbahnhofs. Die schiere Größe der Bahnanlage auf der sich der gesamte Bahnverkehr aus allen vier Himmelsrichtungen auch gleichzeitig in alle Himmelsrichtungen nach außen bewegen muss war beeindruckend. Der 250 Züge täglich verkehrten auf zweiunddreißig Gleisen in beide Richtungen. Es war ein fauchendes Durcheinander von Diesel-, Dampf und Elektrolokomotiven, ein Rattern der Eisenräder von tausenden rollenden Waggons, das Quietschen von Weichen, Funkengestöber aus den Schloten, tausendfach singender Wind umtoste Dietram und mich, als wir am offenen Fenster standen und merkten, dass eine Großstadt auch in anderen Dimensionen stattfindet.



Der Flügelbahnhof, auf dem wir ankamen, wurde 1950 erbaut. Der Eingangsbereich jenseits der Bahnsteigsperrle war geräumig: Es gab einen großen Kiosk, ein Büffet mit Bierausschank und drei großen aufrecht stehenden Bierfässern als Tische, Postkartenständer am Kiosk, ein paar Münztelefone, Ständer mit zahllosen Zeitungen, sogar französische und englische. Im Kiosk gab es ganze Wände von verschiedenen Zigarettenarten und Glasvitritten mit Feuerzeugen feinsten Art oder Tabakdosen oder Zigarren. Unter den

Zigaretten fand ich eine Sorte, die hieß Smart. Der Eingangsbereich war voller Leben. Menschen aller Art und jeden Alters eilten vor sich hin, andere warteten. Ich wollte wissen, ob ich bedient werde, wenn ich eine Schachtel Smart käuflich erwerben wollte.



Der Mann an der Kasse stellte keine Fragen, sondern sagte: „Oansfuffzge“ und verteilte meine Münzen in den Kästchen seiner Kassenschublade. Die machte beim Zurückschieben „Ringelring“ und der Zahlungsvorgang war damit abgeschlossen. Es erinnerte mich an das Läuten meiner Ministrantenglocke. Aber ich kannte weder Schuld noch Scham, zog den roten Faden vom oberen Ende der Verpackung aus Klarsichtfolie, entfernte sie und öffnete das Staniolpapier der Innenverpackung. Ich holte zwei Zigaretten heraus, bot eine davon Dietmar an und lud ihn weltmännisch dazu ein, mit mir ein Bier zum Abschied zu trinken und eine Zigarette zu rauchen. Das Bier konnten wir problemlos kaufen und dann stellten wir unsere Krüge auf einem der Fässer ab und rauchten eine Smart ohne irgendwie aufzufallen. Es war meine erste Zigarette, seitdem Pater Wolfram mich wegen einer Astor abgewatscht hatte und sie schmeckte deshalb besonders köstlich. Ich weiß nicht ob es am Bier, der Zigarette, dem Geld in meiner Hosentasche, der Aussicht auf fünf Wochen Ferien oder an dem Freiheitsgefühl lag, nicht mehr aufzufallen und zur Verantwortung gezogen zu werden. Es war wie ein Prickeln, wie ein Sommertag mit blauem Himmel, Schäfchenwolken und einem Duftgemisch von Bier, Benzin, Teer und Nuit de Paris. Dietram musste nach Hause. Er hatte keine Ferien, er musste bis September am Hof des Vaters bei der Ernte helfen. Danach würde er in Roggenstein seine Lehre beenden. Als er von mir hörte, dass ich einen Stadtbummel plane, sah es mich fragend an. „Du willst mit deinem Koffer auf den Turm der Frauenkirche?“ Dann zeigte er mir eine Wand mit Schließfächern und wie man sie bedient. Ich steckte ein Markstück in den Münzschlitz, stellte den Koffer in das Fach, schloss die Klappe, drehte den Schlüssel um, zog ihn ab und steckte ihn in meine Hosentasche. Dietmar klopfte mir auf die Schulter, wir verabschiedeten uns, er stieg in den Zug nach Weilheim, die Trillerpfeife ertönte und der Zug verschwand fast lautlos, weil elektrisch.

München leuchtet

Als er verschwunden war merkte ich, dass ich jetzt allein in der großen unbekanntenen Stadt war, von der ich bisher nur einen Flügelbahnhof kannte. Also begann ich meinen Ausflug nach München, indem ich vom Starnberger Bahnhof zum Hauptbahnhof ging. Der Hauptbahnhof wurde 1945 so zerstört, dass er später



abgebrochen musste. Er wurde inzwischen neu gebaut und im Juli 1960 war eben die Haupthalle fertig geworden. So wie auf dem nächsten Foto sah sie aus, als ich sie erreichte. Die Dimensionen dieser Halle waren gigantisch, aber noch beeindruckender war die Akustik dieses Raumes. Er war erfüllt vom Stimmenmeer der Reisenden und von Gongschlägen, die Durchsagen ankündigten. Dann folgten Ansagen zu Zugnummer, Zielort bzw. Herkunftsort des Zuges und der An- bzw. Abfahrtszeiten in Stunden und Minuten. Fünf Hundert Züge fuhren täglich hier ein oder aus. Dazwischen erfolgten auch Durchsagen zur Suche nach



vermissten Gepäck oder Personen. In diesem Bahnhof gab es sogar ein Kino. Auf dem Foto ist auf der Wand rechts ein Schild zu sehen auf dem AKI steht. Dort war der Eingang zum Aktualitätenkino. Ich brauchte aber jetzt kein Kino, weil ich selbst Bestandteil eines Filmes war, der sich ohne mein Zutun rings herum abspielte. Ich durchquerte also die geschwätzige Halle, ging durch die große Glasfront auf den Bahnhofsvorplatz und



stand unter einem riesigen pilzartigen Sonnenschirm aus Stahlbeton. In dessen Schatten warteten viele Taxis auf Gäste. Ich suchte nach einem Weg, um das Bahnhofsgebäude von der anderen Seite des Bahnhofsvorplatzes zu sehen, was nicht einfach war, denn der Verkehr war lebhaft. Schließlich war ich drüben und was ich dann sah, war das bis dahin modernste Gebäude, das den Phantasien der Zeitschrift

„hobby“ am nächsten kam. Ich war baff: Die Zukunft war angekommen mitten in München. Ich verließ den Bahnhofsvorplatz und ging durch die Schützenstraße in Richtung der Türme der Frauenkirche und erreichte nach wenigen Minuten den größten und verkehrsreichsten Platz der Stadt: Den Stachus. Das Foto zeigt die Aussicht, die ich hatte, nachdem ich aus der Schützenstraße vor dem Hotel Königshof angekommen war und auf der anderen Seite des Stachus das Karlstor mit dem Stachus Rondell und den Türmen der Frauenkirche darüber zu sehen bekam.



In einer Großstadt sind nicht nur die Bahnhöfe, sondern auch die Straßen und Plätze größer, verkehrsreicher und vor allem lauter. Der ganze Platz war erfüllt von dem Lärm der schrillen Klingeltöne der Trambahnen, den Geräuschen der Motoren und Poltern der Reifen der Autos und Lieferwagen auf dem Kopfsteinpflaster und dem Stimmengewirr der Menschen, die ihren Weg zwischen diesen Maschinen suchten. Es war Mittag und heiß. Mir war schwindelig und ich suchte Schatten.



Ich blickte nach rechts und sah nur chaotischen Verkehr. Nach links war die Aussicht nicht besser, aber dort waren Bäume zu sehen, also ging ich mit der Hoffnung auf eine Sitzbank und Schatten in diese Richtung.

Als ich den Bäumen näher kam, entdeckte ich dahinter einen weiteren großen Platz mit dem Namen Lenbach-Platz. An dessen Nordrand konnte ich einen monumentalen Brunnen sehen. Beim Näherkommen



konnte ich das Plätschern des Wassers hören und spürte die Kühle, die vom Brunnen und einem kleinen Park dahinter ausging. Die beiden übergroßen Figuren links und rechts der Brunnenschale zeigten einen nackten Jüngling, der auf einem Pferd mit Fischschwanz reitend, mit beiden Händen einen Felsbrocken hält, mit dem er zum Wurf ansetzt und eine nackte Frau, die auf einem aus den Fluten emporsteigenden Stier mit einem Fischschwanz sitzt. Mit der linken Hand streckte sie dem Betrachter eine Schale mit Wasser entgegen.



In dem Park auf der Rückseite des Brunnens fand ich eine schattige Bank, auf die ich mich setzte und tief ein- und ausatmete bis ich mich ruhiger fühlte und entspannte. Der Verkehrslärm war hier geringer und das Grün der Laubbäume, das die Fassaden der Häuser verdeckte, hielt die quirlige Stadt auf Abstand. Es war kurz vor zwei Uhr am Nachmittag als ich zum letzten Mal auf meine Uhr sah. Danach muss ich eingeschlafen sein, denn als ich wieder aufwachte und auf die Uhr sah war es drei Uhr. Wenn ich die Altstadt noch besichtigen

wollte, müsste ich mich jetzt sputen. Außerdem stellte ich fest, dass ich einen Stadtplan brauchte, in dem die Sehenswürdigkeiten extra aufgeführt waren, denn scheinbar gab es derer viele. Also raffte ich mich auf, schüttelte meine Knochen und suchte einen Weg zurück zum Karlstor, durch das sich ein endloser Strom von Autos, Trambahnen und Menschen auf den engen Gehsteigen der Neuhauser und Kaufinger Straße Richtung Rathaus und Isatorplatz bewegte. In einem Kiosk im Karlstor fand ich eine Postkarte, die mir bei der Orientierung helfen könnte und kaufte sie samt einer Briefmarke für das Ausland. Ich wollte sie später an Tante Schrama in Belgien schicken.



Ich ging die Neuhauser Straße Richtung Marienplatz, um dann zur Frauenkirche abzubiegen und auf einen ihrer Türme steigen, um aus den Fenstern der Turmstube die Stadt von oben zu überblicken. Auf der Neuhauser Straße war Hochbetrieb. Der Verkehr von Trambahnen, Autos und Lieferwagen auf der schmalen Straße war dicht. Die Passanten drängten sich Schulter an Schulter auf den Gehsteigen. Viele waren sommerlich gekleidet und ich fiel in meiner weißen Matrosenhose nicht weiter auf. Nur meine Schuhwahl war falsch. Die Budapester sahen zwar fesch aus, aber sie mochten kein Kopfsteinpflaster und schon gar nicht die 471 Treppenstufen, die zur Aussichtsstube direkt unter der Zwiebelhaube des Südturms der Kathedrale führten.

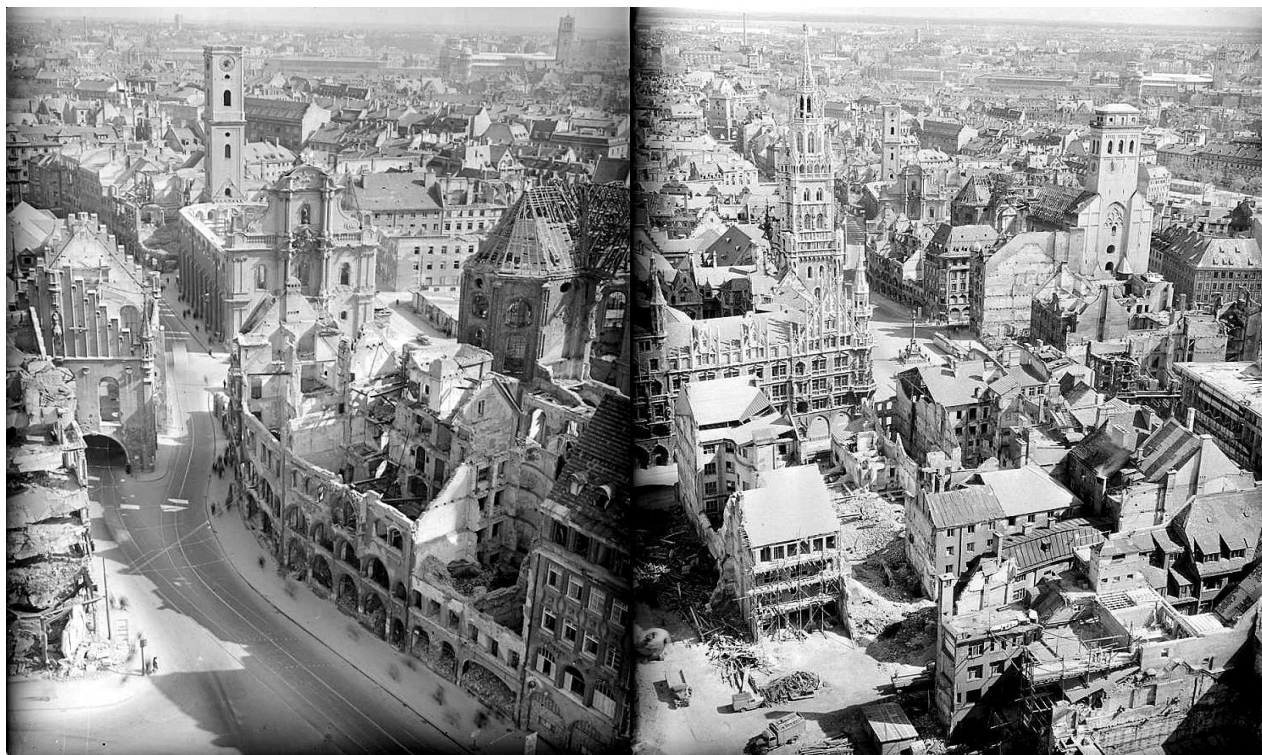


Die Frauenkirche, ein dreischiffiger spätgotischer Backsteinbau mit umlaufendem Kapellenkranz wurde 1494 geweiht. Sie ist 109 m lang und 40 m breit, das Mauerwerk des Kirchenschiffs etwa 37 m hoch. Die beiden Türme sind fast gleich hoch: Der Nordturm misst 98,57 Meter, der Südturm 98,45 Meter. Die ersten Kriegsschäden, die der Dom durch den Luftangriff vom 10. März 1943 vor allem an Dach und Fenstern erlitt,

waren noch so, dass man hoffte, ihn bald wieder nutzen zu können. Sprengbomben und Luftminen brachten bei den Angriffen am 21. November und 17. Dezember 1944 sowie am 7. Januar und 25. Februar 1945 den



Verlust des Daches, den Einsturz der Haupt- und der Seitenschiffgewölbe sowie von Chorpfeilern und die weitgehende Zerstörung der Innenausstattung. Die Türme blieben stehen, doch waren die Kuppeln so beschädigt, so dass sie später abgetragen werden mussten. Auf dem Foto oben sind im Vordergrund der zerstörte Chor der Frauenkirche und dahinter das Rathaus zu sehen. Das Foto fand ich im Wiederaufbauatlas



der im Lesezimmer des Kurheims lag. Auch zwei die anderen Fotos fand ich in diesem Atlas. Links ist der Marienplatz mit Altem Rathaus und Heiliggeist-Kirche zu sehen, rechts der Rathaustrurm und St. Peter. Fünfzehn Jahre später waren fast alle Zeichen der Zerstörung beseitigt und die meisten Gebäude wieder aufgebaut. Die Stadt wuchs in alle Himmelsrichtungen und erwartete in wenigen Wochen den einmillionsten Einwohner. Das war auch aus über achtzig Meter Höhe deutlich sichtbar. Die engen Straßen der Altstadt sind

diesselben geblieben und konnten den Verkehr inzwischen kaum noch aufnehmen. Die Trambahnen aus allen Himmelrichtungen kreuzten sich auf dem Marienplatz und man war zu Fuß schneller unterwegs als mit der Straßenbahn. Aber erstmal musste ich 471 Treppenstufen hinabsteigen, um auf dem Domvorplatz



anzukommen. Von dort führt eine Treppe zum Hauptportal unter einem gotischen Bogen zwischen den Türmen. Durch das große Holztor betritt man das Kirchenschiff von Westen. Der Altar ist etwa 180 Meter entfernt. Die Länge eines Fußballfelds ist 105 Meter Die gotischen Deckenbögen, die in 37 Meter aufeinandertreffen, werden von jeweils elf Pfeiler auf beiden Seiten des Mittelschiffs gestützt. In beiden Seitenschiffen gibt es vierzehn Kapellen, viele mit reichverzierten Altären und ein pompöses Denkmal für den



1347 gestorbenen Kaiser Ludwig den Bayern. Das Hauptschiff dagegen ist so schlicht und schmucklos wie das der Klosterkirche der Erzabtei St. Ottilien. Das lange Kirchschiff wird beherrscht von einem mächtigem Kreuz aus groben Holzbalken mit einem aus Naturholz geschnitztem Gekreuzigten, das vor dem Chorraum von der Decke hängt. Obwohl die Frauenkirche voller Wallfahrer oder Touristen war, die die vielen Altäre in den

Seitenscheiffen aufsuchten, war es im Hauptschiff sehr ruhig und die wenigen Geräusche verhallten schnell in der Weite des Raums. Ich empfand diese Stille als sehr wohltuend. Der Lärm der Stadt, das Knarzen 942 der Treppenstufen des Kirchturms, die lauten Stimmen der Leute in der Aussichtsstube waren verstummt. Ich setzte mich auf eine Kirchenbank, faltete meine Hände und entspannte mich. Auf meiner Postkarte mit dem Stadtplan und entdeckte ich, dass die Theatiner Kirche gleich nebenan über die Kardinal-Faulhaber-Straße erreichbar war. Von dort aus könnte ich an der Feldherrnhalle vorbei über die Residenzstraße zum Nationaltheater laufen. Ich verließ die Stille unter der hohen Kuppel des Doms und machte mich auf den Weg. Ich überquerte die Maffeistraße und ihren dichten Verkehr, um zu der Kirche zu gelangen, deren Türme und Kuppel zwar die Bombardierungen überstanden hatten, aber dennoch teilweise zerstört wurde.



Vorbildbau der 1675 geweihten Hof- und Stiftskirche war die Mutterkirche des Theatinerordens Sant'Andrea della Valle in Rom. Die Kirche wurde dann ihrerseits Vorbild anderer Kirchenbauten und stand am Beginn des italienisch inspirierten Hochbarock in Bayern. Im Zweiten Weltkrieg zerstörte ein Luftangriff den Chorraum – Chorschranke, Altar und Tabernakel – sowie die Figur des hl. Matthäus. Die *Fürstengruft* in der Krypta der Hofkirche war von Anfang an auch eine, neben der Kirche St. Michael und dem Frauendom, der wichtigsten Grablegen des bayerischen Herrscherhauses der Wittelsbacher. In der Regel wurden jedoch nur die Körper der Verstorbenen hier beigesetzt; die Herzen wurden meist in der Altöttinger Gnadenkapelle bestattet. Von den toten Wittelsbachern in der Theatinerkirche ruhen die meisten in der Fürstengruft (derzeit 47 Familienmitglieder) in Metallsarkophagen. Die Fürstengruft blieb unbeschadet und die Mitglieder des bayerischen Königshauses lagen wie seit dreihundert Jahren verschlossen in ihren Sarkophagen im Souterrain der Hofkirche. Der Wiederaufbau Kirche konnte 1955 abgeschlossen werden, aber nicht die Gebäude des Klosters, das sie umgab. Als ich die Kirche durch das Hauptportal verließ sah ich, dass die Theatinerstraße zwischen Odeonsplatz und Salvatorstraße noch von flachen Behelfsbauten gesäumt war. Die Feldherrnhalle wurde nicht getroffen und die Kriegsschäden der Theatinerkirche waren nicht mehr sichtbar.

„Zur Zeit Napoleons stand Bayern anfangs auf der Seite Frankreichs und konnte durch Säkularisation und Mediatisierung große Gebietsgewinne verzeichnen. So fielen Salzburg, Tirol, Vorarlberg sowie das 1779 verlorene Innviertel vorübergehend an Bayern. Als ein Freistaat in den Grenzen, die noch der französische Kaiser Napoleon im Frieden von Pressburg, der am 26. Dezember 1805 zwischen Frankreich und dem deutschen Kaiser Franz II. abgeschlossen hatte, wurde das mit Napoleon verbündete Königreich Bayern proklamiert. König Max I. Josephs Minister Maximilian Graf von Montgelas gilt dabei als Schöpfer des modernen bayerischen Staates. Das neue Königreich beseitigte alle Relikte der Leibeigenschaft, die das alte Reich hinterlassen hatte. Durch das Religionsedikt von 1803 wurden alle drei christlichen Bekenntnisse gleichberechtigt – Katholiken, Reformierte und Lutheraner. 1807 wurden die ständischen Steuerprivilegien abgeschafft. 1805 wurden alle erblichen und käuflichen Ämter abgeschafft. Das Münchner Regulativ von



1805 und das Juden-Edikt von 1813 gewährte den Israeliten im neuen Bayern erste Freiheiten. Am 27. August 1807 führte Bayern als erstes Land der Welt eine Pockenimpfung ein. 1812 wurde die bayerische Gendarmerie gegründet. Durch ein neues Strafgesetzbuch, das Anselm von Feuerbach entworfen hatte, wurde 1813 die Folter abgeschafft. Das Fürstentum Ansbach fiel 1806 durch einen von Napoleon erzwungenen Gebietstausch an das Königreich Bayern, das protestantische Fürstentum Bayreuth wurde 1810 von Napoleon an Bayern verkauft. Durch den rechtzeitigen Wechsel auf die Seite der Gegner Napoleons im Vertrag von Ried konnte Bayern auf dem Wiener Kongress 1814 als Siegermacht einen Teil der Gebietsgewinne behalten. Für den Verlust Tirols und der rechtsrheinischen Pfalz wurde es durch wirtschaftlich weiter entwickelte Gebiete um Würzburg und Aschaffenburg entschädigt. Der neugeschaffene linksrheinische Rheinkreis kam im Tausch gegen Salzburg 1816 durch den Vertrag von München zu Bayern und war ab 1837 die bayrische Rheinpfalz.“

Nachdem das Königreich, die Republik und die Diktatur Hitlers vorbei waren schienen die Landsleute Halt zu suchen an den Gräbern der Herrscher, die Bayern zu dem gemacht hatten, was es nun war: Das einzige Bundesland, das in den Grenzen der Vorkriegszeit - allerdings ohne die bayerische Rheinpfalz - ab 1949 weiterbestehen konnte. Bayern hatte 1960 mit 9 Millionen Einwohnern etwa ebenso viele Einwohner wie das Königreich Belgien, war aber mit 70.000 Quadratkilometern Fläche mehr als doppelt so groß. Die Bundesrepublik Deutschland war 245.000, die Ostzone 107.000 und die Gebiete östlich von Oder-Neiße

114.000 Quadratkilometer groß. Bayern war auch doppelt so groß wie Nordrhein-Westfalen, hatte aber ein Viertel weniger Einwohner.



Das alles hatte ich bei Pater Ludwig gelernt und mir gemerkt. Aber hier in der Theatinerkirche wurde es lebendig. Bayern war bis zur Gründung des Deutschen Kaiserreichs 1870 ein selbstständiges Königreich. „In den ersten Monaten des Jahres 1945 kamen Zigtausende von Flüchtlingen und Vertriebenen. Ein Großteil der Flüchtlinge landete in Bayern. 1950 wurden offiziell 1,923 Millionen Vertriebene aus den Gebieten jenseits der Oder-Neiße und dem Sudetenland gezählt. 21,2 Prozent der bayerischen Bevölkerung waren ‚Neubürger‘. Mit offenen Armen wurden die Flüchtlinge aus dem Sudetenland, aus Schlesien, Ostpreußen oder dem Baltikum nicht aufgenommen. Dazu war die Lage viel zu chaotisch denn zu den Vertriebenen kamen die Ausgebombten, die ehemaligen KZ-Häftlinge, und viele andere Heimatlose. Alle suchten nach Unterkunft und Versorgung.“ Das Land, das 1939 7.000.000 Einwohner zählte, hatte 1950 über 9.000.000 Einwohner. Das Herz Bayerns war groß. Es hat sie alle aufgenommen, aber die Ankunft der Vertriebenen hat die einheimischen Gesellschaften schwer erschüttert. Nicht zuletzt haben die Vertriebenen die konfessionellen Verhältnisse in Deutschland, die ja seit dem Dreißigjährigen Krieg weitgehend unverändert

waren, komplett umgestaltet.“ Daran dachte ich nicht als ich Theresienkirche durch das Hauptportal verließ und auf dem Odeonsplatz unter dem mittleren Bogen der Feldherrnhalle mit Blick auf die Ludwigstrasse stand, aber ich ahnte, dass diese Stadt in den Mittelpunkt meiner Lebensplanung geraten würde und ich mich eilen musste, sie näher kennen zu lernen. Der Blick von der Halle über den Odeonsplatz auf die Gebäude an der Ludwigstraße und den Triumphbogen am Ende der breiten Straße war überwältigend.



Die Enge der Altstadt war verschwunden, die große Stadt öffnete sich nach Norden und wie ich vom Turm der Frauenkirche sehen konnte, erstreckte sie sich bis zur Autobahnzufahrt nach Berlin, der größten Stadt Deutschlands. Um zum Nationaltheater zu gelangen musste ich zurück in die Altstadt und verließ den Odeonsplatz über die Residenzstraße stadteinwärts. Die hat ihren Namen von der Residenz der Wittelsbacher, die ab 1600 dort ihren Wohnsitz hatten. Das langgestreckte zweistöckige Gebäude hat drei Portale, durch die man in die vielen Innenhöfe des Residenzbaus gelangt. An seiner Südseite grenzt er mit der königlich bayerischen Staatsoper und Nationaltheater am Max-Joseph-Platz an die Maximilianstraße.

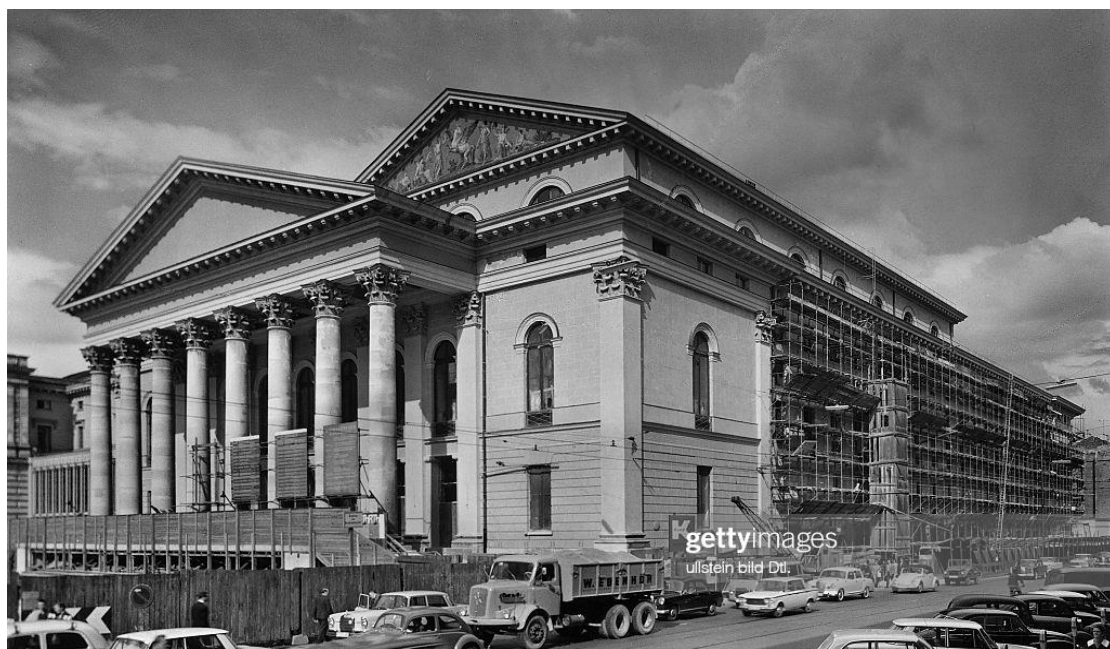


„Der Verein Freunde des Nationaltheaters in München, Ende 1951 gegründet, wollte den Wiederaufbau des Nationaltheaters durchzusetzen – am alten Platz und im Stil des 1818 von Carl von Fischer erbauten und durch Leo von Klenze erweiterten Hauses. . Mit Einfallsreichtum und Tatendrang gingen die Freunde des Nationaltheaters das Problem der hohen Kosten für den Wiederaufbau an. Gleich die erste Aktion verlief spektakulär. Für eine große Tombola konnte der Verein Gewinne im Wert von 240.000 D-Mark von Münchener Unternehmen sammeln und über den Losverkauf 625.000 D-Mark einnehmen. Die Tombolas

gehörten in gehörten in der Folgezeit zum alljährlichen Erscheinungsbild der Münchener Innenstadt: Sie wurden von prominenten Politikern eröffnet, Schauspieler und Sänger verkauften Lose und gaben Autogramme, der Losverkauf erfolgte unter großer Anteilnahme der Münchener Bevölkerung. 1957 erteilte der Bayerische Staat schließlich den Auftrag zum Wiederaufbau des Nationaltheaters.“



Mit einer Blechdose in der Hand durchstreifte also meine Mutter am Neujahrstag 1955 die Plätze und Straßen der Innenstadt und verkaufte den Passanten Lose einer Lotterie eines Vereins, der sich für den Wiederaufbau der bayerischen Staatsoper in München einsetzte. Dort hat sie damals Onkel Kreppel



getroffen, der an dieser Aktion beteiligt war und inzwischen mein Stiefvater geworden ist. Nun stand ich mehr als fünf Jahre später vor diesem imposanten Gebäude im Stil der Tempel der griechischen Antike. Über die Oper wusste ich bisher nur, dass das eine Bühne mit einem Orchestergraben ist, auf der alles mit Musik gesungen und nicht, wie im Theater, nur gesprochen wird. Ich kannte zwar Kirchen-, Volks- und Blasmusik, klassische Musik, Jazz und Schlager, aber Opern- oder Operettenmusikdarbietungen waren selten zu hören und schon gar nicht zu sehen. Aber ich war mir sicher, dass ich eines Tages die Innenräume dieser Oper ebenso sehen würde, wie die Prunksäle der Residenz der Wittelsbacher sowie die Arkaden und den Pavillon

des Hofgartens. Es war bereits halb sechs Uhr am Nachmittag. Wenn ich heute noch nach mit dem Zug nach Hohenpeißenberg fahren wollte, müsste ich mich beeilen.



Aber ohne Marienplatz und Rathaus gesehen zu haben wollte ich nicht nach Hause. Also ging ich vom Max Joseph Platz über die Dienenstraße Richtung Marienplatz. Dort entdeckte ich Geschäfte, deren Namen ich von meiner Mutter gehört hatte: Dallmayr Delikatessen oder Wäschekaufhaus Ludwig Beck am Rathauseck.



Das ist das beigefarbene Gebäude zwischen dem alten und neuen Rathaus. Ich kannte das Haus, weil meine Mutter jedes Jahr im Dezember per Post einen Wandkalender mit Ansichten von München zugeschickt bekam, den sie in der Küche aufhing und die abgelaufenen Tage mit einem Stift ankreuzte. Der Platz mit der

Mariensäule in der Mitte auf einer Verkehrsinsel wirkte im Vergleich zu Stachus oder Odeonsplatz eng. Er war erfüllt vom Lärm des Verkehrs der Straßenbahnen, Autos und Menschen die aus allen Richtungen hierherströmten, um in der Innenstadt einzukaufen oder in den Behörden von Stadt und Freistaat tätig waren, mit ihnen zu tun hatten oder von Trambahnen zwischen Süd und Nord- oder Ost- und West, die den Platz kreuzten umstiegen. Er schien fast so belebt wie der Stachus, die Menschen standen dicht beinander. Ich war erschöpft, durstig und hungrig. Meine Füße in den Budapester Schuhen schmerzten. Zum Isartor war es nicht mehr weit. Ich musste nur über den Rathausplatz an Ludwig Beck und dem alten Rathaus vorbei ins Tal gehen, dann konnte ich den Turm des Tores sehen. Beim Näherkommen wurden auch die beiden Türme links und rechts des Tores sichtbar. Ich ging um den linken Turm der Anlage herum zur Frauenstraße, um auf den Isartorplatz zu kommen und von dort aus zu sehen wie Trambahnen und Autos durch die drei Torbögen Richtung Tal und Marienplatz fahren..



Die große Turmuhr zeigte damals nicht dreizehn, sondern achtzehn Uhr an. Mein Magen revoltierte und ich lief weiter bis zur Rumfordstraße. Dort am Eck gab es ein Lokal, das sich auf Fisch spezialisiert hat und ‚Fischstuben am Isartorplatz‘ hieß. Es hatte eine Theke zum Straßenverkauf, aber auch mehrere Stuben mit Gästetischen. In einem Schaufenster wurde das Angebot präsentiert wie Fischsemmeln belegt mit saurem Hering, orangefarbenem Seelachs, Makrelenfilets oder Mayonnaise mit Kaviar und Scheiben von harten Eiern. Dann entdeckte ich eine Semmel mit einer gebratenen Fischfrikadelle für sechzig Pfennige und bestellte zwei davon zum Verzehr an einem der Tische, denn die Frikadellen mussten erst gebraten werden. Ich hatte ein großes Apfelschorle vor mir und begann darüber nachzudenken, was ich unternehmen könnte, um die Nacht in München zu verbringen, als ich auf der anderen Straßenseite Telefonzellen entdeckte, in denen auch das dicke Telefonbuch der Stadt München an einer Kette auslag. Während ich voller Heißhunger die köstlichen Fischfrikadellensemmeln kaute entwickelte ich einen Plan: Ich würde im Telefonbuch nachschlagen, ob ich unter H einen Eintrag des Freundes von Onkel Kreppel, Karlheinz Hoffmann, Bildhauer finden konnte. Wenn ja, würde ich dort anrufen und fragen, ob ich bei ihm übernachten könnte. Wenn nicht, könnte ich das mit den Namen Fred Bieger oder Hertha Warenburg versuchen, bei denen meine Mutter oft übernachtete. Erfrischt und gestärkt verließ ich die Fischstuben, ging hinüber zur Telefonzelle und wurde bereits unter dem Buchstaben H fündig. Ich hatte Glück. Seine Frau Anna nahm mein Gespräch an. Sie war überrascht, aber zögerte nicht mir zu helfen. Sie hatte ein Klappbett für Besucher, darin könnte ich übernachten und morgen nach Hohenpeißenberg weiter reisen. Nur war das Haus im Stadtteil, in dem sie wohnten, ziemlich weit weg vom Isartorplatz. Anna erklärte mir, dass ich mit der Trambahn über

Marienplatz und Stachus zum Hauptbahnhof zurück fahren und dort in die Linie 19 Richtung Nymphenburg umsteigen und an der Station Schloß Nymphenburg aussteigen müsse. Von dort könne ich in wenigen Minuten zu ihrem Haus an der Tristanstraße laufen. Sie konnte mich nicht abholen, weil sie heute Abend Freunde zu einem Streichquartett erwarteten. Ich merkte mir den Straßennamen gut und machte mich auf den Weg zum Hauptbahnhof, holte dort meinen Koffer aus dem Gepäckfach, ging zur Trambahnhaltestelle an der Arnulfstraße und fuhr zum Kindertarif Richtung Nymphenburg. Es war eine lange Fahrt bis ich an der Haltestelle des Schloßes aussteigen konnte, um die Tizianstraße zu suchen und zu finden. Schließlich stand ich vor einem kleinen Haus mit Garten, aus dem ich die Musik eines Streichquartetts hörte. Ich konnte keine Klingel finden, also öffnete ich das Gartentor und klopfte an die Haustür, die sich kurz darauf öffnete, während drinnen die Streicher weiter musizierten. Es war die achtjährige Tochter Annette, die mir, mit ihrem Zeigefinger über ihre Lippen gelegt, aufmachte, freundlich aber wortlos zunickte und mich herein winkte. Ich setzte meinen Koffer im Flur ab und sie zog mich an der Hand in das Wohnzimmer auf einen Stuhl neben sich. Uns gegenüber saßen Anna mit einer Violine, neben ihr ein Mann mit Cello, eine weitere Frau und Karlheinz mit Violine. Sie spielten lebhaft auf ihren Instrumenten. Ihre Musik war hell, unbeschwert und munter wie ein Bergbach. Ich saß bestimmt zehn Minuten mit offenem Mund, mit meinen Händen auf den Knien aufrecht auf meinem Stuhl wie bei einem Gottesdienst. Die Musik vermittelte Harmonie und brachte Ordnung in die Erwartung an die Zukunft. Etwa um neun Uhr machten die Musiker eine Pause, ich konnte Anna und Karlheinz begrüßen und mich für die Gastfreundschaft bedanken. Ich bekam ein großes Glas Apfelschorle, das Konzert ging noch zwanzig Minuten weiter, dann zeigte mir Anna das Klappbett, ich schlüpfte unter die Decke und schlief sofort ein. Am nächsten Morgen gab es leckeres und fröhliches Frühstück mit der Familie und eine Stunde später stand ich bereits an der Haltestelle 'Schloß Nymphenburg' um mit der Straßenbahn bis zum Ende der Arnulfstraße am Starnberger Bahnhof zu fahren. Dort bestieg ich den Schnellzug nach Garmisch, der um 11 Uhr 40 abfuhr. Er wurde von einer Elektrolokomotive gezogen. Seine neuen Waggons hatten Abteile mit sechs Sitzplätzen und Schiebetür. Im Seitengang konnte man stehen und seinen Kopf aus dem offenem Fenster strecken. Der Zug war voll von Ausflüglern, die den



sonnigen Sonntag nutzen, um an den Starnberger See zu fahren. Er bewegte sich erst gemächlich durch das Gleiswirrwarr des Hauptbahnhofs bis nach Pasing, hielt dort kurz und eilte danach über das Westkreuz Richtung Süden über Gauting direkt bis Starnberg. Von Norden kommend sieht man den See erst kurz bevor der Zug in den Bahnhof einfährt, der nah am Seeufer liegt. Wenn man am Fenster zur Seeseite saß oder stand konnte man über dem glitzernden Wasser des Sees die Alpenkette sehen. Der Zug fuhr dann zwar bis Tutzing weiter am See entlang, aber meist ohne See- oder Alpenblick. Er hielt dann erst wieder im Bahnhof

von Weilheim. Dort stieg ich um in den Schienenbus Richtung Kaufbeuren. Als ich in Hohenpeißenberg ausstieg, war es 14 Uhr. Aus dem Westen zog eine leichte Wolkendecke auf. Es war nicht heiß und windstill. Der Zug war voller Leute, die von der Arbeit aus Weilheim oder Peißenberg nach Hause zurück kehrten. Mit meinem Koffer in der Hand lief ich mit ihnen die Bahnhofstraße hoch Richtung Schächten. Die Läden waren bereits geschlossen und die Straßen kaum belebt. Nach dem aufregendem Tag in der geschäftigen Großstadt wirkte mein Heimatdorf noch kleiner als es war. Auf der Bank am Kirchweg beim Schnaderbeck machte ich eine Pause, stellte meinen Koffer ab und setzte mich. Hier gab es weder Zerstörung noch Wiederaufbau. Die



wenigen Bomben, die abgeworfen wurden, sollten die Wetterstation auf dem Berg treffen. Aber keine traf. Eine landete auf dem Grundstück des Kurheims und hinterließ einen Trichter auf der Heilstätt. Sie war nicht explodiert und obwohl sie entschärft und geborgen wurde, wurden wir ermahnt dort nicht zu spielen. In Gedanken setzte ich den Münchner Hauptbahnhof in die Mitte des Dorfes dahin wo der Schächten stand und stellte mir vor, wie das aussehen würde. Er würde den ganzen Raum zwischen der Bäckerei Sanktjohanser und dem Rathaus an der Auffahrt zur Bergstraße bedecken. Wie ein Raumschiff mit Bergblick. Meine Mutter hatte mich manchmal einen Träumer genannt, wenn sie an der Wirklichkeit meiner Erzählung zweifelte. Damit meinte sie wohl, dass es Träume gibt, aber dass die nicht zum wirklichen Leben gehören. Ich war wohl mit meinem Traum von der Zigeunerin, die mir im Dormitorium des Seminars erschienen war, allein. Ich wartete auf sie, aber sie hatte mich seitdem nicht mehr besucht. Aber da ich auf sie wartete, konnte ich mich auch an Träume erinnern. Es war viel Wirklichkeit in ihnen, aber es passte nicht zusammen. Es gab Orte und Gesichter in ihnen, die ich kannte, aber auch Plätze, Einrichtungen und Menschen, die ich noch nie gesehen hatte. Auch die Handlungen und Gefühle waren unwirklich, aber trotzdem meine. Ich hatte manchmal eine Angst, von der ich mich nach dem Aufwachen nur schwer befreien konnte. Meine Mutter nannte so einen Traum ‚Albtraum‘. Meinen ersten Albtraum hatte ich mit fünf Jahren. Ich versuchte zu schlafen und kurz vor dem Einschlafen meldete mir der Albtraum, dass ich ganz klein sei und immer kleiner werde, bis ich so klein bin wie eine Erbse und durch die Matratze falle, bis mich niemand mehr finden kann. Diesen Traum gab es auch in der umgekehrten Variante: Ich schlafe ein und werde immer dicker und dicker, bis ich gegen die Decke stoße und das Zimmer nicht mehr verlassen kann. Wenn ich dann schreiend erwachte und das halbe Haus aufgeweckt hatte und Mutti herbeikam, um zu helfen, hörte sie meine Geschichte und beruhigte mich mit den Worten: „Aber Puzel, das ist doch nur ein Albtraum. Das hast du nur geträumt!“ Dann blieb sie bei mir und wartete bis ich wieder eingeschlafen war. Später hat mir dann Gott geholfen, aber der war inzwischen nicht mehr zuständig für die Seelenfürze eines Jungen im oberbayerischen Alpenvorland, der auf die Berge starrte, als ob die in der Lage seien ihn von seinen grüblerischen Gedanken zu befreien. Aber der Alpenblick tat mit dennoch gut, denn ich erhob mich wohlgemut und ging weiter bergan bis ich ankam im Gästehaus Dr. Wychgram, Bergstraße 51, 13b Hohenpeißenberg.

